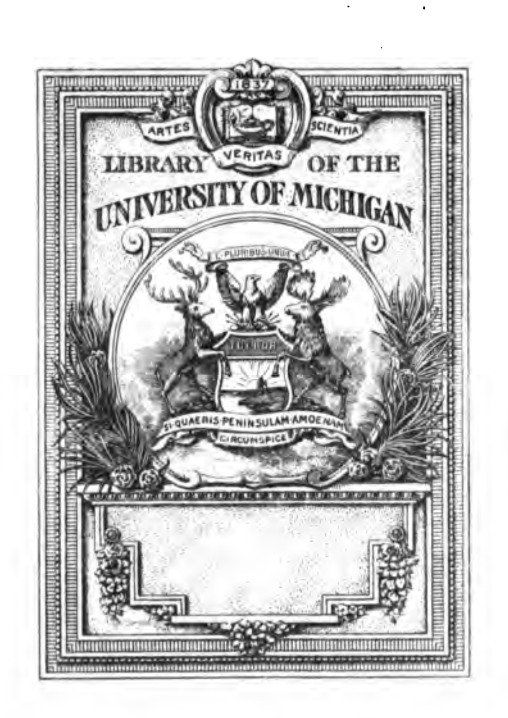
Socialpädagogisches

und

Vermischte Schriften

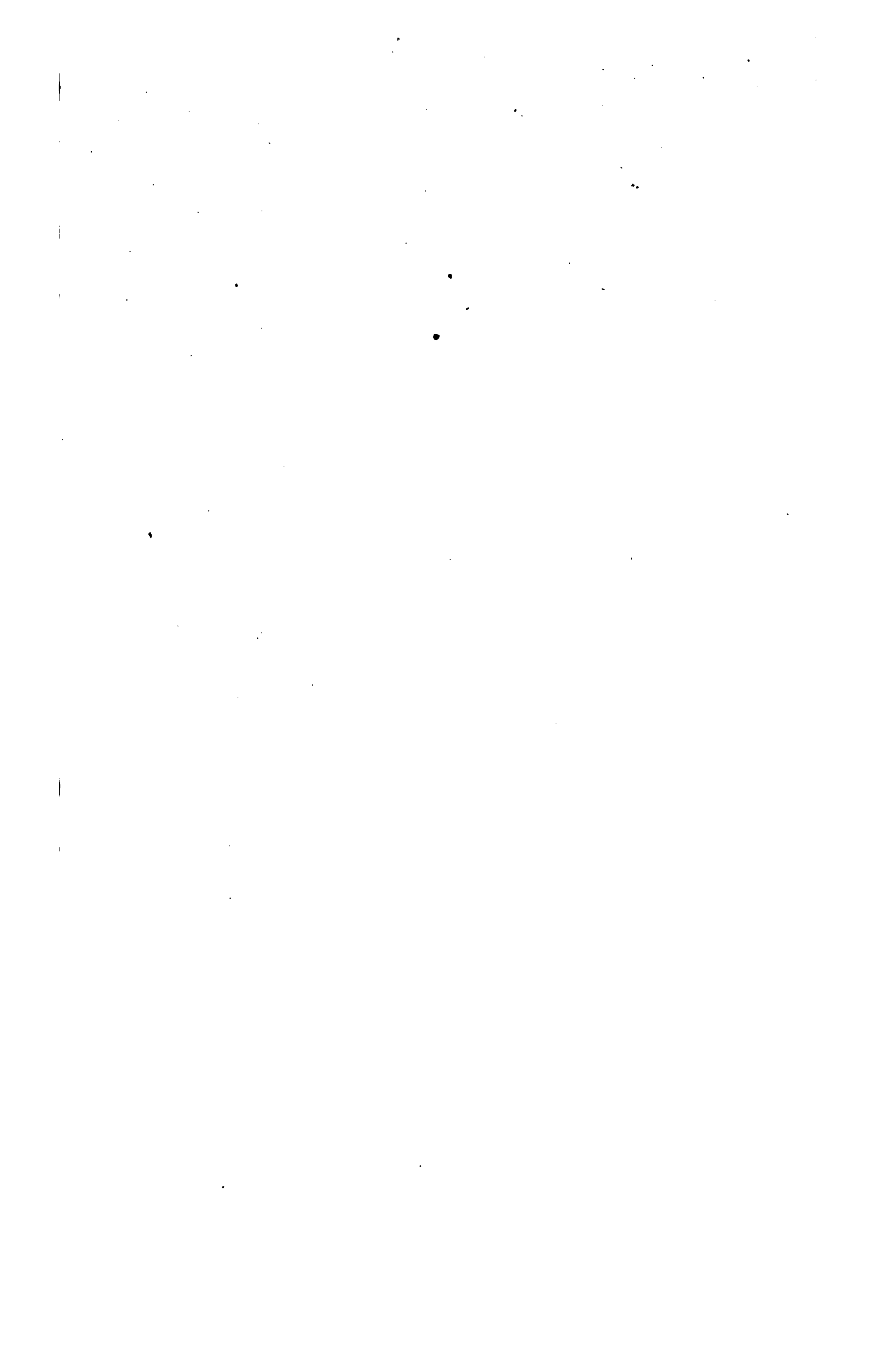
von

F. W. Dörpfeld



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Gesammelte Schriften

von

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.

Zehnter Band.

Erster Teil:
Socialpädagogisches.

Zweiter Teil:
Vermischte Schriften.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1900.

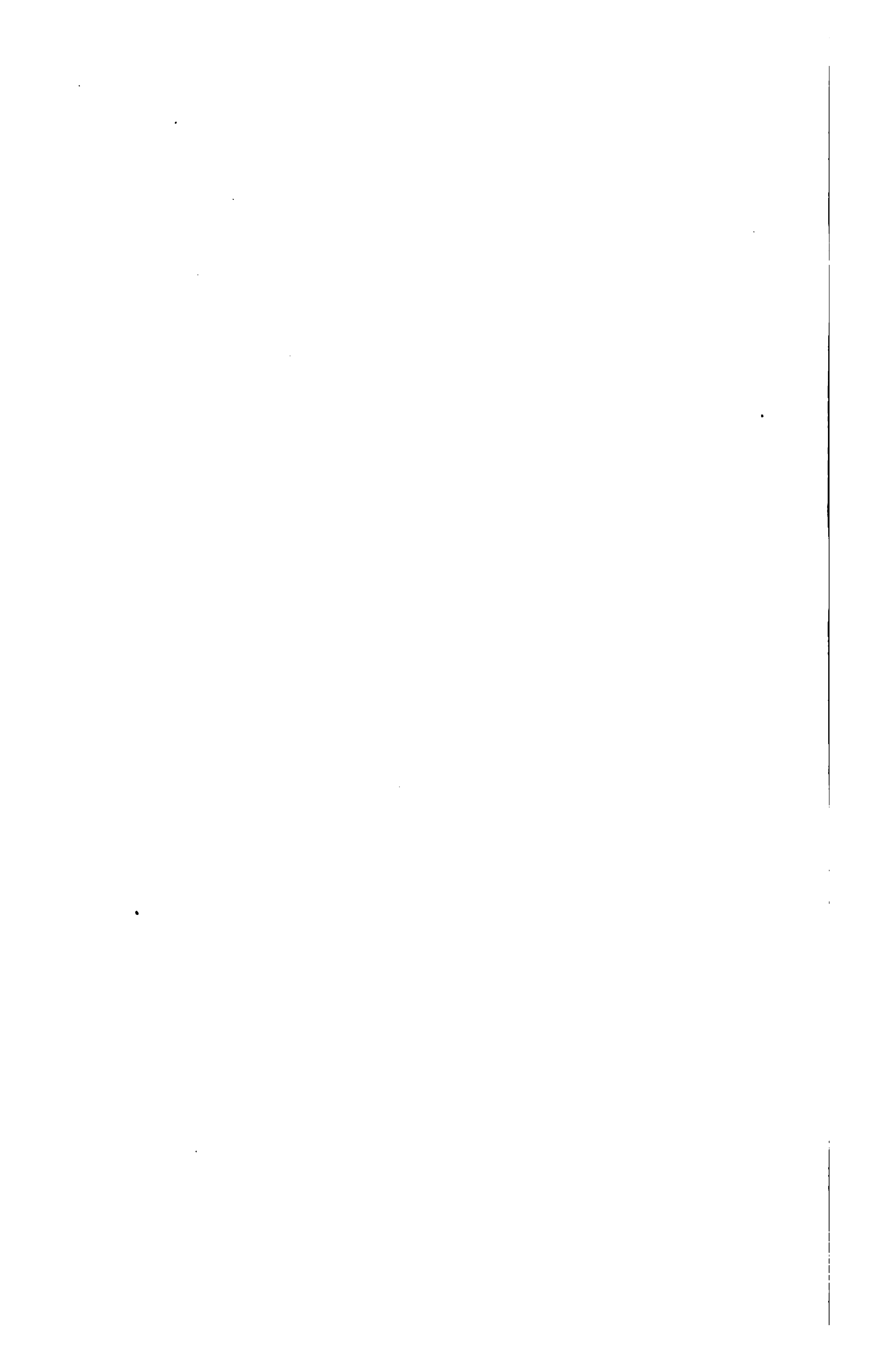
Socialpädagogisches.

Von

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1900.



Vorwort.

Unter dem Sondertitel „Socialpädagogisches“ geben wir in dem vorliegenden ersten Teil des 10. Bandes von Dörpfelds Gesammelten Schriften einige kleinere, aber ungemein bemerkenswerte Proben von des Verfassers umfassender volkspädagogischer Geistesarbeit heraus. Die Neuherausgabe des längst vergriffenen „Katechismus für Väter und Mütter“ unter der Rubrik des Socialpädagogischen erinnert daran, daß die Grundlage aller gesunden Socialistik die Familie und gute Familienerziehung ist. Die unter einem Decknamen im Jahre 1867 veröffentlichte „Sociale Frage“ läßt erkennen, mit welchem Nachdruck sich der Schulmann auf die Fragen der Volkserziehung und des Volkswohls im großen hingewiesen sah und mit welchem Ernst er sich ihrer annahm. Mag nach 33 Jahren auch manches darin veraltet erscheinen, so machen die Grundgedanken sich doch auch heute noch mit wachsender und werbender Kraft geltend. Direktor Trüper, dem Dörpfeld die Bearbeitung seines socialen Nachlasses übertragen hatte, hat die Schrift mit einigen erläuternden und ergänzenden Anmerkungen versehn. Das Flugblatt „Deutschlands Rückgrat“ zeigt den glühenden Patrioten im schönsten Licht, der dabei auch den wichtigen Faktor des socialen Fortschritts, die politische Macht, sehr wohl zu schätzen wußte. Auch der aus seinem Nachlaß im Schulblatt 1895 herausgegebene Aufsatz „Abwege der modernen Geistesentwicklung“ ist hier neu mit aufgenommen, weil er von dem inneren Zusammenhang falsch entwickelter Wissenschaft und falscher Socialistik deutliches Zeugnis ablegt.

Doch wie gesagt, wir sehen diese Stücke nur als Proben an. Die Social-Pädagogik war für Dörpfeld viel umfassender als es in diesen wenigen Arbeiten zum Ausdruck kommt. Das hat Direktor

Trüper in seinem Geleitswort, das mit diesem Bande gleichzeitig ausgegeben wird, eingehend nachgewiesen, indem er anderweitigen handschriftlichen Nachlaß, der sich zum Abdruck in den Gesammelten Schriften selbst weniger eignete, verwendet und die socialpädagogischen Ideen aus den übrigen, in den neun ersten Bänden der Gesammelten Schriften aufgenommenen Arbeiten des Verfassers zusammenhängend darlegt und würdigt. Wir machen auf diese ungemein schätzenswerte Schrift, die als Einleitung in die Gesammelten Schriften Dörpfelds vom Gesichtspunkt der Socialpädagogik aus anzusehen ist, nachdrücklichst aufmerksam.

Dr. von Rohden.

Inhaltsverzeichnis.

üpe
rig
ttig
fan
fal
iad
änd
erfc
iefe
ßefa
päd

Katechismus für Väter und Mütter.

Dr. Luthers Unterweisung über der Eltern Würde, Pflicht und Arbeit.

Eph. 6, 4. Ziehet auf eure Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Man wolle es dem Herausgeber nicht übel nehmen, daß er es wagt, auch noch etwas von seinem Eigenen beizufügen über das, was er im Sinn und auf dem Herzen hat, indem er die köstlichen Lutherworte in die vorliegende Einfassung gebracht und nun in die Welt hinausschickt.

Fürs erste möchte er den Vätern und Müttern und allen, die irgend ein Amt und eine Pflicht haben, mit darauf zu halten und dabei zu thun, daß unsere christliche Jugend auch christlich erzogen werde, Luthers Wort in die Ohren und in die Seele schreien: „Alle Kraft und Macht der Christenheit stehet in den Nachkommen, und so sie in der Jugend versäumt werden, so gehet es der christlichen Kirche gleich einem Garten, der versäumet wird im Frühling;“ und das andere: „Ich achte auch, daß unter den äußerlichen Sünden die Welt vor Gott von keiner so hoch beschweret ist und so greuliche Strafe verdienet, als eben von dieser, die wir an unsern Kindern thun, daß wir sie nicht ziehen.“

Zum zweiten möchte er neben der Vermahnung zu christlicher Zucht und Unterweisung, so viel an ihm ist, auch einen schlichten Rat geben, wie solches geschehen mag. Warum er das mit den Worten des Mannes gethan, der seit 300 Jahren bei allen Kundigen als ein guter Ratgeber gegolten, ist wohl kaum nötig zu sagen. Solange wir solche Worte haben, können wir füglich die eigenen zurückhalten. — Freilich ist über viele, viele Punkte guter Rat noch teuer; darum möchte er

Drittens eine bescheidene und doch laute Mahnung geben an alle, die nach Gaben, Erfahrung, Stand und Stellung den innern wie

den höheren Beruf und die Pflicht haben, lauter, eindringlicher zu ermahnen, dazu besser, vollständiger und weiter reichend zu raten, als [illegible] vermag. Wohl ist es bekannt und anerkannt, ja fast zum Gemeinplatz geworden, daß die Wohn- und Kinderstube die erste und Haupterziehungsstätte sein muß. Wenn aber nun auch heute Luthers Wort leider! von Namenchristen gelten muß: „Es treten ihrer viel in den Stand der heiligen Ehe, werden von der Kirche eingesegnet, und können kaum ein Vater Unser beten;" — von denen manche auch sagen möchten: „Wie sollen wir wissen, von dem wir nichts gehöret haben? wie sollen wir glauben ohne Prediger?" — ist es da, trotz aller erbaulichen und [illegible] Predigten und kleinen Versammlungen, nicht ein Jammer und eine Schande für die Christenheit, daß über das, was am Fundament not thut, so wenig Zeugnis abgelegt und noch weniger Rat gegeben und Rat geschaffen wird, wie das zu bessern? — Ist denn wirklich die Christenheit an solchem Rat so arm, und guter Rat so teuer? Wir möchten und können es nicht glauben.

Viertens. Es wird gerühmt, daß in neuerer Zeit der Geist der rettenden und helfenden Liebe wieder in den Christenleuten erwacht sei, der der verwahrlosten Kleinen und Großen sich annehme und sie zu bessern suche. Wir freuen uns des auch und sind auch nicht gewillet, bloß splitterrichternd zuzusehen. Aber wir haben doch etwas dabei auf dem Herzen. Wenn ein Haus mitten unter andern Häusern brennt und schnelles Löschen nicht möglich ist, so pflegt man vor allem die umgebenden Gebäude vor der Ansteckung möglichst sicher zu stellen, und dann aber auch zugleich an und aus dem brennenden Hause zu retten, was noch zu retten ist. Das ist gesunde, vernünftige Praxis. Wir freuen uns also, loben und danken über die Rettungsapparate und Rettungsanstalten aller Art, die die christliche Liebe beschafft und gegründet; wollen nur zum vierten bescheidentlich gemahnt haben: Man vergesse die Konservationsanstalten nicht!

Der Herr aber sei mit dem Büchlein, wie er seiner Zeit mit Dem gewesen ist, dessen Worte es verbreiten soll!

Wupperfeld, im September 1851.

F. W. Dörpfeld,
Lehrer an der luth. Pfarrschule.

I. Die Hoheit und Würde des Elternstandes.

1. Woher kommt und worin besteht die Ehre und Hoheit im Vater- und Mutterstand?

Man muß zwei Dinge an den Eltern sehen und unterscheiden; zum ersten, daß sie Fleisch und Blut sind, zum andern aber das Kleinod, das Gott an die Eltern gehängt hat, nämlich sein Wort. Denn er hat sie also in sein Wort gefasset, wie in ein Heiligtum, und sie bekleidet mit seinem Willen. So muß man die Eltern nun ansehen, als die das Wort und den Willen Gottes tragen. Das ist das rechte und lebendige Heiligtum in Vater und Mutter, daß Gott sein Wort da hat hingelegt, darinnen die ganze göttliche Majestät ist. — Er hat aber die Kinder ihnen so nahe eingepflanzt und aus ihrem eigenen Fleisch und Blut bereitet, daß der Gehorsam und die Ehre der Kinder gegen die Eltern, und die Sorge, Mühe und großer Fleiß der Eltern gegen die Kinder desto herzlicher und williger geschehe.

2. Wie lautet Gottes Wille und Gebot an Vater und Mutter?

Ziehet auf eure Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn! Ephes. 6, 4. — Darum wisse ein jeglicher, daß er schuldig ist, bei Verlust göttlicher Gnade, seine Kinder vor allen Dingen zu Gottesfurcht und Erkenntnis zu ziehen. Aber da ist die leidige Plage, daß niemand solches wahrnimmt, noch achtet; sondern gehen hin, als gäbe uns Gott Kinder, unsere Lust und Kurzweil oder Nutzen daran zu haben; als ginge es uns nichts an, was sie lernen oder wie sie leben, und will niemand sehen, daß es der göttlichen Majestät Befehl ist, die solches ernstlich fordern wird und rächen.

3. Woraus ersehen wir die Hoheit und Ehre des Amtes, das den Eltern aufgetragen ist?

a. Gott hat dem Ehestand die Ehre angethan, daß er ihn allernächst nach seiner Ehre gesetzt hat in das vierte Gebot, da er gebeut: Du sollst Vater und Mutter ehren. — Wenn Gott nichts mehr hätte vom ehelichen Leben lassen hören, denn dies vierte Gebot, so sollte man ja genugsam daraus genommen haben, daß kein höher Amt,

Stand, Wesen und Werk vor Gott sei, als der elterliche Stand. Denn er gebietet nicht nur schlechthin, die Eltern lieb zu haben, sondern zu ehren. Gegen Brüder, Schwestern und den Nächsten insgesamt befiehlt er nichts Höheres, als sie zu lieben; Vater und Mutter aber sondert er ab, zieht sie allen andern Personen auf Erden vor und setzt sie neben sich. Denn es ist etwas viel Höheres, jemanden ehren, als ihn lieben. Jenes begreift nicht nur die Liebe in sich, sondern auch eine gewisse Zucht, Demut und Scheu, gleich als wie gegen eine Majestät, die allda verborgen sei. Kurz, man soll die Eltern nächst Gott für die Obersten halten, als welche an Gottes Statt stehen, ob sie gleich gering, arm und gebrechlich sind, daß sie dennoch Vater und Mutter sind, von Gott geordnet und gegeben. — Aber weil wir alle Vater und Mutter haben, ist der Stand ein gemein, veracht Ding worden; wird nicht viel davon gehalten, wie Gottes Werken allen geschieht; wenn sie gemein werden, wird man ihrer bald müde, suchet nur, was neu und seltsam ist. Die Welt muß blind und verstockt bleiben, daß sie nicht sehe, welch ein fein köstlich Gotteswerk es ist, Vater und Mutter sein, Kinder haben und ihrer warten. Es glänzet und gleißet nicht, darum gilt es auch vor der Vernunft nicht. Wenn eine junge Frau in dem Schmucke einer Königin daherginge — das wäre ein herrlich und köstlich Ding vor der Welt, da jedermann das Maul über aufsperrte. Und doch, wenn ein Weib die Kindlein fein wohl ziehet: gegen solchen Schmuck sind Perlen, Sammet und gülden Stück wie ein alter, zerrissener, geflickter Bettlersmantel.

b. Wir sehen aber auch aus Matth. 18, 1—10, welch ein hohes Amt den Eltern aufgetragen ist, weil selbst die Engel den Kindern herzlich gern dienen und thun, was ihr Bestes ist; die großen Geister, die vor Gottes Augen stehen, ihn stets hören und sehen. Wenn wir nicht mehr hätten als diesen einzigen Spruch, da Christus sich hören läßt, wie Gott, seinem Vater, so viel an dem jungen Volk gelegen sei: so sollten wir schließen, es wäre unter allen guten Werken kein größeres noch besseres, als junge Leute recht ziehen. Denn wer wollte es nicht groß halten, Denen dienen, welchen die Engel dienen, so stets vor Gottes Augen sind? Darum sollten Vater und Mutter, Knechte und Mägde, Schulmeister und Prediger, und alle, die mit jungem Volke umgehen, von Herzen willig und lustig zu solchem Dienst sein, und sich nichts verdrießen lassen, sintemal die Engel sich nicht schämen, dem jungen Gesinde zu dienen und auf sie zu sehen.

c. Weiter spricht Christus: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Da stehet es klar, wer eines Kindes sich recht mit Ernst annimmt und es zieht, daß es Gott

lernet erkennen, nicht lernet fluchen, schwören, stehlen rc., dem, spricht Christus hier, sage ich es zu, daß er mich selbst aufnimmt, und mir so Liebes thut, als trage er mich auf seinen Armen und pflegte mein, wie meine Mutter mein gepfleget hat. Daher kommt denn das gemeine Sprichwort und ist auch wohl wahr, daß Vater und Mutter können an den Kindern den Himmel verdienen und die Hölle, wenn sie denselben wohl oder übel vorstehen. Denn Vater und Mutter müssen sorgen und gedenken, wie sie die Kinder leiblich versorgen mit Essen, Trinken, Schuh und Kleider, und auch an der Seele, daß sie Gott recht erkennen lernen durch sein Wort. Also gehören auch die Seelen der Kinder, welche Vater und Mutter zu versorgen haben, zu den Hungrigen, Durstigen, Nackenden, Gefangenen, Kranken rc., von welchen Christus spricht Matth. 25, 50: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." Da machet also Gott aus eines jeglichen Hausvaters Hause, der da Kinder hat, ein Spital und setzet ihn zum Spitalmeister, daß er seiner Kinder warten soll, sie speisen, tränken und mit guter Lehre und Exempel vorstehen, daß sie lernen Gott vertrauen, glauben, ihn fürchten und ihre Hoffnung auf ihn setzen — seinen Namen ehren, nicht schwören, noch fluchen — wachen, arbeiten, des Gottesdienstes und Worts warten und ihm den Sabbath feiern, daß sie zeitlich Ding lernen verachten, Unglück mit Sanftmut und Geduld tragen, das Leben nicht lieb haben und den Tod nicht fürchten.

d. Es fließet auch aus der Familie alle gute Sitte und gut Regiment. Denn wo in Häusern Gehorsam nicht gehalten wird, wird man es nimmermehr dahin bringen, daß eine ganze Stadt, Land, Fürstentum oder Königreich wohl regieret werde. Denn in dem Hause ist das erste Regiment, davon alle andern Regimente und Herrschaften ihren Ursprung haben. Wo nun die Wurzel nicht gut ist, da kann weder Stamm, noch gute Frucht folgen. Denn was ist eine Stadt anders, als ein Haufen Häuser? Wie sollte denn eine ganze Stadt wohl regiert werden, wo in den Häusern kein gut Regiment ist, ja, da weder Kind, Knecht noch Magd gehorsam ist? Ebenso ein ganzes Land, was ist es anders, als ein Haufen Städte, Märkte und Dörfer? Wo nun die Häuser übel regiert werden, wie kann ein ganzes Land wohl regiert werden? Ja, da muß nichts anders daraus werden, denn eitel Tyrannei, Morden, Dieberei und Ungehorsam. — Wo also Vater und Mutter übel regieren, lassen den Kindern ihren Mutwillen, da kann weder Dorf, Markt, Stadt, Land, Fürstentum, noch Königreich wohl und friedlich regiert werden. Darum hat Gott als am nötigsten angefangen, daß man im Hause wohl regiere. Denn wo das Regiment im Hause wohl und rechtschaffen gehet, ist dem andern allen wohl geraten.

4. Wie lehret die Heil. Schrift das Werk der Kindererziehung ansehen?

Es ist das der rechte Gottesdienst, den du Gott dem Herrn erweisen kannst in deinem Hause; denn was hilft es dir, wenn du für dich selbst noch so fromm bist, bist aber fahrlässig in Auferziehung deiner Kinder? Man findet Leute, die dienen Gott mit viel seltsamer Übung und halten Dinge aus eigener Andacht; aber den wahren Gottesdienst ihres Hauses, die Kinder recht zu ziehen, gehen sie blindlings vorbei, und machen es wie vor Zeiten die Juden, die den Tempel Gottes verließen und opferten auf den Höhen. Darum sollst du am ersten acht haben, was Gott von dir fordert und was für ein Amt er dir auferlegt hat — 1. Kor. 7, 20. — Glaube mir, es ist viel nötiger, daß du achtest und Sorge habest, die Kinder wohl zu ziehen, denn Gebete thun, fremde Kirchen besuchen ꝛc. Da läßt man die Kinder sitzen, die uns Gott befohlen hat an Leib und Seele zu bewahren, und will Gott in andern Dingen dienen und ehren, davon uns nichts befohlen ist. So aber jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Heide. Wenn wir nicht so toll und thöricht und ganz verstockt wären, so könnten wir wohl merken und greifen, daß dies die rechten Werke wären, die aus Gottes Wort und Befehl hergehen. Wenn ein ehrlicher Mann sein Lebtag nichts anders Gutes thäte, denn allein, daß er das Kind recht zur Furcht Gottes zöge, so meine ich, er hätte ihm genug gethan. Das größte Werk, das du thun kannst, ist eben das, daß du dein Kind recht ziehest. Ich meine nicht, daß du bei der Wiege singest, daß es schweige, sondern daß es nicht lerne fluchen, oder schelten ꝛc. Du thätest ebensowohl, als betetest du alle Sonntage ein Gebet, läsest die Predigt, oder fastetest alle Woche zu Wasser und zu Brot. Ist viel besser, daß du deinen Kindern wehrest, was sie Böses thun. Laßt's euch gesagt sein! Die Kinder lernen jetzund fluchen und Unzucht, ehe sie wissen, was es ist.

5. Welcher Segen ist dem verheißen, der seine Kinder in Gottesfurcht zur Gottesfurcht treulich und fleißig ziehet?

Das sollen die Eheleute wissen, daß sie Gott, der Christenheit, aller Welt, ihnen selbst und ihren Kindern kein besser Werk und Nutzen schaffen mögen, denn dadurch. Es ist nichts, was für Werke genannt werden mögen, gegen dies einzige Werk, daß die Ehelichen ihre Kinder ziehen. Denn dasselbe ist ihre richtigste Straße gen Himmel, mögen auch den Himmel nicht eher und besser erlangen, als mit diesem Werk. Ferner: soll man der Christenheit helfen, so muß man fürwahr an den Kindern anheben. Ja, wenn man solches thäte, würde uns Gott auch hier schon reichlich segnen und

Gnade geben, daß man solche Leute erzöge, davon Land und Leute gebessert möchten werden; dazu feine, gezogene Bürger, züchtige und häusliche Frauen, die darnach wieder fromme Kinder und Gesinde ziehen möchten. Denn wollen wir feine, geschickte Leute haben, beide zu weltlichen und geistlichen Dingen, so müssen wir wahrlich keinen Fleiß, Mühe, noch Kosten an unsern Kindern sparen, sie zu lehren und zu erziehen, daß sie Gott und der Welt dienen mögen, und nicht allein denken, wie wir ihnen oder sie uns Geld und Gut sammeln. Denn Gott kann sie wie uns ohne das ernähren und reich machen, wie er auch täglich thut.

Endlich willst du alle deine Sünden wohl büßen und Gnade bei Gott erlangen, seliglich sterben, und dein Geschlecht auch zeitlich weit und ferne strecken: so schaue auch nur mit allem Ernst auf dieses Stück, die Kinder wohl zu ziehen. Kannst du es nicht, so bitte und suche andere Leute, die es können, und laß dich kein Geld, Kost, Mühe und Arbeit dauern. Denn das sind die frommen Stiftungen, die du hinter dir läßest, die dir auch leuchten werden im Sterben, und wo du hinkommest.

6. Welche Strafe hat Gott aber den Eheleuten angedroht, die in ihrem Elternberufe ungetreu und fahrlässig sind?

Da denke nun selbst, wie großen Schaden du thust, wenn du darinnen säumig bist und an dir läßest fehlen, daß dein Kind nützlich und selig erzogen werde; *dazu alle Sünde und Zorn auf dich bringest und also die Hölle an deinen eigenen Kindern verdienest*, ob du gleich sonst fromm und heilig wärest. Ja, die Hölle ist nicht leichter verdient, denn an seinen eigenen Kindern; es mögen die Eltern auch kein *schändlicher Werk* thun, denn daß sie die Kinder versäumen; lassen sie fluchen, schwören, schandbare Worte und Liederlein lernen, und nach ihrem Willen leben. Dazu etliche selbst sie noch reizen mit übrigem Schmuck und Förderung zur Welt, daß sie nur der Welt wohlgefallen, hoch steigen und reich werden; allezeit mehr sorgen, wie sie den Leib, dann die Seele genugsam versehen und versorgen. Derhalben auch Gott, weil man solches verachtet, die Welt so greulich strafet, welches wir auch alle klagen, sehen aber nicht, *daß es unsere Schuld ist*; denn wie wir sie ziehen, so haben wir ungeratene und ungehorsame Kinder und Unterthanen.

Weiter: Es ist hier kein Scherz, willst du nicht hören und folgen, so merke, der Herr hat noch eine sonderlich große Strafe darauf gesetzt. „Wer dieser Geringsten einen ärgert, die an mich glauben," spricht Christus, „dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget würde, und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist." Da siehst du, wie eine große Sünde es ist, der Jugend nicht schonen und sie vernach-

lässigen. Es hat Gott auf den Totschlag keine größere leibliche Strafe gesagt, als daß man den Totschläger mit dem Schwert rächen und ihm gleichermaßen das Leben nehmen soll; aber von denen, so dem jungen Volk Arges thun, es zum Bösen ziehen und verwahrlosen, sagt der Herr hier, daß eine solche Strafe folgen soll, daß sie lieber sollten im Meer sich ersäufen lassen. Darum ist hier nicht zu scherzen, sondern einem jeden ehrlichen Menschen hoch von nöten, daß er seines Kindes Seele mehr, tiefer, fleißiger ansehe, als das Fleisch, das von ihm kommen ist, und sein Kind nicht anders achte, denn als einen köstlichen ewigen Schatz, der ihm von Gott befohlen sei zu bewahren, daß ihn der Teufel, die Welt und das Fleisch nicht stehlen und umbringen. Denn er wird von ihm gefordert werden am Tode und jüngsten Tage mit gar scharfer Rechnung. Denn wo meinest du, daß herkommen wird das schreckliche Heulen und Klagen derer, die da rufen werden Luk. 23, 29: „O selig sind die Leiber, die nicht Kinder geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäuget haben!" —? Ohne Zweifel daher, daß sie ihre Kinder nicht wieder zu Gott gebracht haben, von dem sie sie empfangen haben, ihm zu bewahren, und jetzt also alle ihre Verdammnis von ihren eigenen Kindern kommt. Wo sie die nicht gehabt hätten, wären sie vielleicht selig geworden. Fürwahr, solche große wichtige Worte sollten wohl den Eltern die Augen aufthun, daß sie alle Mühe und Fleiß anwendeten, ihre Kinder recht zu ziehen — wozu Gott Gnade und Segen geben möge.

II. Der Eltern Pflicht und Arbeit.

1. In welchem Sinn muß das Werk der Erziehung geschehen, wenn es nicht trotz aller Sorge und Mühe ein verlorenes sein soll?

Man soll zuvörderst wohl merken, daß dies wie jedes andere Werk muß im Glauben geschehen. Denn Zucht und Lehre, dazu man die Kinder hält, ist an ihm selber nichts vor Gott, es sei denn, daß es geschehe im Glauben; daß der Mensch nicht daran zweifle, es gefalle Gott wohl; daß die Eltern die Kinder zum Besten erziehen, und lasse ihm solch Werk nichts anders sein, denn eine Vermahnung und Übung seines Glaubens, Gott zu vertrauen und sich alles Gute zu ihm versehen, ohne welchen Glauben kein Werk lebet, gut und angenehm ist. Denn viele Heiden haben ihre Kinder hübsch und ehrlich vor der Welt erzogen, es ist aber alles verloren gewesen um des Unglaubens willen, wie Paulus spricht Röm. 14, 23: „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde;" — und wiederum: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten

dienen." Röm. 8, 28. — Sie sollen aber auch erkennen, daß sie mit ihren Kräften und durch ihren Fleiß oder Arbeit allein die Kinder nimmermehr recht und wohl aufziehen können; derhalben sollen sie zu Gott schreien und also beten: „Herr Gott, himmlischer Vater, hilf uns, daß die Kinder wohl geraten mögen!" Hilft nun Gott, daß das Kind gerät, so danke man Gott; gerät es nicht, so haben wir das Unsere gethan. Denn daß Kinder wohl geraten, ist nicht in unserer, sondern Gottes Gewalt und Macht; wo der nicht mit im Schiffe ist, da fährt man nimmer wohl.

2. Wann soll die Erziehung des Kindes, also beides: die Zucht und die Unterweisung oder Vermahnung zum Herrn einen Anfang nehmen?

Die Eltern sollen bei Zeiten und flugs im Anfange dazu thun, daß sie ihren Kindern nach Gottes Befehl wohl vorstehen, dieweil sie sich noch ziehen, biegen und leiten lassen, und nicht warten, bis sie erwachsen und in ihrem Mutwillen verhärtet sind, oder warten, bis sie andern Leuten in die Hände kommen. Denn man darf nicht denken, daß fremde Kinder so nahe zu Herzen gehen, als die eigenen. — Dazu kannst du nicht wissen, wie lange du bei deinen Kindern bleibest, denn es ist gar bald geschehen, daß Gott deine Seele aus der Welt fordert. So gehen dann deine Kinder elend und verwaist umher; niemand ist, der sich ihrer recht annimmt, können sich auch nicht selber regieren, werden leichtlich verführt, weil kein guter Grund bei ihnen gelegt ist, und verderben durch deine Schuld. Du hättest sollen der Zeit und Gelegenheit wahrnehmen, da dir Gott das Leben schenkte und du bei ihnen warst.

3. Ist die natürliche Liebe der Eltern zu den Kindern, die sie in ihren Mühen herzlicher und williger machen soll, nicht auch oft ein böses Hindernis?

Man soll sich wohl vorsehen, daß man nicht zu weit zur Linken ausweiche durch allzugroße Hätschelei und Verzärtelung. Die falsche Naturliebe verblendet die Eltern, daß sie das Fleisch ihrer Kinder mehr achten, denn die Seelen. Darum spricht der weise Mann, Sprüche 13, 24: „Wer seiner Ruten schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn bald." Ebenso Kap. 22, 15: „Thorheit steckt dem Knaben im Herzen; aber die Rute der Zucht wird sie ferne von ihm treiben." Und weiter Kap. 23, 13. 14: „Laß nicht ab den Knaben zu züchtigen; — du hauest ihn mit der Rute, aber du errettest seine Seele von der Hölle." Eltern, die ihre Kinder allzusehr lieb haben und lassen ihnen den Mutwillen, die thun im Grunde nichts anders, denn daß sie dieselben hassen. „Man kann dem Bösen nichts Ärgeres thun, als ihn im Bösen lassen beruh'n." Sie erziehen einen Bösewicht, den sie einmal zum Rabenstein begleiten müssen.

4. Was ist davon zu halten, wenn Eltern wohl sagen: Man darf es nicht allzu genau nehmen; es sind noch Kinder, sie verstehen noch nicht, was sie thun?

Es ist wahr, aber ein Hund, oder ein Pferd, oder ein Esel verstehen auch nicht, was sie thun; dennoch lehret man sie gehen, herzukommen, nachfolgen, etwas thun oder lassen, ob sie es gleich nicht verstehen. Ein Holz oder Stein verstehet auch nicht, daß er ungeschickt ist zu einem Hause, der Werkmeister aber bringet ihn in eine Form — wie vielmehr ein Mensch?! — — Oder verstehen es nur anderer Leute Kinder, und wollen es deine Kinder nicht auch verstehen? Solche Leute, die mit ihren Kindern also zärteln, sie werden auch ihrer Kinder Sünde tragen, so wohl, als wenn sie sie selbst begangen hätten. Es ist zu erbarmen, wie die Kinder jetzt so übel erzogen werden; da ist keine Ehre noch Zucht; die Eltern lassen ihren Kindern den Willen, halten sie in keiner Furcht; die Mütter sehen nicht auf ihre Töchter, die Väter nicht auf ihre Söhne, lassen ihnen alles nach, strafen sie nicht, lehren sie weder züchtig noch ehrbarlich leben. Daher wachsen sie auf in allerlei Sünden und bösen Begierden, denen sie *ohne alle Furcht und Scheu* nachhängen. Darnach aber kommt es, daß der Vater die Schande, und die Mutter die Schmach tragen muß. Das ist denn die Strafe, daß sie ihr Kind nicht wohl erzogen haben. Gott will haben, *daß die Jugend regiert und mit guter Disciplin gezwungen werden soll*; denn dasselbe Alter ist sehr schwach und unerfahren, und gedenkt nur auf närrische, kindische und schädliche Dinge. *Also kann es sich nicht selbst regieren, kann auch nicht sehen, was ihm nütze und gut sei.* Darum hat aber Gott die Eltern verordnet, die auf die Jugend sehen und sie in ihrem Leben und ihren Sitten regieren sollen, daß sie thun, was ihnen in ihrem Amt gebühret.

5. Gehört zu einer guten Zucht nicht auch die Strafe?

Das Strafamt ist ein Werk der göttlichen und christlichen Liebe. Denn solches hat Gott auch Vater und Mutter aufgelegt, da doch die höchste Liebe gegen die Kinder von Gott in die Natur gepflanzet ist, und müssen doch, so sie fromme Eltern sind und ihre Kinder recht lieb haben, nicht dazu lachen noch gut sein lassen, wenn sie sehen ihrer Kinder Ungehorsam, sondern durch beides, mit Wort und scharfen Ruten strafen. Das sind Amtsschläge und Liebesstreiche, die man schuldig ist, und die Gott geboten hat, dazu nicht schädlich, sondern nützlich, und es ist viel besser, die Kinder weinen, denn daß die Eltern weinen.

6. Sollt es nicht abgehen können ohne Strafe?

In den Kindern ist das Gewissen noch nicht; darum gilt hie nicht schonen oder barmherzig zu sein, sondern strafen; darnach, wenn das Ge-

wissen kommt, muß man Mosen (d. i. Gesetz, Strafe) steinigen. Wer aber die Strafe wollte lassen anstehen, der verursacht den höchsten Richter, Gott selber, daß er kommen und das Übel strafen muß. Da hat man wenig Vorteils an, denn wenn Gott kommt, so kommt er wohl und hält an.

7. Ist es recht und heilsam, allein mit Strafen und Schlägen, und gar noch unter Poltern und Stürmen die Zucht an den Kindern üben zu wollen?

Es ist nicht die rechte Zucht, wenn du **allein** mit Strafen und Schlagen die jungen Kinder willst zwingen und **allzu** harte halten. Daraus kommt nichts Gutes, sondern verursacht, daß der Kinder Gemüt, weil es noch zart ist, ganz in Furcht und Blödigkeit gerät, und in ihnen ein Haß gegen die Eltern erwächst. Was für Hoffnung mag sein an einem Menschen, der einen Haß und Mißtrauen hat zu seinen Eltern und ganz an ihnen verzagt? Darum spricht Paulus Epheser 6, 4: „Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn," und erklärt dies Kol. 3, 21: „Auf daß sie nicht scheu werden." Es ist ein bös Ding, wenn um der harten Strafe willen die Kinder den Eltern gram werden; denn viel ungeschickte Väter feine Köpfe mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verderben, wenn sie mit Kindern anders nicht, denn gleich als ein Henker und Stockmeister mit einem Diebe umgehen. Doch will St. Paulus damit nicht, daß man die Kinder nicht dürfe erzürnen oder schlagen, sondern daß man sie aus Liebe strafen soll, nicht daß man seinen bösen Mut kühle, und nichts darnach frage, wie man der Kinder Untugend **bessere.**

8. Was muß aber weiter noch bei der Strafe beachtet werden, auch wenn sie aus Liebe kommt und nur der Kinder Untugend bessern will?

Ein Kind kann nun einmal eines Zuchtmeisters nicht entbehren, sondern muß ihn haben, daß er es strafe, unterweise und zum Besten ziehe, sonst wo ein Kind ohne solche Zucht wäre, würde nichts Gutes aus ihm, sondern müßte verderben. Nur muß man in der Strafe auch ein Maß halten, und Kindereien nicht also strafen, als wenn sie Geld, Rock und Kasten wollten angreifen; da ist denn Zeit, ernstlich zu strafen. Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut hernach floß, und ihr Ernst und gestreng Leben, das sie mit mir führten, das verursachte mit, daß ich hernach in ein Kloster lief und ein Mönch wurde; aber sie meinten's herzlich gut. Sie konnten nur die Geister nicht unterscheiden, als nach welchen die

Strafen einzurichten und zu mäßigen sind. Denn man muß also strafen, daß immer der Apfel bei der Rute ist.

9. Die maßlose Strafe thut also nicht gut; das Strafen im Unmut unter Stürmen und Poltern ist vom Übel; — wie wird aber endlich bloße, fast liebeleere knechtische Furcht und Zwang auf das junge Gemüt wirken?

Ein Knabe, der unter einem solchen Zuchtmeister ist, thut nicht, was er will, und man kann nicht wissen, was hinter ihm steckt, dieweil sein Meister über ihm hält. Wenn er aber frei wäre, so würde man sehen, was hinter ihm wäre, da würde er denn seine Natur zeigen und seine eigenen Werke thun. Darum sind die Werke, die er also gefangen und verwahret thun muß, nicht recht seine Werke, sondern vielmehr des Zuchtmeisters, der sie ihm abdringet und zwinget. Denn wo nicht der Zuchtmeister über ihm wäre, so thäte er derselbigen keins, sondern das Widerspiel. Und stehet mit ihm also: je härter ihm das Böse äußerlich verboten wird, je unwilliger er im Herzen über den Verbieter wird. Das sehen wir genug in der Erfahrung, daß die Knaben, so am allerhärtesten erzogen werden, wo sie los werden, so werden sie ärger, denn die nicht so hart sind gezogen. Schluß: Der Natur ist einmal nicht zu helfen mit Geboten und Strafe allein. Man muß mehr dazu thun (also das eine thun und das andere nicht lassen; aber nicht beides lassen).

10. Was ist von dem noch oft, namentlich bei kleinen Kindern vorkommenden Bangemachen zu halten?

Man soll den Weibern oder Mädchen, die der Kinder warten, nicht gestatten, daß sie die Kinder bange machen mit allerlei Gaukelei, sonderlich des Nachts. Vielmehr soll man dazu thun, daß die Kinder also erzogen werden, daß die Kinder eine gute Furcht haben mögen, daß sie die Dinge fürchten, die man fürchten soll (Offenb. 15, 4 — Matth. 10, 28), und nicht, daß man sie allein furchtsam mache, welches ihnen ihr Lebenlang schadet.

11. Ist es wohlgethan, ein Kind fast ganz und gar vom Umgange mit andern abzuhalten?

Darin ist Salomo ein rechter königlicher Zucht- und Schulmeister. Er verbeut der Jugend nicht, fröhlich und bei den Leuten zu sein, denn da werden eitel Hölzer und Klötzer draus. Da halten aber manche ihre Jugend gefangen, wie man Vögel in die Bauer setzet, daß sie die Leute nicht sehen noch hören müssen, mit niemand reden dürfen. Es ist aber der Jugend gefährlich, also allein zu sein, also gar von Leuten abgesondert zu sein. Darum soll man junge Leute lassen hören und sehen und allerlei erfahren; doch daß sie zur Zucht und Ehre gehalten

werden. Es ist nichts ausgerichtet mit solchem Zwang. Es ist gut, daß ein junger Mensch viel bei den Leuten sei; doch daß er ehrlich zur Redlichkeit und Tugend gezogen und von Lastern abgehalten werde. Jungen Leuten ist solcher tyrannischer Zwang ganz schädlich, und ist ihnen Freude und Ergötzen so hoch vonnöten, wie ihnen Essen und Trinken ist.

12. Mag nicht aber auch nach der andern Seite viel und noch mehr gesündigt und verfehlt werden, indem man die Kinder ohne Sorge in die Welt einführt, und sie in Kleidern, Lust, Reichtum und Ehre der Welt gleich zu stellen sucht?

Wohl giebt es andere und viele, die ihre Kinder verderben, weil sie ihnen Anlaß geben, die Welt lieb zu haben; die nicht weiter für die Kinder sorgen, denn daß sie tapfer einhertreten, springen, tanzen und sich zieren können, den Leuten gefallen, ihre Begierden reizen, sich der Welt gleich stellen. Man findet jetzt wenige, die solche Acht haben auf ihre Kinder, daß sie also versorget werden mit den Dingen, die Gott und der Seelen Heil betreffen, als die sie versorgen mit Kleidern, Lust, Reichtum und Ehre. Also gehet denn Gottes Wort heimlich unter gutem Schein gar zu Boden, und wird erfüllet, was im Propheten Jesaias Kap. 57, 5 und Jeremias Kap. 7, 31 und Kap. 32, 35 geschrieben stehet, daß die Kinder von ihren eigenen Eltern verzehrt werden, und thun wie der König Manasse, der sein Kind dem Abgott Moloch ließ opfern und verbrennen, 2. Kön. 21, 6. Was ist's anders, denn sein eigen Kind dem Abgott opfern und verbrennen, wo die Eltern ihr Kind ziehen mehr der Welt zu Liebe, denn Gott? Lassen sie so hingehen, und in weltlicher Lust, Liebe, Freude, Gut und Ehre verbrannt, Gottes Liebe, Ehre und ewiger guter Lust in ihnen ausgelöscht werden. O wie gefährlich ist's, Vater und Mutter sein, wo nur Fleisch und Blut regiert!

13. Zu einer guten Zucht gehört unstreitig vor allem ein gutes Vorbild; wie wird's aber gehen, wo gar das Gegenteil ist?

Die andern, die ihre Kinder verderben, sind die, die ihnen mit bösen Exempeln und Gebärden, mit schandbaren Worten und Fluchen vorgehen. Da giebt es Leute, denen gefällt es überaus wohl, wenn ihre Söhne kriegerisch und beherzt sind, andere zu schlagen, gleich als wäre es ihnen eine große Ehre, daß sie sich vor niemand fürchten. Solche werden endlich für ihre Thorheit wohl bezahlet, daß sie oft Trauern und Herzeleid an ihren Söhnen erleben, indem dieselben oft plötzlich um das Leben kommen, und geschieht ihnen recht. Die Kinder, wie die Jugend pflegt, sind geneigt zu böser Lust und zum Zorn, darum

ist Not, daß ihnen die Eltern nicht weiter Ursach dazu geben, durch ihre Exempel in Worten oder Gebärden.

Gott sei es geklagt im Himmel! Man findet Knaben und Mägdlein von zehn, zwölf Jahren, die allerhand schändliche Fluchwörter sagen und unverschämte Reden führen. Wovon lernen sie es? Von niemand als von denen, die es ihnen verwehren sollen, von Vater und Mutter und von schändlichem, bösem Gesinde. Denn es gehet ihnen viel lieber ein, und merken es auch viel besser, als das Vater Unser. Darum sollte man bei dem jungen Volke vorsichtiger und bedächtiger sein, nicht alles reden und thun, was man sonst redet und thut. Aber wie viel sind derer, die es thun? Darum steht es auch so übel allenthalben in der Welt, daß keine Zucht, keine Ehrbarkeit, kein Glaube, keine Treue mehr bei den Leuten ist. Ursach: Die Alten thun und reden ohne Scheu alles, und lassen die Jungen zusehen. Die lassen sich denn bedünken, sie hätten es auch Macht; was andere und sonderlich die Eltern thun, das sei ihnen auch unverboten. Daß aber unser Herr Gott dazu lachen sollte, das kannst du aus der Predigt unsers Herrn Christi lernen Matth. 18, 1—10. Denn da die Welt sich lässet dünken, es sei ohne sondere Gefahr, einen Fluch thun oder grob schandbar Wort herauslassen vor den jungen Leuten, da sagt Christus: besser wäre es, einen Mühlstein haben und mitten in dem Meer liegen, als solche ärgern.

14. Warum hat der Herr Jesus, der sonst so milde spricht, hier ein solch hart Wort gebraucht?

Man sündigt schwer, wenn man schandbare Worte redet vor jungen unschuldigen Knaben und Mägdlein: solche Leute werden schuldig aller Sünden, die da entspringen aus ihren unbedachtsamen Worten. Denn das zarte, unerfahrene Alter wird gar leichtlich mit solchen Reden beflecket, und was noch ärger ist, es behält gar lange solche unflätige Worte. Gleich als wenn ein Fleck kommet in ein fein Tuch, der setzet sich viel fester drein, als wenn er in ein grob und rauh Tuch gekommen wäre. Darum sollte man allen Fleiß anthun, daß man die jungen Knaben und Mägdlein wohl bewahrete, daß sie nicht schändliche Dinge sehen und hören, denn sie haben ohnedem viel böse Lust in ihrem Geblüte. Wenn man nun das Feuer nicht mit Wasser auslöschet, sondern mit anderm Feuer schüren will, was Gutes, meinst du, sollte daraus werden? Aber leider! wie viel böse Leute findet man, die des Teufels eigenen Handwerks sich bedienen, und verderben die unschuldigen Seelen mit ihren giftigen schandbaren Worten. Der Teufel wird genennet ein Verderber der Gemüter, welches er doch nicht thut ohne durch Hülfe

solcher schädlichen Zeugen, die seines Teils sind und ihm nachfolgen.

Wie mag ein Kind oder Mägdlein wieder ausrotten ein schandbar Wort, das es einmal gehört hat? Der Samen ist ausgestreuet und wurzelt in seinem Herzen, auch wider des Kindes Willen. Darnach wächset er in seltsamen und wunderlichen Gedanken, die ein junger Mensch nicht wieder los werden kann. Aber wehe dir, der du dem einfältigen Herzen, das von den Sachen nichts gewußt hat, solche Mühe, Gefahr und Gift eingegossen hast! Du hast den Leib wohl nicht geschändet, aber so viel an dir gewesen ist, so hast du geschändet die Seele, die viel edler ist, als der Leib! ja, seine Seele totgeschlagen! — Siehe wohl zu, daß dich niemand eines so greulichen Verbrechens vor dem Herrn anklagen darf!

15. Wie soll ein christlicher Hausvater oder Hausmutter es in diesem Stücke halten?

Willst du ein christlicher Hausvater oder Hausmutter sein, so sollst du vielmehr die Kinder vom Argen abhalten und zum Guten führen. Als, wenn ein Kind einen Fluch oder ein schandbar Wort läßt laufen, daß du mit Ernst ihm zuredest und sprichst: Schäme dich in dein Herz hinein und thue es nie wieder! Desgleichen, daß sie sich scheuen vor Lügen und sonderlich Gottes Namen unnützlich zu führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

16. Es ist oben gesagt: der Natur ist durch Verbote und Strafe allein nicht zu helfen; was sollen nun christliche Eltern mehr dazu thun?

Man soll die Kinder feine, gute Worte und Exempel hören und sehen lassen, damit sie lernen beten, züchtig, mäßig, gehorsam, treu, still und wahrhaftig sein und in Worten und Gebärden fein tugendlich sich halten.

Die Eltern sollen die Kinder antreiben und reizen, Gottes Namen zu ehren und stetig im Munde zu haben in allem, was ihnen begegnen und unter Augen stehen mag. Denn das ist die rechte Ehre des Namens Gottes, daß man sich alles Trostes zu ihm versehe und ihn darum anrufe, also, daß das Herz zuvor durch den Glauben Gott seine Ehre gebe, darnach der Mund durch das Bekenntnis. Solches ist auch eine selige nützliche Gewohnheit und sehr kräftig wider den Teufel, der immerdar um uns ist und darauf lauert, wie er uns möchte zu Sünde und Schande, Jammer und Not bringen, aber gar ungern höret und nicht lange bleiben kann, wo man Gottes

Namen von Herzen nennet und anrufet. Auch wiederum, wenn jemand etwas Gutes ungedacht widerfährt, wie gering es auch ist, daß man spreche: Gott sei gelobet und gedanket! das hat mir Gott bescheret! ꝛc. Solches wäre Gott angenehm und nützlich.

Die Eltern, Hausväter und Mütter sollen auch ihre Kinder und Gesinde etliche sonderliche Gebetlein sprechen lassen, wenn sie zu Tische oder Bette gehen wollen, in welchen sie die Sünde bekennen, und Gott beides, ihre eigene und allgemeine Gefahr und Not vortragen und um Errettung und Linderung bitten. Daß solche Übung insonderheit angerichtet und gehalten werde, ist nützlich und christlich.

17. Wozu sollen Eltern ihre Kinder noch weiter ermahnen und unterweisen?

Man soll die Kinder auch ferner unterweisen in der Lehre Gottes. Das ist aber die Lehre Gottes, so du die Kinder lehrest erkennen den Herrn Christum, daß du sie lehrest stets in frischem Gedächtnis haben, wie er für uns gelitten hat, was er gethan und was er verheißen hat. Also war den Kindern Israel von Gott geboten, daß sie ihren Kindern und Nachkommen erzählen sollten die Wunder, die Gott ihren Vätern in Ägypten gethan hatte, Ps. 78, 4. Und wenn sie nun solches wissen, und noch nicht lernen Gott lieben, ihm danken und beten und Christo nachfolgen, so soll man weiter vornehmen die Strafe des Herrn, das ist, halte ihnen vor das schreckliche Gericht Gottes und seinen Zorn über die Bösen. Wenn einer solches lernt von Jugend auf erkennen, nämlich Gottes Wohlthaten und Verheißungen, daraus sie Gott lieben lernen, und Gottes Strafe und Dräuungen, daraus sie Gott lernen fürchten, so weiß er es hernach, wenn er alt wird. Denn Gott will in den zweien Dingen geehrt werden, daß man ihn liebe als einen Vater, der Gutthaten halben, die er uns erwiesen hat, erweiset und noch erweisen wird, und daß man ihn fürchte als einen Richter, wegen der Strafe, die er erzeiget hat und erzeigen wird. Darum spricht er bei dem Propheten Maleachi 1, 16: „bin ich euer Vater, wo ist meine Ehre?“ — und Psalm 101, 1: „Von Gnade und Recht will ich singen und dir, Herr, lobsagen.“

18. Wie soll noch ferner der Vater sein Priester- und Lehreramt im Hause wahrnehmen?

Ein Vater soll eigentlich ein Bischof und Pfarrer seines Hauses sein; denn ihm eben das Amt gebühret über sein Gesinde, das einem Bischof oder Hirten gebühret über sein Volk. Darum sollte er immer Gottes Wort mit ihnen treiben und üben, daß es nicht verroste noch verdunkele, sondern stets im Gedächtnis und Werk als neu und hell bleibe. Denn je mehr man von Gottes Wort handelt, je heller und neuer es

wird, und heißet billig: je länger je lieber. Wo man's aber nicht treibet, so wird's bald vergessen und unkräftig. Es sollte keiner ein Vater werden, er hätte denn gelernt, daß er seinen Kindern kann predigen die Gebote Gottes und das Evangelium, daß er fromme Christen zöge. Es treten ihrer aber viele in den Stand der heiligen Ehe und können kaum ein Vaterunser beten. Sie wissen nichts, so können sie auch ihren Kindern nichts predigen noch lehren. Man sollte die Kinder recht unterweisen in der Furcht Gottes. Denn soll die Christenheit in ihre Kraft kommen, so muß man wahrlich an den Kindern anheben, so wird's ein fein Ding. Ich möchte es wohl leiden, daß man in der Wiege anhöbe. Da könnte etwas Gutes Wurzel fassen, aufgehen und Frucht schaffen, daß solche Leute erwüchsen, deren ein ganzes Land genießen und froh werden möchte. Das wäre auch die rechte Weise, Kinder wohl zu ziehen, weil man sie mit Gutem und Lust kann gewöhnen. Hie wurzelt es ins Herz, daß man sich mehr vor Gott, als sonst vor Ruten und Knütteln fürchtet. Darum siehe zu, daß du deine Kinder vor allen Dingen lässest unterrichten in geistlichen Dingen, daß du sie erst Gott ergebest und darnach weltlichen Geschäften.

III. Die Schule.

1. In welcher Verbindung steht die Schule mit dem Elternhause?

Es ist wahr, daß ein jeglicher soll seine Söhne und Töchter selber lehren, oder sie ziehen mit Zucht. Aber man sieht wohl, wie sich's lehret und zieht. Und ob auch die Eltern gern wollten, so können sie doch nicht alles thun, haben nicht die Zeit und das Geschick. Denn es ist nicht eine geringe Kunst, die auch nicht möglich ist, daß sie der gemeine Mann habe, andere klar und richtig lehren und unterrichten. Darum sollen die Eltern, um Gottes willen, die Kinder zur Schule thun und sie Gott dem Herrn zurüsten, daß er sie brauchen könne andern zu nutz.

2. Wie ist die Schule mit der Kirche verbunden?

Schulen sind Früchte des Worts und Sämlein der Kirche. Um der Kirche willen muß man christliche Schulen haben und erhalten: denn Gott erhält die Kirche durch die Schulen. Darum muß die Schule das Nächste sein bei der Kirche und sie ist es auch, wo der Schulmeister gottesfürchtig ist, und die Knaben Gottes Wort und Glauben lehret verstehen, singen und üben und sie hält zu christlicher Zucht.

3. Greift aber die Schule nicht noch weiter?

Wenn gleich keine Seele wäre und man also der Schule nicht bedürfte um der Schrift und Gottes willen, so wäre doch allein die Ursache genügend, die allerbesten Schulen beide für Knaben und Mägdlein an allen Orten aufzurichten, daß die Welt, um ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf feiner geschickter Männer und Frauen: daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, und die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde. Nun, solche Männer müssen aus Knaben werden, und solche Frauen müssen aus Mägdlein werden; darum ist's zu thun, daß man Knaben und Mägdlein recht dazu lehre und aufziehe.

4. Wie ist demnach der Lehr- oder Schulstand anzusehen?

Ein Pfarrer und Schulmeister pflanzen und zeugen eitel junge Bäumlein und Würzsträuchlein in dem Garten. O, sie haben ein köstlich Amt und Werk, und sind die edelsten Kleinode der Kirche. Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist. Denn es ist schwer, alte Hunde bändig und alte Wölfe fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet, und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen. Lieber, laß es der höchsten Tugenden eine sein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenige oder schier niemand thut an seinem eigenen. — Einen fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister oder wer es sei, der Knaben **treulich** zeucht und lehret, dem kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch schon der Heide Aristoteles sagt. Aber noch ist's bei uns verachtet, als sei es gar nichts, und wollen doch Christen sein.

5. Hat nicht auch Gott sich der Schulen für uns reichlich angenommen?

Gott erbietet sich reichlich und reichet die Hand dar, und giebt dazu, was dazu gehört. — Christus selbst, wie zieht er die jungen Kindlein zu sich! Wie fleißig befiehlt er sie uns, und rühmet auch die Engel, die ihrer warten. Matth. 18, 2. — Und wie gnädig hat Gott, der Allmächtige, uns Deutsche jetzt heimgesucht, und eine recht güldene Zeit aufgerichtet! Da haben wir jetzt Schulmänner und Schulhäuser, welche wohl Nutzen schaffen könnten, wo man ihrer brauchen wollte, das junge Volk zu lehren. Aber nun uns Gott so reichlich begnadet und solcher Leute

die Menge gegeben hat, die das junge Volk fein ziehen und lehren mögen, wahrlich so ist's not, daß wir die Gnade Gottes nicht in den Wind schlagen, und lassen ihn nicht umsonst anklopfen. Er stehet vor der Thür; wohl uns, so wir ihm aufthun. Versehen wir's, daß er vorübergeht, wer will ihn wieder holen? Darum lasset euch das Werk anliegen, das Gott so hoch von euch fordert, das der Jugend so not ist, und das weder Welt noch Geist entbehren kann.

6. Halten nicht gleichwohl viele ihre Kinder schlecht zur Schule?

Da es leider! in den Häusern so schlecht geht, so hätte man noch Hoffnung, daß zum wenigsten in der Schule die Kinder etwas Gutes lernten und zur Gottesfurcht angewiesen würden. Aber die Hoffnung ist auch gering, denn ich möchte sagen, die Juden halten ihre Kinder besser zur Schule als die Christen. Darum auch stehet es so übel aus in der Christenheit. Alle ihre Kraft und Macht stehet in den Nachkommen, und so die in der Jugend versäumet werden, so gehet es der christlichen Kirche gleich einem Garten, der versäumet wird im Frühling. So sage ich nun, daß man die Kinder ohne Unterlaß zur Schule schicke, es seien Knaben oder Mägdlein.

7. Wie glauben manche ihre Fahrlässigkeit rechtfertigen zu können?

Ja, spricht man, wer kann seine Kinder so entbehren? sie müssen im Hause der Arbeit warten? Antwort: sie sollen auch nicht wie vor Zeiten zwanzig oder dreißig Jahre lernen, und doch nichts lernen. Es ist jetzt eine andere Welt und gehet anders zu. Meine Meinung ist, daß man die Knaben und Mägdlein etliche Stunden des Tages lasse zur Schule gehen, und dann die andere Zeit im Hause schaffen, wozu man sie haben will, daß beides mit einander gehe. Es fehlet allein daran, daß man nicht Lust noch Ernst dazu hat, das junge Volk zu ziehen, noch der Welt zu helfen mit feinen Leuten: Der gemeine Mann denkt nicht, daß er Gott und der Welt schuldig ist, das Kind in die Schule zu thun; sondern jedermann meinet, er habe freie Macht seinen Sohn zu ziehen nach seinem Willen, es bleibe Gottes Wort und Ordnung, wo sie wolle. Es ist eine schändliche Verachtung Gottes, daß wir solch ein herrliches, göttliches Werk unsern Kindern nicht gönnen, und stecken sie allein in des Bauches und Geizes Dienst, lassen sie nichts lernen, denn Nahrung suchen, gleichwie die Säue mit der Nase immer im Kot wühlen.

8. Was sollen die Lehrer thun, daß es besser werde?

Der Schulmeister soll sein Amt mit allem Eifer und Lust treiben, daß er Früchte wirke, die offenbar sind vor der Welt, und also beide, Eltern und Kinder an die Schule ziehe. Er soll den Kindern die Stücke

einbilden, die not sind, recht zu leben und der Welt zu dienen, nicht, wie etliche bisher gethan, die Kinder mit solcher Mannigfaltigkeit beschweren, die nicht allein unfruchtbar, sondern auch schädlich ist. Man siehet auch, daß solche Schulmeister nicht der Kinder Nutz bedenken, sondern um ihres Ruhms willen so viele Sachen vornehmen.

9. Was haben die Prediger zu thun?

Die Prediger müssen als Seelsorger wachen aus Pflicht ihres Amts und wahrlich hier, an welchem so große Macht liegt, nicht schlafen, sondern anregen, ermahnen, reizen, hetzen mit aller Macht, daß die Eltern sich nicht so jämmerlich lassen betrügen und verführen vom Teufel. Darum sehe ein jeglicher darauf und nehme seines Amtes wahr, daß er hier nicht schlafe, und den Teufel lasse Gott und Herr sein; denn wo wir hier schweigen und schlafen, daß die Jugend so versäumt und unsere Nachkommen Tartaren oder wilde Tiere werden, so wird es unseres Schweigens und Schnarchens Schuld sein, und werden müssen schwere Rechenschaft dafür geben.

10. Darf die Obrigkeit die Unterthanen zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten?

Ich halte, daß auch die Obrigkeit schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, die Kinder zur Schule zu halten; denn sie ist wahrlich schuldig für des Volkes Wohl zu sorgen. Kann sie die Unterthanen zwingen, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauer laufen, und anders thun, wenn man kriegen soll, wie vielmehr kann und soll sie die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier wohl ein Krieg vorhanden ist mit dem leidigen Teufel, der damit umgehet, daß er das Land will so heimlich aussaugen und von tüchtigen Leuten leer machen, bis er den Kern ausgebohret und eine leere Hülse da lasse stehen von eitel unnützen Leuten, da er mit spielen und gaukeln könne, wie er will.

11. Müssen wir nicht auch gern von unserm Gut etwas daran wenden, daß die Schulen erhalten und gefördert werden?

Schande über die, so nicht wollen nähren und halten fromme, ehrliche, tüchtige Lehrer, von Gott dargeboten, die ihre Kinder zur Gottesfurcht, Zucht, Kunst, Lehre und Ehre ziehen mit großer Arbeit, Fleiß und Mühe, dazu mit geringer Kost und Geld; denn schon der Heide Aristoteles spricht: den Lehrmeistern kann keine vollkommene Vergeltung geschehen. — Und ist nicht hie dein Pfennig, so du an dein Kind wendest, hoch geehrt, herrlich gesegnet, köstlich angelegt, und besser denn kein Königreich oder Kaisertum vor Gottes Augen gerechnet? Auf den Knieen sollte einer solchen Pfennig an der Welt Ende tragen, wenn er wüßte,

daß er sollte daselbst so herrlich und teuer angelegt werden, und siehe, du hast's in deinem Hause und in deinem Schoß, daran du es so herrlich kannst anlegen.

Ich will's hiebei lassen bleiben, und jedermann gebeten haben, treulich dazu helfen, daß die Kinder insgesamt wohl zur Schule gehalten werden, damit sie beides Gott und der Welt, recht lernen dienen, und ihnen zeitlich und ewig wohl gehe.

Nun bitte ich euch, meine lieben Christen, wollet diese meine Vermahnung zu Herzen nehmen und bei euch lassen Frucht schaffen, daß ihr euch der armen Jugend mit Ernst annehmet und durch göttliche Hülfe ihnen ratet und helfet zu seligem und christlichem Wandel nach Geist und Leib, zu Lob und Ehren Gott, dem Vater, durch Jesum Christum, unsern Heiland!

Die sociale Frage.

Eine Lebensaufgabe für alle Stände, zugleich ein Mahnwort an die politischen Parteien.

Eine Geschichte, als Einleitung.

Irgendwo hinter den Bergen wohnte einst ein wohlhabender Fabrikant. Er hielt sich eine Anzahl Hunde. Ein paar dieser Tiere zogen den Brotwagen; andere mußten den Tag über ein großes Schwungrad treten, andere mit flinken Beinen halfen dem Herrn auf seinen Jagdpartien u. s. w. Der Herr war gutmütig und wohlwollend und konnte es nicht übers Herz bringen, daß seine lieben Hunde trockenes Brot essen sollten; sie sollten Butter dazu haben. Der Mann war aber klug und dachte: Die teure Butter den guten Tieren ganz vorenthalten, geht freilich nicht, das läßt deine Gutmütigkeit und dein guter Ruf nicht zu, aber wozu so viel Geld dafür opfern? Er sann mit Glück auf einen Ausweg. Wenn nämlich die Herrschaft gespeist hatte und die hungrigen Hunde an die Reihe kamen, so warf man ihnen zwar zunächst nur trockenes Brot vor, aber sofort strich man ihnen auch ein kleines Stück Butter — auf die Nase, und siehe da, kaum rochen die lieben Tiere die Butter, so speisten sie ihr Brot mit vollendetem Appetit und Wohlbehagen. Und waren sie satt geworden, so leckten sie noch obendrein dem gütigen Herrn dankbar die Hände, und er war glücklich, Glück um sich her verbreitet zu haben und zwar mit solcher Schonung des Nationalvermögens. Die so ideal genährten Hunde wurden zwar nicht besonders fett dabei, aber sie konnten ziemlich ihre Arbeit thun, und behielten eine gute Zeit ihren Humor.

Die Moral von dieser Geschichte wird in dem Weiteren sich finden. Denn es wird Zeit, den Scherz abzuthun und die Sache des Arbeiterstandes in ernster Teilnahme uns zu überlegen. Sie geht uns ja alle an, die Konservativen, die Liberalen und die Fortgeschrittenen. Aus allen Parteien wünschen wir uns Leser. Denn wir haben hier ein Gebiet vor

uns, das höher liegt, als alle politischen Stichworte. Also fragen wir uns zuerst, welches wohl die Hauptstücke sind, aus welchen die Arbeiter ihre gedrückte Lage ableiten.

I.

Seitdem die Eisenbahnen aufgekommen sind und die Dampfmaschinen aller Art, Preußen den Zollverein gegründet und zweckmäßige Handelsverträge mit andern Ländern geschlossen hat: seitdem sind die Fabriken und der Handel in Deutschland so emporgekommen, wie man es früher nicht kannte. Leute, die bereits ein ziemliches Vermögen besitzen, werden immer reicher und reicher; denn wer da hat, der erlangt immer mehr. Wer kein Vermögen, aber Verstand besitzt und sich Kredit zu verschaffen weiß, der kommt auch vorwärts, wenn auch anfangs nur langsam. Besitzt er auch Fleiß und Ausdauer, und ist er klug genug, zuerst mit kleinem Gewinn sich genügen zu lassen und nicht alsbald den großen Herrn spielen zu wollen: so kann er es nach und nach zu etwas Ansehnlichem bringen. Wie geht es aber nun dem Fabrikarbeiter und kleinen Handwerker? Hat sich seit dem großen Aufschwung des Verkehrs auch sein Lohn merklich vermehrt, seine Lage wesentlich verbessert? — Ist etwa die Miete billiger geworden oder der Lohn höher, so daß auch der geringe Mann eine gesunde Wohnung, dieses so notwendige Lebensmittel, sich zu verschaffen vermag? In einigen Städten giebt's eine sogenannte „Baugesellschaft", welche kleine Häuser errichtet und dieselben an brave Arbeiter vermietet und zwar die Miete so stellt, daß der Mieter nach und nach das Haus als freies Eigentum sich erwirbt: warum haben sich die reichern Geschäftsleute nicht auch überall für solchen Fortschritt bemüht? Ferner: die vermögenderen Leute, namentlich die Beamten, kaufen sich häufig in eine sogenannte Lebensversicherung ein, wodurch nach dem Tode des Mannes die Witwe oder die Kinder eine gute Summe in die Hände bekommen; oder es werden zu demselben Zwecke Witwen- und Waisenkassen gegründet. Was hat man in dieser Hinsicht für die Arbeiter und überhaupt für die kapitallosen Berufsklassen gethan? Weiter: Wenn eine Geschäftsstockung eintritt, so werden die Arbeiter in größerer oder geringerer Zahl entlassen; sie müssen nun zusehen, wo sie wieder Beschäftigung erhalten, und wenn sie keine finden, so müssen sie darben oder Schulden machen oder betteln. In Städten pflegt nun wohl bei großen Geschäftsstockungen die ganze Gemeinde helfend einzutreten, indem man die entlassenen Fabrikarbeiter etwa zum Wegebau und dgl. verwendet. Dieses Hülfsmittel tritt aber durch-

weg nur in den dringendsten Notfällen ein; überdies fällt die Last der ganzen Gemeinde zu, während doch zunächst die Arbeitgeber dafür verpflichtet wären: sollte es nicht besser und vorteilhafter sein, die Arbeitgeber anzuhalten, aus ihren Mitteln zum voraus einen Fonds zu gründen und zinsbar anzulegen, der bei Teurung oder bei Geschäftsstockungen den Gemeindemitteln zu Hülfe käme? — Kurz: gebührlicher Lohn, gute und billige Nahrungsmittel, gesunde Wohnung, ein Zehrpfennig für die alten Tage, für die Witwen und Waisen, und eine vorsorgliche Hülfe für die arbeitslose Zeit — das sind die nötigsten Stücke, worin der abhängige Arbeiter zuerst einen wirklichen Fortschritt suchen muß. Was hat man aber für diese Anliegen gethan, mit Sorge und mit Opfern gethan und zu stande gebracht?

II.

Die kleinen Handwerker und Fabrikarbeiter sind nachgerade auch auf den Gedanken gefallen, der Staat müsse ihnen in irgend einer Weise zu Hülfe kommen, und man hat allerlei Pläne dafür gemacht. Die Zeitungen sagen aber: „Das geht nicht; der Staat kann und darf nicht in den Verkehr eingreifen wollen.“ — „Helft euch selbst“, ruft Schulze-Delitzsch, „spart und spart und bildet Genossenschaften, um Lebensmittel und Rohstoffe im großen zu kaufen, um Kreditanstalten zu gründen u. s. w.“ Dieser Rat ist an sich nicht zu verachten; allein, wie soll man sparen, wenn der Verdienst für die nötigsten Bedürfnisse kaum zureicht, wenn man durch Krankheit und andere Unglücksfälle in Schulden geraten ist? Und zum andern: warum soll der Staat für die geringern Bürger nichts thun können, während er doch den vermögenden kräftig unter die Arme greift? Was sind denn die Schutzzölle und Handelsverträge, welche der Staat besorgt? Die nimmt der liberale Fabrikant mit Dank an und sagt nun nicht: Der Staat darf mir nicht zu Hülfe kommen. Und was sind die Banken und andere Kreditanstalten, die der Staat unterstützt? Und was sind die großen Unterstützungen, die er den Eisenbahngesellschaften gewährt in allerlei Weise? Wem kommen aber alle diese Staatshülfen vorzugsweise zu gut? doch offenbar zunächst und zuerst den vermögenden Klassen. Wenn aber der kleine Mann auch eine Staatshandreichung zu seinem Besten sich ausbittet, dann schreien jene aus einem Munde: „das geht nun und nimmermehr; der Staat darf sich nicht in den Privatverkehr einmischen.“ Will indes der Arbeiter sich nicht dabei beruhigen, so schmiert man ihm flugs ein Klümpchen Freiheitsbutter auf die Nase, schöne Redensarten von Fortschritt u. s. w. und sagt ihm: „Hilf

uns nur nach Freiheit rufen und streben, haben wir sie erst im Besitz, so wollen wir ehrlich teilen, denn dann gilt zwischen uns nur Gleichheit und Brüderlichkeit." —

III.

Um dem Fabrikarbeiter in einer bestimmten Weise kräftig unter die Arme zu greifen, ist auch der Vorschlag gemacht worden, die Fabrikherren müßten ihnen außer dem Lohn auch einen gewissen Prozentanteil am Reingewinn des Geschäfts gewähren. Alle Fortschrittsleute von Schulze-Delitzsch an bis auf den letzten Mann sagen aber wieder einstimmig: „Das geht ganz und gar nicht, das ist ja Kommunismus." Aber mit diesem Wort läßt sich niemand mehr schrecken.

Es fragt sich lediglich, ob jener Vorschlag ausgeführt werden kann. Würde kontraktlich festgestellt, daß der Arbeiter neben seinem festen Lohn auch einen gewissen Anteil am Reinertrage erhalte, so läge darin so wenig Kommunismus, wie in jedem andern Kontrakte, über den zwei oder mehrere einig werden. Es handelt sich also bloß um die Ausführbarkeit. Der alte konservative Professor Huber in Wernigerode, ein Mann, welcher bekanntlich sich viel mit socialen Untersuchungen befaßt hat und nicht in dem Verdacht stehen kann, daß er unpraktischen Schwindeleien nachjage, — Huber sagt in seiner neuesten Schrift: Die Ausführung jenes Vorschlages sei zwar schwer, aber unmöglich sei sie keineswegs.[1]) Ja, ein Beispiel wirklicher Ausführung liegt auch auf deutschem Boden vor Augen und zwar seit langem. In manchen Ostseestädten, z. B. in Rostock, ist es alte Ordnung, daß bei der Ausrüstung eines Handelsschiffes kontraktlich festgestellt wird, welchen Prozentanteil am Reingewinn die Schiffsmannschaft vom Kapitän bis zum letzten Matrosen neben ihrem Lohn erhalten

---

[1]) Die hier angedeutete Äußerung Hubers über den Anspruch, welchen der Arbeiter an den Reinertrag des Geschäfts (als Dividende) erheben darf, lautet vollständig: „Giebt man den Wissenschaften den Satz zu, daß das Kapital selbst im weiteren Sinne, also alles, was zu den Betriebsmitteln und der Errungenschaft des Geschäfts gehört, nichts ist als gleichsam der bleibende Niederschlag vorhergegangener Arbeit, so sehen wir in der That nicht ein, wie man es rechtfertigen will, die Arbeit mit dem einmal gezahlten Lohn abzufinden und ihr jede Beziehung zu jenem Niederschlag abzusprechen. Immerhin aber dürfte hier eine sehr offene Frage vorliegen. Eine ganz andere und unendlich schwierigere Frage ist die des Mehr oder Weniger der beiderseitigen Ansprüche, worauf hier nicht näher einzugehen ist. Jedenfalls sind aber auf diesem Gebiet auch die immer häufiger hervortretenden Fälle von großer Wichtigkeit, wo Arbeitgeber jene Ansprüche freiwillig und in einseitig willkürlichem Maß nicht als recht, aber doch als billig anerkennen und zwar zu merklichem beiderseitigen Vorteil". (Huber, „die Arbeiter und ihr Ratgeber", Berlin, bei L. Rauh. S. 18.)

soll. Natürlich bekommen die Glieder der Mannschaft nicht gleich viel, sondern jeder das, was ihm nach seinem Posten und seinen bisherigen Leistungen zuerkannt wird. Da haben wir also den gefürchteten Kommunismus als eine alte Einrichtung mitten im wirklichen Geschäftsleben. Der Schiffsherr steht sich nicht minder gut dabei als die Mannschaft. Denn es liegt doch auf der Hand, daß diese Schiffsleute, weil an dem glücklichen Erfolge der Seereise auch noch ein besonderer Vorteil für sie hängt, nun viel eifriger, sorgsamer und treuer ihre Arbeit thun werden, als wenn sie bloße Lohndiener wären. Es wird nicht nötig sein, hier näher auf diese Frage einzugehen, und man kann immerhin zugeben, daß sie schwierig ist.

IV.

Die Fortschrittspartei ist bekanntlich ein erklärter Gegner aller Vorrechte (Privilegien) und streitet für die Gleichheit vor dem Gesetz. Eins der empfindlichsten Vorrechte kommt aber beim Militärdienst vor: wer die erforderliche Bildung nachweist und sich selbst unterhalten kann, braucht nur ein Jahr Soldat zu sein, während alle übrigen drei Jahre und noch länger im stehenden Heere dienen müssen. Hat man nun schon gehört, daß jenes Vorrecht von der Fortschrittspartei abgelehnt worden sei?

Jene militärische Begünstigung der vermögenden Stände hängt aber wieder mit andern Vorzügen zusammen. Die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst ist bekanntlich an einen gewissen Grad höherer Schulbildung geknüpft. Bei den höhern Schulen muß aber auch ein höheres Schulgeld bezahlt werden, jährlich 30 bis 40 Thaler; den Kindern der ärmern Bürger sind mithin diese Anstalten wie verschlossen. Das Schulgeld würde indes noch höher sein, wenn nicht die Gemeinden diese höhern Schulen kräftigst unterstützten; sie bauen und unterhalten die Schulhäuser, beschaffen die allgemeinen Lehrmittel und steuern zu den Lehrergehältern bei. Ja, es ergiebt sich fast überall, daß die Schüler der höhern Anstalten, also die Kinder der vermögenden Stände, mit etwa 20 Thlr. pro Kopf aus der Gemeindekasse unterstützt werden, während auf jeden Elementarschüler nur 3 bis 5 Thlr. kommen. Ist das ein richtiges Verhältnis? Hier, wo es jeder leicht besehen kann, zeige man, daß man für alle Klassen der Bürger gleiches Recht und Maß will, sonst bleibe man uns mit den süßen Freiheitsredensarten vom Leibe.

Mit dieser Aufzählung von Punkten, wo auch der vierte Stand dringend einen Fortschritt wünschen muß, mag es hier einstweilen genug sein.

Woher soll aber Besserung kommen? Wo soll man zuerst Hand

anlegen? Der Arbeiterstand muß sich zuerst eine bessere Vertretung schaffen, also ein anderes Wahlsystem für den Gemeinderat und für den Landtag zu erreichen suchen. Und in dieser Richtung ist das einzige, was dem vierten Stande helfen, was ihm Gehör verschaffen wird, dies, daß er für sich gesondert eigne Abgeordnete wählen darf. Nur eine Wahl nach Ständen ist gerecht und das Rechte: alles andere läuft für den vierten Stand auf schließliche Täuschung hinaus.

Nun hat man leider diese Wahlart in Verruf gebracht. Man sagt: Das hat ja in vormärzlichen Zeiten bestanden und nur dem Stillstand gedient, indem die „Junker und Feudalen" allein das große Wort führten. Sehr wahr; allein damals war auch der dritte Stand, die Klasse der mittlern Geschäfts- und Ackersleute, zu gering vertreten und der vierte Stand gar nicht. Dies eben verschweigt man gern. Oder man schreit ins Gelag hinein: eine Vertretung nach Ständen ist nicht mehr möglich, ist nicht zeitgemäß, ist altmodisch, ist wider den Fortschritt; jetzt sind ja alle Bürger vor dem Gesetz gleich, warum soll denn wieder eine Scheidung stattfinden?

Wie wird dir, lieber Leser des vierten Standes, bei diesem Gerede zu Mute? Wie es mit den gleichen Rechten thatsächlich aussieht, wenn es nämlich aufs Schmecken und nicht bloß aufs Riechen ankommt, das haben wir vorhin deutlich beleuchtet. Licht und Luft, diese öffentlichen Lebensmittel, sind eben sehr ungleich verteilt; und so wird es bleiben, bis der vierte Stand selbst sich Gehör und Recht verschafft, bis er selbst für sich einen Mund, d. i. eine eigene Vertretung, erhält. Und das wird erst dann geschehen, wenn er als vierter Stand für sich selbst gesondert wählen kann. Also eine Wahl nach Ständen, — eine Vertretung der Interessen, — das muß erstrebt werden: das ist der wahre, ungeheuchelte Fortschritt. [1]) Siehe die Anmerkungen S. 80 ff.

Aber, — läßt sich die Stände- oder Interessenvertretung auch wirklich ausführen?

Warum denn nicht? Sollte sie darum unmöglich sein, weil die verschiedenen Berufsarten und Interessen sich schwer ganz reinlich klassifizieren lassen?

Es läßt sich mit kurzen Worten sagen, wie die Sache anzugreifen ist, nämlich so: Zuerst scheide man die Beamten, Gelehrten und freien Künstler einerseits von den materiell produzierenden Staatsbürgern andererseits. Diese letzteren sollen den Hauptstamm der Landesvertretung bilden; aber die ersteren müssen auch zu Wort kommen, schon darum, weil ein rechter Landtag ihrer besonderen Einsichten durchaus benötigt ist.

Sodann ordne man die eigentliche Staatsbürgerschaft in folgende 5 Klassen: 1) die Klasse der größern Gutsbesitzer; 2) die der Kaufleute und Fabrikanten; 3) die der Bauern; 4) die der selbständigen Handwerker und 5) die der abhängigen Fabrikarbeiter, Tagelöhner, Bergleute u. s. w. — Nun ist klar, daß es noch viele Berufsarten giebt, (z. B. die dienenden Schreiber auf den Handelscomptoiren und Bureau's, die subalternen Beamten bei Eisenbahnen, Gerichten u. s. w.), bei denen sich schwer sagen läßt, in welche dieser 5 Gruppen sie eigentlich gehören, d. h. in welcher jener Klassen ihre Interessen am besten vertreten sind. Glücklicherweise hat das: die Staatsregierung und die Gesetzgebung auch nicht nötig zu sagen; das mag jeder selbst am besten wissen und entscheiden, d. h. die Gesetzgeber stellen einfach diese 5 Hauptgruppen nach den angegebenen Hauptmerkmalen auf und überlassen es nun jedem Staatsbürger selbst, sich einzuschätzen, d. i. sich selbst die Klasse zu suchen, in welcher er vertreten sein und mitwählen will. Jede dieser Klassen erhält die gleiche Anzahl von Vertretern. Die Wahl geschieht natürlich direkt.

Es ist nun noch übrig, die Vertretung jener andern Reihe der Staatsbürgerklassen: der Beamten, Gelehrten und freien Künstler zu ordnen. Diese Klassifizierung ist schwer und leicht, je nachdem man's ansieht und angreift. Schwer, wenn man auch hier an eine Vertretung von Interessen denkt und nun diese alle zurecht stellen will; leicht dagegen wenn man bloß fragt, welche Einsichten der Landtag in seiner Mitte vertreten zu sehen wünschen muß. Nach letzterem Gesichtspunkt würden etwa folgende 6 Klassen zu bilden sein: Verwaltungsbeamte, Richter, Geistliche, Lehrer, Offiziere und endlich die Sammelklasse der freien Techniker und Künstler.

Für jede dieser 6 Klassen würden in jeder Provinz etwa 2 Deputierte zu wählen sein, sei es in direkter Wahl oder indirekt; letzteres ist hier keine principielle Frage mehr.

Wie jeder sieht, ist die Ausführung dieser Vertretungsart nach den gegebenen kurzen Andeutungen in der That sehr wohl möglich, wenn man nur den guten Willen hat. Dann aber und nur dann kann im öffentlichen Wesen jeder Stand und jedes Interesse zu seinem Rechte kommen, „Jedem das Seine“ werden.

Das also ist das erste, wonach der Arbeiterstand zu streben hat: eine gesonderte Wahl der Vertreter nach Ständen, und zwar auf allen Stufen des Gemeinwesens, — im Gemeinderat, auf dem Provinzialtage und auf dem Landtage. Dieses Ziel läßt sich um so eher und besser erreichen, da der Handwerker und Bauernstand einsehen müssen, daß dieser Weg auch für sie der einzig richtige ist, um zu ihrem Rechte zu kommen. Diese 3 Stände, wenn ihnen einmal die Augen geöffnet sind,

werden sich die Hände reichen und nun Hand in Hand vorschreiten. Dann kann das endliche Gelingen nicht fehlen.

Ist dann dieses formale Ziel erreicht — hat der kapitallose Arbeiterstand eine gesonderte Vertretung gefunden, also einen Mund gefunden, so kann er jetzt auch seine materiellen Wünsche geltend machen. Diese gehen, wenn wir uns vorab auf die Punkte beschränken, wo vor allem der Schuh drückt:

1) auf angemessenere Jugendbildung, als der Hauptbedingung zu weiterem Fortschreiten;
2) auf gesunde Lebensluft und ein menschenwürdiges Daheim, kurz: auf gute Wohnung;
3) auf eine richtige Verteilung der Militärpflicht:
4) auf die Möglichkeit zur Erlangung socialer Selbständigkeit.

Besehen wir die einzelnen Stücke nun etwas näher.

1) Angemessene Schulbildung.

Hier müssen zuerst die Gebrechen in der äußeren Einrichtung der Elementarschule abgethan werden, also: die Schulsäle müssen geräumig und gesund sein, und jedem Klassenlehrer höchstens 60 Schüler zugewiesen werden. Insonderheit ist das letztere, eine mäßige Schülerzahl, eine notwendige Bedingung gedeihlichen Unterrichts, auf deren Erfüllung der Arbeiterstand daher mit Entschiedenheit dringen muß. Ist sie erfüllt und sind tüchtige Lehrer vorhanden, so werden die Kinder bei Fleiß und regelmäßigem Schulbesuch alles das vollauf lernen können, was ihnen für ihren Stand zunächst not thut.

Wollte hier jemand einwenden, die reichen Leute, welche ihre Kinder in die höhern Schulen schickten, bezahlten auch mehr Steuern, mithin müßte jene Unterstützung nach Verhältnis der Steuern verteilt werden, so antworten wir: die Straßenbeleuchtung, welche ebenfalls aus der Gemeindekasse bezahlt wird, verteilt man doch auch gleichmäßig für alle und jeden, nicht aber so, daß man den Höherbesteuerten einen Kronleuchter vor die Thür hängt und den geringen Bürgern ein Nachtlämpchen. Was einmal Gemeinsache ist, zum gemeinen Wohl verwaltet wird, das muß auch so verwaltet werden, daß jedem das zu gute kommt, was er davon bedarf. Nachdem nun einmal das Unterrichtswesen, d. i. die Erleuchtung der Köpfe, öffentlich geworden, gerade wie die Straßenbeleuchtung, so muß es auch als wirkliche Gemeinsache, nach Recht und Gleichmaß verwaltet werden. Daraus folgt freilich nicht, daß der Unterricht an sich durchaus der gleiche sein muß. Nein, die Sache ist einfach die: die Gemeinde sorgt

zunächst für das standesmäßige Bedürfnis der Stände, welche eine rein deutsche oder Elementarschule nötig haben, aber ganz und ausreichend; giebt es dann noch Leute, die höheren Unterricht bedürfen, so mag die Gemeindekasse auch diesen helfend entgegen kommen, aber genau in dem Maße, wie sie auch die Elementarschule pro Kopf unterstützt, oder doch nur für den Anfang in etwas höherem Maße.

2) Gerechtere Verteilung der Militärpflicht.

Zunächst ist dafür zu sorgen, daß die allgemeine Wehrpflicht nicht bloß auf dem Papier stehe, sondern im vollen Sinne eine Wahrheit werde. Die vor Jahren begonnene Armeereorganisation hat zwar schon viel daran gebessert, allein es sind doch noch namhafte Lücken übrig. Nur die wirklich Kranken, Gebrechlichen, Blinden, Tauben u. s. w., so wie die, welche hinsichtlich des Unterhalts der Eltern oder Geschwister absolut unabkömmlich sind, dürfen vom Militärdienst befreit werden. Alle Übrigen sind dem Heere oder der Flotte zuzuschreiben; wer zu schwach oder zu klein ist, um die Waffen zu tragen, kann doch wohl für eine Zeit lang auf andere Weise, z. B. im Lazarett, auf der Schreibstube u. s. w. sich nützlich machen.

Das Institut der „einjährigen Freiwilligen“ läßt sich nicht ohne weiteres als unbillig verurteilen. Aber es ist zu wünschen, daß bei den übrigen Soldaten ebenfalls noch zwischen den gut unterrichteten und den mangelhaft unterrichteten ein Unterschied gemacht, und jenen, weil sie ohne Zweifel auch den Militärdienst leichter und schneller lernen, eine Abkürzung der allgemeinen Dienstzeit gewährt werde. Diese Unterscheidung würde weder ungerecht noch unmöglich sein. Nicht ungerecht, weil es gerade unrecht wäre, sie länger im Dienst zu halten, wenn sie denselben ausreichend gelernt haben. Aber die Scheidung ist auch nicht unmöglich, nicht einmal schwierig. Die Unterscheidungsprobe würde etwa darin bestehen, ob sie neben geläufigem Lesen imstande sind, einen einfachen Aufsatz anzufertigen[1]) oder genauer: Etwas Gelesenes und den ihnen erteilten sog. theoretischen Militär-Unterricht selbständig aufsatzmäßig zu Papier zu bringen. Natürlich würde es sich nicht empfehlen, dies Probeexamen gleich beim Eintritt vorzunehmen, sondern etwa nach einem Vierteljahre, weil nun auch die Fortschritte im praktischen Waffendienst beurteilt werden können. Wo nun beides, diese praktische militärische, wie die vorbezeichnete Schulbildung, sich als „gut“ herausstellt:

---

[1]) Gutes Lesen und Aufsatzschreiben machen freilich nicht die Bildung aus, aber sie sind in den Grenzen der Muttersprache das sicherste Kennzeichen der Bildung und zugleich die nächsten Bedingungen und Organe der Fortbildung. Auch läßt sich eine Prüfung in diesen Stücken schnell und leicht bewerkstelligen.

da sollten diese jungen Leute hinsichtlich ihrer weiteren theoretischen Ausbildung nicht mehr den Unteroffizieren, sondern wie die einjährigen Freiwilligen einem Offizier überwiesen werden. Will nun dieser seine Lehraufgabe ernstlich fassen, und haben auch seine Schüler denselben guten Willen — woran nicht zu zweifeln ist, da ihnen eine Abkürzung der Dienstzeit als Lohn entgegenwinkt — so wird sich eine über das herkömmliche Maß weit hinausgehende praktische und theoretische militärische Ausbildung erzielen lassen, mutmaßlich vielleicht eine solche, die in speciell militärischer Hinsicht hinter der der einjährigen Freiwilligen in nichts zurücksteht. Denn der lehrende Offizier braucht hier nicht, wie bei den Übrigen, das Gelehrte mühsam einzuprägen, sondern darf sich darauf beschränken, zusammenhängend, aber klar und deutlich sein Lehrpensum vorzutragen. Seine Schüler werden, wie sie das Vorgetragene selbständig ordentlich zu Papier bringen müssen, es auch selbständig einprägen. Dadurch kann dieser Unterricht nicht nur in speciell militärischen Dingen nach jeder Richtung hin weiter gehen als bisher, sondern auch noch manche nützliche Lektion aus der vaterländischen Geschichte, Geographie und Statistik mit hereinziehen.

Es liegt auf der Hand, daß diese Einrichtung allen Beteiligten, den Einzelnen wie dem Staate, merkliche Vorteile verspricht. Nicht nur erhält die staatliche Wehr einen Zuwachs von Kriegstüchtigkeit, sondern dem stehenden Heerkörper wird auch ein bedeutendes Maß von Spann- und Strebkraft eingepflanzt und zwar nicht durch Kommando, sondern auf dem Wege der Freiwilligkeit; ferner würde die Abkürzung der Dienstzeit den betreffenden jungen Leuten und ihren Angehörigen gut zu statten kommen, und endlich die ganze Einrichtung eine kräftige gute Rückwirkung auf die Schuljugend äußern, indem die Knaben dann dem fleißigen Lernen ein greifbares, lohnendes Ziel vorgesteckt sehen und auch nach der Schulzeit von Jahr zu Jahr daran gemahnt werden.

3) Gesunde Wohnung und ein menschenwürdiges Daheim, das ist das Dritte, was man dem Arbeiterstande wünschen muß. Ein behagliches Wohnen in gesunden Räumen ist zum Leben gerade so nötig wie Brot, aber für den Arbeiterstand, namentlich in größeren Städten ist diese Lebensbedingung schwer zu erreichen. In den dunkeln Hinterhäusern schmutziger Gassen und in den niedrigen Dachstuben kasernenartiger Häuser, ist kein behagliches Daheim zu finden; der Zigeuner auf der Landstraße genießt fast ein ebenso menschenwürdiges Daheim, als die Armen, welche auf solche Winkel angewiesen sind.[1])

[1]) Thatsächliche Mitteilungen über die Lage der Fabrikarbeiter in Absicht auf Gesundheit, Sterblichkeit u. s. w. siehe die am Schlusse des Aufsatzes folgende Beilage B.

Hier sollten die bürgerlichen Gemeinden helfen. Wie aber, — soll die Gemeinde sich zum Bauunternehmer machen? Das freilich nicht, höchstens im Notfall, wenn keine freiwillige „Gemeinnützige Baugesellschaft“ zustande zu bringen ist; denn in der Regel versteht sich eine Kommune ebenso wenig auf gewerbliche Unternehmungen, wie der Staat, wenigstens werden diese in den Händen der Privaten stets rentabler sein. Allein jene Baugesellschaft soll auch nicht zumeist auf eigenen Gewinn bedacht sein, sondern wie ihr Name sagt, auf gemeinen Nutzen, hier auf den Nutzen derjenigen Berufsklassen, welche nicht selbst für sich sorgen können und daher einer Fürsorge, eines Fürmundes, eines Patronates bedürfen. Wie die Gemeinde ein fürsorgliches Patronat hat und übt hinsichtlich der notorisch Armen, der Schulen, der Wege und Stege, so sollte sie auch eine solche Pflicht übernehmen hinsichtlich der Arbeiterwohnungen. Nicht als ob jeder, dem es einfällt, vor die Gemeinde hintreten und verlangen könnte, man solle ihm eine Wohnung schaffen; es kann ja auch nicht jeder kommen und begehren, die Gemeinde solle vor seiner Thür eine Landstraße, eine Brücke u. dgl. bauen; doch aber sorgt die Gemeinde für Straßen, Brücken u. s. w. in dem Maße und der Weise, wie es zum gemeinen Besten erforderlich ist. Das, nicht minder und nicht mehr, wünschen wir auch hinsichtlich der Wohnungen für die Klasse der unselbständigen Arbeiter.

Was das Technische des Unternehmens, nämlich die Beschaffung, Einrichtung und Vermietung der Wohnungen betrifft, so darf hier auf die leicht zugänglichen Berichte der „Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft“ verwiesen werden. — Schwieriger scheint es, das Pflichtverhältnis der Gemeinde zu dieser Sache gesetzlich zu ordnen. Ich denke zunächst an städtische Gemeinden und stelle mir die Regelung so vor: Alle Gewerbetreibende der Gemeinde, welche in ihrem geschäftlichen Dienst Arbeiter haben, denen sie nicht selbst Wohnung stellen, sind gesetzlich verpflichtet zu einer „gemeinnützigen Baugesellschaft“ zusammen zu treten. Die Gemeinde ist gehalten, die Gesellschaft mit einem gewissen Kapitalanteil zu unterstützen, ist also auch Teilhaberin des Unternehmens. Die Gesellschaft verwaltet ihre Sache selbst, aber unter Oberaufsicht der Gemeindebehörde und nach einem Statut, das in Absicht auf die gemeinnützigen Zwecke von der Distriktsregierung genehmigt sein muß. Größere Etablissements, die mehr als 50 Arbeiter beschäftigen, dürfen selbst für ihre Arbeiter Wohnungen beschaffen, aber ebenfalls nach jenem Statut und unter Aufsicht der Gemeindeverwaltung; sie brauchen also der allgemeinen Baugesellschaft nicht beizutreten. [2])

Auf diese Andeutung über die Wohnungsfrage muß ich mich hier beschränken. Ohne Zweifel werden die Fabrikanten und viele Staats-

männer an solchen „socialistischen“ Vorschlägen großen Anstoß nehmen. Noch mehr wird dies bei den nachfolgenden Wünschen des vierten Punktes der Fall sein. Dieser Anstoß beruht zum Teil auf der jetzt herrschenden Ansicht vom Staats- und Gemeindewesen. Bevor wir jedoch zur Beleuchtung des vierten Punktes übergehen, seien einige Bemerkungen über jene Staatstheorie vorausgeschickt. Natürlich läßt sich auf so kurzem Raum nicht mehr thun, als höchstens ein gegenseitiges Verstehen anbahnen.

Was in unsrer Zeit der sog. Arbeiterstand zu thun und zu besorgen hat, fiel in vorchristlichen Zeiten zumeist den Sklaven zu. Aus dem Sklavenstande ist der jetzige vierte Stand hervorgegangen; social sind die Sklaven seine Vorfahren. Nach der Einführung des Christentums verwandelte sich das Sklavenverhältnis meist in das der Leibeigenschaft. Der Unterschied, der Fortschritt von dem einen zum andern ist groß. Der Sklave ist nicht bloß an seinen Herrn gebunden, sondern auch rechtlos, keine Person, sondern eine Sache; sein Herr kann ihn nach Belieben verkaufen, auch verhungern lassen, auch totschlagen. Der Leibeigene ist zwar ebenfalls noch unfrei, aber nicht mehr rechtlos wie eine bloße Sache; wohl dem Herrn zum Dienst verpflichtet, aber nicht dessen Willkür preisgegeben; nicht eigentlich an seinen Herrn gebunden, sondern an dessen Grundbesitz, an die „Scholle“, wie der juristische Ausdruck lautet — somit ist der Herr, solange er diese „Scholle“ besitzt, auch an den Leibeigenen gebunden, er darf ihm die Freiheit schenken, aber nicht ihn verkaufen, und solange er ihn hat, muß er für seinen Unterhalt sorgen. Aus dem Leibeigenen- und Hörigkeitsverhältnis hat sich nun im Laufe der Zeit der sog. freie Arbeiterstand gestaltet. Das ist wieder ein großer Fortschritt; allein die dermaligen Verhältnisse dieses Standes haben auch ihre großen Schattenseiten. Der Arbeiter heißt selbständig, aber solange er nicht das geringste Kapital besitzt, kann er im Grunde nicht besser aufrecht stehen als ein leerer Sack. Er heißt unabhängig, allein der Macht der socialen Verhältnisse gegenüber ist er nicht unabhängiger wie der Luftballon, den der Wind treibt, wohin er will. Er ist nicht an seinen Arbeitsherrn gebunden, aber der Herr ist auch nicht ihm verbunden, nicht einmal durch sein Interesse. Der Sklavenbesitzer ist schon um seines eigenen Nutzens willen angewiesen, für gute leibliche Pflege seines Knechts zu sorgen; aber dem „freien“ Arbeiter kommt auch das in der Regel nicht zu gut, da der Arbeitsherr andere Arbeiter bekommen kann, wenn ihm die einen nicht mehr ausreichend dienen können. Der jetzige Arbeiter ist frei, aber gleichsam wie ein Schiffbrüchiger, der nackt und bloß an eine einsame Insel geworfen wird und nun zusehen muß, wie er sich weiter hilft. Die Welt ist bereits unter die glück-

lichen Besitzer verteilt. Social ist allerdings jeder abhängig, es sei denn, daß er von einem Kapital leben kann. Allein außer dem kapitallosen Handarbeiter besitzt auch jeder entweder irgend ein Maß von Kapital, mit dessen Hülfe er weiter kommen kann, oder eine gewisse Bildung, die ihn für mancherlei Dienste, sei es so oder so, befähigt, oder eine gesuchte und wohlbezahlte Kunstfertigkeit. Dem gewöhnlichen Handarbeiter steht durchweg von alledem nichts zu Gebote, weder Kapital, noch vielseitige Bildung, noch eine solche Kunstfertigkeit, die nicht leicht zu ersetzen und daher gesucht ist. Nur juridisch (rechtlich oder persönlich) ist der Arbeiterstand frei, wie dies auch der Bettler ist, — aber social sehr unfrei, sehr abhängig, kurz: unselbständig. Dazu kommt noch, daß er in politischer Hinsicht auch nur dem Schein nach Freiheit und Selbständigkeit hat; denn wie oben bereits bemerkt, ist er auf dem Landtage, wie im Gemeinderat so gut wie gar nicht vertreten. Trotz der vielen Köpfe und Stimmen, welche der vierte Stand bei den Urwahlen hat, bekommen seine Interessen dennoch auf dem Landtage keinen Mund, er ist politisch unmündig, weil er social unselbständig ist, und er wird in Ewigkeit politisch unmündig bleiben, solange er mit den andern Ständen zusammen wählt. Wenn man Flüssigkeiten durcheinander mengt, so schwimmt allemal das Fettere oben auf; so auch bei dem Durcheinandermischen der Stände, wie es bei der jetzigen Wahlart geschieht; der Arbeiterstand gehört aber einmal nicht zum socialen Fett, darum muß er bei jedem Wahlakt stets unterliegen.

Die sociale Selbständigkeit kann freilich dem vierten Stande nicht sofort verschafft, gleichsam in den Schoß geschüttet werden, weder durch den Staat, noch durch die Gemeinde, weder durch Gesetzesspruch, noch durch eine andere Maßregel. Denn dazu würde man ihm entweder Kapital, oder größere Bildung, oder irgend eine größere Kunstfertigkeit schenken müssen. Wenn das aber doch geschehen könnte und geschähe, etwa bei einzelnen oder bei vielen, so würden diese von dem Augenblick an eben nicht mehr dem abhängigen Arbeiterstande, sondern einem der andern Stände angehören. Für die Übrigen, — und sie werden allerwege die Mehrzahl bilden — bleibt die Frage immer noch offen; denn es handelt sich eben darum, wie diejenigen besser versorgt werden sollen, welchen man die sociale Selbständigkeit nicht ohne weiteres verschaffen kann.

Vorab muß nun das geschehen, was wirklich geschehen kann: der Staat muß ihnen wenigstens eine politische Selbständigkeit zuerkennen, d. h. ihnen eine gesonderte Vertretung auf dem Landtage und im Gemeinderate gestatten, also eine Wahl nach Ständen einführen. So

lange dies nicht erreicht ist, muß der Arbeiterstand (und ebenso der Handwerker und Bauer) bei den Wahlen sich nicht durch Freiheitsphrasen und Parteistichworte äffen lassen, weder nach „fortschrittlich", noch nach „konservativ" sehen, sondern die sich anbietenden Landtagskandidaten lediglich danach fragen, ob sie mit allen Kräften für seine politische Selbständigkeit, d. i. für eine besondere Vertretung der Stände wirken wollen oder nicht. Nur wer dies mit einem freudigen Ja, ohne Wenn und Aber, verspricht, dem darf man die Stimme geben. Wenn der Arbeiterstand in diesem Sinne entschlossen in das Wahlgeschäft eintritt und mit dem Handwerker und dem Bauernstande zu demselben Zwecke sich verbindet, so kann ein endliches Gelingen nicht fehlen: zu der juridischen Freiheit, die er seit langem besitzt, wird er auch vom Staat die politische Freiheit und Selbständigkeit erringen. Das wäre ein wirklicher Fortschritt auf dem langen trostlosen Wege, den der vierte Stand in seiner geschichtlichen Entwickelung hat zurücklegen müssen. Vom „Diensthause" der Sklaverei bis zur Leibeigenschaft war das erste Fortschrittsstadium, von da zur juridischen (persönlichen) Freiheit das zweite; jetzt gilt es, sich aufzuraffen, um auch die dritte Station, die politische Selbständigkeit, zu erreichen. Nur Verstand gebraucht und treulich zusammengehalten, dann wird auch das Gelingen nicht fehlen.

Aber was nun weiter? Um ein wirklich freier Arbeiterstand zu sein, fehlt dann noch das vierte Stück: die sociale Selbständigkeit. Was kann dafür geschehen?

Oben ist schon bemerkt, daß in heutiger Zeit die sociale Selbständigkeil bedingt ist, entweder durch ein materielles Kapital — oder durch eine vielseitige Bildung, oder drittens durch eine gesuchte Kunstfertigkeit, wie z. B. ein tüchtiger Handwerker sie besitzt. Die beiden letzten Stücke, Bildung und Kunstfertigkeit, könnte man auch mit dem gemeinsamen Namen „geistiges Kapital" bezeichnen. Was den Erwerb dieser letzten Ausrüstung betrifft, so ist oben unter 1 und 2 schon ausgeführt worden, daß durch eine Verbesserung des Schulunterrichts, durch eine größere Berücksichtigung der geistigen Bildung in den Militärdienstjahren gar wohl eine merkliche Steigerung des geistigen Kapitals beim Arbeiterstand erzielt werden könnte. Diese Steigerung ist auch immerhin groß genug, um die andern Stände und den Staat zu mahnen, in dieser Hinsicht an der Jugend des vierten Standes nichts zu versäumen und zu verschulden. Allein abgesehen davon, daß nicht wenige in jungen Jahren, wie später noch, zu gleichgültig, faul und träge sind, um auch bei der besten Fürsorge etwas Ersprießliches lernen zu können, so wird doch auch bei denen, wo diese Fürsorge wirklich anschlägt, das dadurch erworbene

geistige Kapital allein nicht hinreichen, um sie über die sociale Unselbständigkeit hinauszuheben. Könnte man ihnen in demselben Grade auch materielles Kapital verschaffen, so würde sich bald, aber dann auch erst recht zeigen, wie viel die verbesserte geistige Ausrüstung wirklich wert wäre. Die Beschaffung eines materiellen Kapitals oder eines Ersatzes dafür wird daher immer als die Hauptfrage übrig bleiben.

Man sagt nun, wie oben schon erwähnt: „der Staat darf sich nicht in volkswirtschaftliche, überhaupt nicht in sociale Angelegenheiten mischen, höchstens in Notfällen, sonst verdirbt er mehr, als er gut macht; denn der Verkehr und überhaupt die Nationalökonomie unterliegt bestimmten Naturgesetzen, diese muß man frei walten lassen, also: Handelsfreiheit, Gewerbefreiheit u. s. w." In dieser Ansicht liegt nun nicht nur eine kleine, sondern in der That eine große Wahrheit. Allein so in Bausch und Bogen gesprochen und angewandt, läuft auch wie bei dem Satze von der Gleichheit vor dem Gesetze, großer Irrtum mit unter, namentlich solcher Irrtum, für den der geringe Mann büßen muß. Die Sache will daher genau geprüft sein.

Gewiß unterliegt die Volkswirtschaft, d. h. die Erzeugung, Austauschung und Verteilung der Güter — bestimmten Naturgesetzen, z. B. dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Diese Gesetze aufzuheben, oder andere an ihre Stelle zu setzen, oder ihnen direkt zu widerstreben, oder sie zu verleugnen, das wäre ebenso unverständig, wie wenn einer mit seinen schwachen Kräften einem daherbrausenden Eisenbahnzuge sich in den Weg stellen, oder seine Hand ins Feuer stecken wollte. Gewiß also: Naturgesetze wollen gekannt und respektiert sein. Aber darum sind sie doch nicht allmächtig. Im fließenden Wasser walten auch Naturgesetze, z. B. die Schwere, vermöge deren es eben bergab fließt. Der Mensch kann nun das Wasser ruhig fließen lassen und es dabei zu seinem Vorteil benutzen, z. B. zur Schiffahrt. Wenn er seinem Fließen aber überall und allewege ruhig zusehen will, so kann es ihm auch großen Schaden bringen, z. B. durch Überschwemmung. Die Naturkraft des Wassers ist stark, aber die geistige Kraft des Menschen ist edler und darum auch stärker. Vermöge seines Geistes kann er zwar die Naturgesetze im Wasser nicht aufheben, nicht vernichten, allein er kann sie leiten, sie regieren, sich dienstbar machen. Er dämmt den Strom ein, so kann dieser nicht mehr die Felder überschwemmen; er gräbt Kanäle, und nun muß dasselbe Wasser sein Land umher befruchten; er verstärkt sogar seine Fallkraft, indem er es aufstauet und es dann Hämmer und Mühlen u. dgl. treiben läßt. So steht und geht es mit den Gesetzen der äußern Natur; sollte es mit

den Gesetzen der Volkswirtschaft anders sein? Mit nichten! Des Menschen Aufgabe ist, die Naturgesetze der Nationalökonomie zu erkennen, nicht, um sie laufen zu lassen, wie sie wollen, sondern um sie zu leiten und seinem *Vorteil* dienstbar zu machen. Die Wissenschaft, welche sich mit dieser Aufgabe befaßt, — die Volkswirtsschaftslehre — hat in unserer Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht. In demselben Maße, wie sie fortgeschritten ist, hat auch der Staat ihr Beachtung geschenkt und schenken müssen. An hundert und tausend Punkten greift er regelnd und pflegend in das sociale Leben ein, — durch Handelsverträge, Anlage von Eisenbahnen und Chausseen, durch Einrichtung von Gewerbeinstituten u. s. w., freilich wider die liberale Rechtsstaatslehre, aber zum Wohl und zur Freude des Volks. Alle diese staatlichen Maßregeln zielen indes ausschließlich auf die Erzeugung und den *Austausch* der Güter. An das dritte Stück der Volkswirtschaftslehre, die *Verteilung* der Güter, wagt man noch kaum einen Finger zu rühren, wie denn auch die volkswirtschaftliche Theorie hierin am wenigsten vorgearbeitet hat und dem Staate noch wenig Rat zu geben weiß. Hier aber ist gerade der Punkt, wo um des vierten Standes willen guter Rat nötig ist; die andern Stände mögen einstweilen ohne ihn auskommen können, der Arbeiterstand kann es nicht. Doch klagt auch schon der Handwerker seit langem über die Ausbeutung und den Druck, welche seine Kunst durch das große Kapital zu erleiden hat. Aber nicht bloß durch Notstände gedrängt, sondern aus freiem Entschluß sollte der Staat in Verbindung mit der Nationalökonomie dem dritten volkswirtschaftlichen Lehrstücke — der Verteilung der Güter — seine Aufmerksamkeit zuwenden. Wie der einzelne Mensch sich selbst nicht bloß als ein erwerbendes und genießendes Wesen kennen soll, so auch die menschliche Gesellschaft in ihrer höchsten Form, der Staat. Nicht lediglich auf ein oder zwei oder drei sittliche Ideen — etwa die Ideen des *Rechts*, der *Bildung* und der *Freiheit* — soll der Staat seinen Bestand zu gründen und zu verwirklichen suchen, sondern auf alle Ideen, welche den Begriff der Sittlichkeit ausmachen, also auch auf die der *Billigkeit* und des *Wohlwollens*. Daraus folgt denn auch für den Staat die Aufgabe, neben anderen volkswirtschaftlichen Bestrebungen auch die in Pflege zu nehmen, welche eine billige *Verteilung* der Güter bezwecken wollen, damit die Naturgesetze des freien socialen Lebens nicht einseitig zu *Gunsten bevorzugter Klassen* ausgebeutet werden.

Die hier genannten Ansprüche an den modernen Staat ließen sich insgesamt vielleicht kurz so bezeichnen: Der konstitutionelle Rechtsstaat muß sich auf dem *wirklichen Boden der socialen Verhältnisse* au- bauen und keiner Aufgabe sich verschließen, welche eine gesunde Nati-

ökonomie an das sociale Leben stellt, — oder wie ein neuerer politischer Schriftsteller es ausgedrückt hat: der Rechtsstaat muß sich durch den Societätsstaat ergänzen und durchdringen lassen.

Fragt man: Wie soll der Staat sich an der volkswirtschaftlichen Aufgabe beteiligen? so antworten wir allerdings mit der liberalen Rechtsstaatslehre: Nicht so, daß er sociale Unternehmungen selbst in die Hand nehme und verwalte, sondern in der Art, daß er die Privaten oder auch die Gemeinden dazu anregt, unter Umständen auch verpflichtet und antreibt, durch die Gesetzgebung für sie Raum und Regel schafft, und nötigenfalls auch materielle Unterstützung bietet. In der Leitung all dieser Angelegenheiten muß der Staat das Princip der Selbstverwaltung nicht bloß gelten lassen, sondern wünschen und begünstigen.

Von diesem politischen Standpunkte aus haben wir unsere obigen Vorschläge zum Wohl des Arbeiterstandes gemacht; danach wolle man sie messen. Über den vierten Punkt unserer Wünsche glauben wir uns nun um so kürzer fassen zu können, zumal es mehr unsere Absicht ist, auf eine große Lücke hinzudeuten, als bestimmte maßgebende Vorschläge zu machen.

4) Dem kapitallosen Arbeiterstande muß verholfen werden:

a) zu einer **geschützteren** Lebenslage,
d. h. zu solchen Anstalten, welche verhüten können, daß in gewissen Notfällen — wie Krankheit, Invalidität u. s. w. — die betroffenen Familien schon sofort in Nahrungssorgen versetzt und in weiterer Folge in hülflose Armut heruntergezogen werden, wo sie die Fürsorge der öffentlichen Armenpflege anrufen, oder aber dem Bettel und noch Schlimmerem verfallen müßten;

b) zu einer **produktiveren** Lebensstellung,
d. h. es muß ihm eine gesteigerte Lebensaufgabe gezeigt und zugleich ein solches Maß der Mittel zu ihrer Lösung dargeboten werden, daß er den Mut gewinne, sofort Hand ans Werk zu legen, und in weiterer Folge hoffen darf, zu einem reicheren Erwerb, zu einer freieren Lebensstellung zu gelangen.

Mit diesen Formeln glauben wir das Gebiet „der socialen Frage" sowohl deutlich umschrieben als genau beschrieben zu haben.

Unter b ist der Kern der socialen Frage bezeichnet; unter a gleichsam die Schale, — das, was ihrer Lösung vorauf oder vielmehr mit ihr Hand in Hand gehen muß; und endlich ist bei a am Schluß auf das hingedeutet, was hierin bei allen menschlichen Unternehmungen gleichsam als irrationaler Rest, als unlösbar übrig bleibt, hier das Gebiet, welches der öffentlichen und privaten Armenpflege zur Obsorge zugewiesen werden muß.

Gewiß nicht das geringste der Hindernisse, womit diese Angelegenheit zu kämpfen hat, liegt darin, daß sie in einen schlimmen Nebel gehüllt ist und daher ihre Aufgabe den meisten Menschen, welche zu helfen berufen sind, in einem wirren Durcheinander sich darstellen. Kennt man nun die Aufgabe nicht, wie soll man sich über die Mittel verständigen? Ist man über das „Was" nicht klar, wie will man über das „Wie" sich einigen? Bei diesem Nebel und dieser Verwirrung kommt es dem einen vor, als sei er vor bare Unmöglichkeiten gestellt; daher schreckt er zurück und mag sich gar nicht darum bekümmern. Andere, zumal auch unter den Arbeitern, stürzen sich mitten in den Nebel hinein, träumen und reden von Plänen, die dem Nüchternen ebenso chimärisch klingen, wie wenn es gelten sollte, das Meer auszutrinken und alle Übel des Lebens mit der Wurzel auszurotten. So verwirren diese noch mehr, und jene schrecken umsomehr zurück.

Wenn die Sachlage klar werden soll, so muß erstlich das, was in der That zur „socialen Frage" nicht gehört, von ihr ausgeschieden und an seinen besonderen Ort hingestellt werden, nämlich das, was der privaten und öffentlichen Armenpflege befohlen bleiben muß. „Arme habt ihr alle Zeit unter euch." Es wird immerdar Gebrechliche, Blinde, Blödsinnige u. s. w. geben, die sich selbst nicht helfen können; es wird allewege genug Faulenzer, Verwahrloste, Verliederlichte u. s. w. geben, die sich nicht helfen wollen; es wird je und je Brand, Wasserflut, Pestilenz, Kriegssturm u. dgl. über ungeschützte Bauwerke irdischen Glückes zertrümmernd hereinbrechen, — kurz, daß es mit dem menschlichen Leben dahin kommen werde, wo die barmherzige Liebe keine Arbeit mehr finde, ist so bald nicht zu besorgen. Wohl darf man hoffen, daß in dem Maße, wie die Lösung der socialen Frage vorschreite, auch jene Armenversorgungsarbeit sich vermindern werde, allein diese Verminderung und Erleichterung darf nicht als das eigentliche Ziel jener Lösungsversuche angesehen werden: dies sind vielmehr gute Früchte, welche dem Streben nach der Hauptsache gleichsam von selbst zufallen. Man halte ja fest: die Werke der Barmherzigkeit gehören an einen besonderen Ort.

Wir kommen jetzt zu dem, was oben die Schale in den Bemühungen um die sociale Frage genannt wurde. Man darf sich, wie mich dünkt, diesen Namen für eine sonst bekannte Sache wohl gefallen lassen; er sagt in der That, wie man die Sache nehmen soll, als was eben nicht den Kern der socialen Frage betrifft, doch aber w
zusammenhängt, und zwar so, wie überhaupt Schale und Kern zu
hängen, indem eins das andere schützen, eins mit dem andern wa

reifen soll. Da wir es hier mit Bekanntem zu thun haben, so dürfen wir uns kurz fassen. Die gemeinten Schutzanstalten sind die bekannten Hülfskassen, wozu der Arbeitgeber sowohl als der Arbeiter einen bestimmten Beitrag zu leisten hat. Beide Teile müssen zur Gründung solcher Kassen gesetzlich verpflichtet, und zugleich der Gemeindebehörde die Pflicht auferlegt werden, deren Verwaltung zu kontrollieren, etwa in der Art, daß der Gemeinderat jedem Kassenvorstande einen Vertrauensmann aus der Mitte der Gemeinde beiordnet. — Die Sparkassen rechnen wir nicht hierher. Auch ist es nicht Aufgabe der Hülfskassen, überschüssiges Kapital anzusammeln. Wo dies möglich wäre oder wirklich einträte, da müßte dieses Kapital nicht bloß rentabel gemacht werden — was sich von selbst versteht — sondern lebendig produktiv: da stände man eben an dem Punkte, wo der Kern der socialen Frage liegt, wo der Weg zur Lösung dieser Frage beginnt.

Diesen Kern haben wir unter b dahin formuliert: dem Arbeiterstand müsse zu einer produktiveren Lebensstellung verholfen werden, und dabei ein zweifaches unterschieden: einmal die Eröffnung einer gesteigerten Lebensaufgabe und sodann die Darreichung der Mittel, welche den Arbeiter zu entschlossenem Handanlegen und unverdrossener Ausdauer ermutigen können.

Aber die Ausführung dieser Forderung?

Darauf läßt sich in der That eine sichere Antwort geben. Über das, was zunächst zu thun ist, und über den Weg im allgemeinen sind die Männer, welche sich um Einsicht in dieser Sache bemüht haben, viel einiger, als man draußen denkt und glaubt. Huber, Schulze-Delitzsch und Lassalle — um diese bekannten Namen zu nennen — stimmen darin überein, daß die Gründung produktiver Associationen als die nächste Aufgabe des Arbeiterstandes anzusehen sei, weil auf diesem Wege eine sofortige Beteiligung am selbständigen Gewerbebetriebe und ein allmähliches Aufrücken darin möglich wird. Steht dies nun ein für allemal fest, so daß darüber nicht weiter hin und her disputiert zu werden braucht, — wie viel ist dadurch schon gewonnen! Die Sache ist aber auch schon erprobt. Eins der lehrreichsten Beispiele haben die sog. „Pioniere“ von Rochdale geliefert. Diese „Pioniere“ sind geringe Fabrikarbeiter: mit den ärmlichsten Mitteln begannen sie vor etwa 20 Jahren ihr Unternehmen, zunächst durch Gründung eines kleinen, dürftigen Konsumvereins; äußere Mittel besaßen sie wenig, und dieses Wenige hatten sie in teurer Zeit unter Not und Entbehrung zusammensparen müssen; dazu entbehrten sie jeglicher Unterstützung durch Rat oder That der höheren, begüterten Klassen. Nichtsdestoweniger sind sie rüstig fort-

geschritten: an den Konsumverein mit seinem kleinen Viktualienladen reihte sich bald der Verkauf anderer Sachen, welche der Arbeiterstand bedarf, und die Gründung weiterer *produktiver* Anstalten der Association. Kurz, die „Pioniere" haben ihren Genossen und der ganzen Welt gezeigt, wie die sociale Frage gelöst werden kann, *wenn die erforderlichen geistigen und sittlichen Eigenschaften im Arbeiterstande vorhanden sind*; und man darf von ihnen getrost sagen: sie haben mehr gearbeitet als die andern. (Das Nähere über diese Arbeit siehe im Anhange, Beilage B.)

Aber freilich, die geistigen und sittlichen Qualitäten, welche in den Rochdaler „Pionieren" so glänzend hervortreten, lassen sich unter den Menschenkindern kaum häufiger finden, als die Diamanten unter den Steinen. Wäre es anders, könnte man ohne weiteres auf diese Eigenschaften rechnen, so brauchte man dem Arbeiterstand nur den *rechten Weg*, den Weg der produktiven Associationen, *zu zeigen*, und er würde, trotz der dürftigen Mittel, die sociale Frage selbst zu lösen verstehen. So günstig liegt die Sache bekanntlich nicht: es fehlt den Arbeitern *der Mut*, das Werk anzugreifen; es fehlt *der Verstand*, um es hinauszuführen: und vor allem fehlen zu oft die *sittlichen Charaktereigenschaften*, denen die „Pioniere" vornehmlich den großen Segen ihrer Arbeit verdanken. Darum bedarf der Arbeiterstand der Handreichung in Rat und That von seiten der höhern Stände: es genügt nicht, ihm bloß die gesteigerte *Lebensaufgabe* zu zeigen, man muß ihm von außen auch *Mittel* darbieten und dadurch die erforderlichen *geistigen* Bedingungen in ihm zu *wecken* suchen. — Hier gehen nun die Ansichten der Hauptratgeber: *Schulze*, *Huber* und *Lassalle* — merklich auseinander.

Herr Schulze sagt einfach: „Spart, spart, und dann gründet Genossenschaften!" — er setzt die erforderlichen geistigen Bedingungen schlechtweg voraus. Im Grunde weiß er also für die Arbeiter keinen Rat. Darum auch hat er sich mit diesem hülflosen Stande wenig befaßt, sondern sich an die Handwerker und kleinen Geschäftsleute, welche bereits einiges Kapital besitzen, gewandt, sie aufgemuntert, *Kredit*-, *Rohstoff*- und *Konsumvereine* zu gründen, und ihnen dabei allerlei guten Rat gegeben. Der Stand dieser kleinen, aber bereits selbständigen Geschäftsleute verdankt ihm in der That sehr viel; aber *produktive* Genossensch[...] (im engeren Sinne) hat er auch dort nur wenige zustande gebrach[...] es sich nun um die Errichtung von Vereinen *jener* Art han[...] könnte der Arbeiterstand viel von Herrn Schulze lernen; allein scheidenden Punkte, da läßt er diese Armen und Hülflosen ratlos stehen.

Professor Huber und Lassalle wissen besser, um was es eigentlich und entscheidend sich handelt, nämlich darum, die Arbeiter nicht mit leeren Händen, mit leerem Kopfe und verzagtem Herzen an die Aufgabe zu stellen, sondern ihnen auch ein gewisses Maß von Mitteln darzubieten, sodann auch mit gutem Rat sie zu unterstützen und so nach und nach die teils schlummernden, teils gebundenen geistigen Kräfte zu wecken und frei zu machen. — Weiter erkennt Huber an, daß der Arbeiter (der ländliche wie der industrielle) außer dem Lohn auch einen moralischen Anspruch an einen gewissen Anteil des Geschäftsgewinnes habe, allein er betrachtet dies als eine „offene“ Frage und will ihre Lösung dem guten Willen der Arbeitgeber überlassen. Eine offene Frage heißt ungefähr eine unwichtige Frage. Das ist diese aber in der That nicht. Nun wollen Lassalle, Rodbertus u. a. den Staat zu Hülfe rufen; der Staat soll die Arbeitergenossenschaften mit seinen Kreditmitteln unterstützen. Auch hier erkennt Huber an, daß die Staatshülfe principiell und unbedingt nicht zu verwerfen sei. Er sagt (a. a. O. S. 19): „der Grund unserer Opposition (gegen Lassalle) liegt allerdings nicht etwa darin, daß wir das Princip der Staatshülfe im allgemeinen und an sich unbedingt verwerfen. Wir können uns gar manchen Fall und manche Form solcher Hülfe, namentlich durch verzinsliche und hinzuzahlende Vorschüsse, zur Förderung dieser wie anderer volkswirtschaftlichen Unternehmungen in andern socialen Schichten, denken, welche social oder politisch oder nach beiden Seiten durchaus gerechtfertigt wären. Diese Fälle im einzelnen theoretisch zu klassifizieren und zu charakterisieren liegt hier durchaus keine (?) Veranlassung vor. Sie werden sich in der Praxis in dem Maße von selbst herausstellen, wie dabei die wahre sociale Staatsweisheit in Anwendung kommt, und ist es dann sehr gleichgültig, ob man sie auf ein Princip zurückführen, oder als Ausnahme eines Princips gelten lassen will.“ — Man sollte nun denken, weil Herr Huber „kein Freund der Principienreiterei“ ist und sogar das Princip der Staatshülfe ausdrücklich nicht bestreitet, so werde er sich gedrungen fühlen, die erwähnten „durchaus gerechtfertigten“ Fälle der Staatsunterstützungen näher zu bezeichnen, — zu sagen, wie, wo und wann diese Hülfe eintreten müßte, woher die Staatsmänner die Mittel dazu hernehmen, und welche Bürgschaften für ein gutes Gelingen erdacht werden könnten. Aber von alle dem kein Wort. Wie vorhin den Anspruch an den Geschäftsgewinn, so behandelt er hier die Staatshülfe als eine „offene“ Frage, mit der vor der Hand nichts anzufangen sei, oder als eine solche, welche andere anfassen mögen, wenn sie Lust dazu haben. Das heißt also mit andern

Worten: auch diese Thür (des Staates) ist dem Arbeiterstande einstweilen verschlossen. Und warum? Herr Huber sagt: „Wir begreifen in der That nicht, wie man jetzt daran denken kann, den Kräften und Einsichten unseres Beamtenstaates und seinen Staatsmännern, die durch das Übermaß des Viel- und Allregierens und neuerdings durch die Anforderungen und Versuchungen des parlamentarischen Lebens nach allen Seiten sogar für die Routine und aus der Hand in den Mund unzureichend sind — noch neue Arbeiten zuzumuten. Und das auf einem Felde, wo der gegenwärtigen wie der heranwachsenden Generation und den hohen Schulen ihre Ausbildung (bei allen sonstigen großen Verdiensten) fast alle sittlichen und intellektuellen Bedingungen für eine ersprießliche Thätigkeit fehlen." Das heißt also mit andern Worten: Die jetzigen Staatsmänner haben dazu keine Zeit, und wenn sie die doch hätten, so fehlt ihnen und ihren Beamten die Einsicht oder gar noch mehr. Wer nun auch an dem, was in dieser Richtung dem jetzigen Geschlecht gebricht, mit schuld sein mag, gewiß ist, daß diesen Gebrechen doch nur durch die Mitwirkung der Staatsmänner selbst abgeholfen werden kann. Herr Huber hat schon so viel über die sociale Frage geschrieben, möchte er doch einmal in einem „Offenen Sendschreiben an die jetzigen Staatsmänner" auch diesen sagen, wo es fehlt, und möge er dabei auch den hohen Schulen nachdrücklich zu Leibe gehen, je nachdrücklicher, desto besser. Das würde ein so gutes Werk sein, wie seit langem in dieser Angelegenheit keins geschrieben und gethan worden ist.

Aber wir haben leider gesehen, daß Herr Huber gerade an den entscheidenden Stellen rechts oder links abbiegt, und nun, wie Schulze-Delitzsch, die Arbeiter ihrer eigenen Weisheit oder Ratlosigkeit überläßt. Denn was nützt es, daß er einräumt, der Arbeiterstand könne allein sich nicht helfen, und daß er fordert, die höhern Stände sollten sich seiner mit Rat und That annehmen, wenn diese für solche Mahnung keine Ohren haben? Er sagt nämlich selbst (S. 27): „Die Anhänger und Wortführer der sog. Fortschrittspartei haben im allgemeinen ebenso wenig Sinn und Interesse für die socialen Fragen, besonders in Hebung der Zustände der arbeitenden Klassen, als die sog. konservative Partei. Hier wie dort beschränkt sich das ernste Streben für diesen Fortschritt auf eine sehr geringe Minorität." — Wir müssen leider hinzusetzen, daß selbst diese sehr geringe Minorität schwer zu finden ist. Möchte darum Herr Huber sich doch ein Herz fassen und, wie zuerst den Staatsmännern, so in einem „Zweiten Sendschreiben" den höheren Ständen, den Liberalen wie Konservativen, rund und nett vor die Augen malen, was das Wohl der Arbeiter von Gottes und Rechts wegen von ihnen fordern darf.

Während nun Herr Huber bisher stets auf die Freiwilligkeit der berufenen Helfer hoffte, und da sie immer noch nicht sich zeigen wollte, geduldig vor den verschlossenen Thüren stehen blieb; hier vor den Thüren der Staatsmänner, denen Zeit und Einsicht fehlt, — dort vor der Thür der Arbeitgeber, die die Ansprüche der Arbeiter auf Hülfe leugnen — an dritter und vierter Stelle vor den Thüren der beiden politischen Parteien, die beide wenig Sinn und Interesse für sociale Fragen haben, — unterdessen ist bekanntlich Lassalle einen Schritt weiter gegangen und hat mit kräftiger Hand an diese Thüren geklopft, zunächst an die größte, die Staatsthür, und zwar so laut, daß seine Schläge durch das ganze Haus dröhnten. Wir sagen „bekanntlich", denn die vor einigen Jahren durch Lassalle angeregte Bewegung unter dem Arbeiterstande kann unmöglich irgend einem ganz unbekannt geblieben sein. Wie viel man aber von Lassalle's positiven Vorschlägen wissen mag, ist freilich eine andere Frage.

Neben der Unterstützung durch Staatskredit forderte Lassalle bekanntlich für die Arbeiter auch das allgemeine direkte Wahlrecht. Im vorliegenden Falle war Lassalle's Gedankengang offenbar dieser: Der Arbeiterstand vermag sich selbst nicht zu helfen; die begüterten Stände wollen ihm aus freien Stücken nicht behülflich sein; die jetzigen Staatsmänner in der Verwaltung und auf dem Landtage wollen ebenfalls nicht; darum müssen andere Staatsmänner, die wenigstens den guten Willen haben, zu helfen, in das Parlament und in die Ministerien gebracht und zu diesem Behuf der gesamte, weitaus zahlreichere vierte Stand zum Wählen nach seinem Sinn und für seine Zwecke aufgeboten werden.

Gesetzt nun, Lassalle's Ziel: die Staatsverwaltung durch die Wähler auf seine Seite zu bringen und damit den gewünschten Staatskredit für die Arbeiter-Associationen zu gewinnen, — sei vollständig zu billigen, so kann doch das Mittel — die allgemeine und direkte Wahl, nach meinem Bedünken vor der nüchternen Überlegung nicht bestehen. Fürs erste ist es nicht zweckmäßig. Denn wenn die mittlern und höheren Stände einig sind, was sie in diesem Falle, bei einem Sturmlaufen der Arbeitervereine wahrscheinlich sein würden, so besitzen sie so viel Einfluß unter dem von ihnen abhängigen Arbeiterstande, daß der Teil, welcher dem Lassalle'schen Corpsrufe folgte, höchstens eine kleine Minorität von Abgeordneten in die Kammer bringen würde. Was wäre also damit erreicht? Und wenn die mittlern und höhern Stände auch nicht einig wären, so würde es den Lassalleschen Agenten doch niemals gelingen, die ländlichen Arbeiter dauernd unter ihre Fahne zu bringen. Nur in

einem Falle können wir es als möglich denken, eine Majorität von Abgeordneten durchzusetzen, nämlich bei einer jahrelang andauernden, auch vor der Revolution nicht mehr zurückscheuenden Aufstachelung des vierten Standes in Stadt und Land. Allein damit würde man diesen Erfolg, der immer noch nicht das eigentliche Ziel wäre, doch zu teuer erkaufen; denn durch jene Verhetzung und Verbitterung würde der vierte Stand endlich dergestalt sittlich ruiniert werden, daß dann jeder Versuch einer socialen Hebung mit Hülfe der Staatskredite reinweg eitel wäre. Einem sittlich ruinierten Geschlecht ist durch äußere Mittel allein so wenig aufzuhelfen, als ein hart vertretener, steinigter Weg bei der günstigsten Witterung Frucht zu bringen vermag. Das allgemeine, direkte Wahlrecht, wenn es auf die beschriebene Weise ausgebeutet wird, ist daher nicht bloß unzweckmäßig, sondern in jedem Betracht verwerflich. Der Lassalleschen Wahlweise gegenüber müssen wir also, im wahren und eigensten Interesse des vierten Standes, bei der von uns empfohlenen allgemeinen und direkten Wahl nach Ständen stehen bleiben.[1]) Eine Majorität brächte der Arbeiterstand freilich auch auf diesem Wege nicht in die Kammer; allein da jetzt die ländlichen und städtischen Lohnarbeiter selbstverständlich in gleichem Sinne (weil in gleichem Interesse) wählen würden, so käme wenigstens eine kompakte Schar „socialer Pioniere“ hinein. Überdies würden in vielen Fällen die Vertreter des Handwerker-

[1]) Durch die sociale Entwickelung und die neuere politische Gesetzgebung sind die alten „Stände“ begrifflich aufgelöst, — die Sache existiert nicht mehr, auch wenn sie, wie z. B. in Mecklenburg, mit ihren alten Namen und Vorrechten noch künstlich aufrecht erhalten wird. Es handelt sich nicht darum, was eine Volksklasse ist, wenn sie der Staat mit socialen und politischen Vorrechten bekleidet hat, sondern darum, wie sie ohne dies, was sie nach ihrer socialen Stellung, nach ihrer natürlichen Machtsphäre ist. Künstlich könnte man auch z. B. die Offiziere, die Geistlichen u. s. w. mit gewissen politischen Privilegien ausstatten und diese Klassen so zu gesonderten „Ständen“ machen; das würden dann aber gemachte, nicht natürliche Stände sein. So kann heutzutage der Adel nicht mehr als ein Stand angesehen werden, der Name bezeichnet nur noch einen Rang; diesen Rang kann ihm aber auch niemand nehmen. Die Stände im modernen Sinne sind Gruppen von Berufsklassen, welche in ihren wirtschaftlichen Interessen, in ihrer Bildung, Lebensanschauung, Lebensweise u. s. w. so viel Gemeinsames und Verwandtes haben, daß sie sich den andern Klassen gegenüber als zusammengehörig fühlen und für ihre Lebensgüter einander vertreten können. Als solche Gruppen von Berufsklassen erscheinen uns die oben genannten fünf „Stände“ — die großen Gutsbesitzer, die Kaufleute und Fabrikanten, die Mittel- und Kleinbauern, die Handwerker und die unselbständigen Lohnarbeiter — einstweilen das Richtige darzustellen. Der Adel, sofern er großen Grundbesitz hat, gehört eben zu den großen Gutsbesitzern.

und des Bauernstandes mit denen der Lohnarbeiter zusammengehen und dann auch eine Zahlen-Majorität gewinnen können. Wichtiger aber als eine solche jeweilige und künstliche Zahlen-Majorität gilt in unsern Augen der Umstand, daß die Arbeiter-„Pioniere" auf dem Landtage so zu sagen das sociale Gewissen repräsentieren würden, wenigstens so lange, bis die höhern Stände dem eigenen Gewissen, das sie ob der Vernachlässigung des vierten Standes seit Jahr und Tag verklagt, willig Gehör gegeben haben. Und wie hart und wie lange man dort auch gegen diese Anklage sich sträuben und sperren mag, so sehen wir unser deutsches Volk doch dafür an, daß, wenn jene Gewissensstimme einmal auf dem Reichstage volltönig, hell und rein zu Worte kommt, sie auch durchdringen und das rechte Recht behalten wird, — Recht behalten, ohne Hülfe französischer Revolution, kraft des ehrlichen deutschen Gewissens. Ein guter Erfolg auf gutem Wege — der hat zweifachen Wert. Lasset es uns einmal darauf wagen!

Was nun Lassalles weitere Absicht, nämlich den zu erlangenden Staatskredit betrifft, so müssen wir zuerst wieder daran erinnern, daß auch Herr Huber das Prinzip der Staatshülfe nicht unbedingt verwerfen will. Er hält es aber vor der Hand nicht für praktisch, weil die wahre sociale Staatsweisheit dermalen weder in der Beamtenschaft noch im Parlamente in genügendem Maße vorhanden sei.

Wir halten fest, daß die Staatshülfe am rechten Orte und in der rechten Weise gar wohl statthaft ist. In der Handhabung dieses Prinzips hat Lassalle, sein entschiedenster Vertreter, mehrfach gefehlt und dadurch bei denkscheuen Leuten das Prinzip selbst in übeln Ruf gebracht. Diejenigen, denen Lassalle auch in seinen guten Absichten unbequem war, haben das fein zu benutzen verstanden. — Der erste Fehler Lassalle's liegt darin, daß er seine Bemühungen für den Arbeiterstand in eine social-politische Demagogie ausarten ließ. An sich kann die Verpflanzung socialer Fragen auf das politische Gebiet nicht getadelt werden. Aber überhaupt wird die Politik, obwohl sie eine andere Aufgabe hat als die Socialistik, von der Sorge für sociales Gedeihen der Völker sich nicht lossprechen dürfen, der Staat ruht auf den socialen Verhältnissen, wie beide wieder auf den Bildungs- und sittlichen Zuständen ruhen. Gewiß dürfen diese Dinge nicht durcheinander gewirrt werden; gewiß soll weder die Kirche, noch die Schule, noch die Societät in den Staat aufgehen, so daß sein Parlament zugleich zur Kirchensynode, zur Schulsynode und zum volkswirtschaftlichen Kongreß werden würde. Ein anderes ist es für diese Dinge mitsorgen und so sorgen, daß immer mehr die freiwillige Sorge geweckt und

endlich alle nichtstaatlichen Angelegenheiten der freien Selbstverwaltung übergeben werden können; und wieder ein anderes ist es, diese Dinge dem Staate einzuverleiben. Der Unterschied ist doch groß genug, um gesehen werden zu können. Wenn nun Lassalle die Staatsmänner an ihre socialistischen Pflichten mahnte, so that er recht; wir unserenteils wollen dasselbe thun, und Herr Huber sollte kräftig mithelfen. Und wenn Lassalle die Arbeiter darauf hinwies, welche Hülfe „die wahre, sociale Staatsweisheit", falls sie vorhanden wäre, ihnen leisten könnte, — so war er wieder im Recht. Daß er nun, um zum Ziel zu gelangen, alle Mittel politischer Demagogie zu Hülfe rief, das war unrecht.

Ein anderer und wohl noch schlimmerer Fehler der Lassalleschen Bestrebungen liegt darin, daß die Arbeiter nie und nirgends von den sittlichen Bedingungen, welche zur Verbesserung ihrer Lage ihrerseits erforderlich sind, etwas zu hören bekommen. Ob er nicht wußte, daß neben den äußern Hülfsmitteln und der geistigen Geschicklichkeit auch sittliche Kräfte mitwirken müssen, wollen wir nicht fragen. Jedenfalls schien er die moralische Willigkeit und Befähigung bei seinen Zuhörern allerwege als selbstverständlich anzunehmen, und doch versteht sich das so wenig von selbst, als der Acker, welcher Frucht tragen soll, sich von selbst kultiviert. Es versteht sich so wenig von selbst, daß man vielmehr sagen muß: Wenn alle diejenigen, welche für die sittliche Ausrüstung des Volkes berufen und insonderheit verpflichtet sind — also namentlich die Geistlichen, die Schulmänner und die Volkslehrer der freien Presse — sich nicht ebenfalls an der Lösung der socialen und politischen Fragen beteiligen wollen — d. h. in der bezeichneten Richtung zur Geltendmachung der sittlichen Bedingungen des Gelingens —: dann ist für lange Zeit auf beiden Gebieten etwas recht Ersprießliches nicht zu hoffen. Zu vielen der verschlossenen Thüren und Herzen, die sich doch öffnen müssen, wenn den social hülflosen Klassen geholfen werden soll, weiß namentlich nur die Kirche den rechten Schlüssel zu finden. Der Herr Bischof von Ketteler ist durch seine bekannte Schrift seiner wie auch der protestantischen Geistlichkeit darin rühmlichst vorangegangen. Seine volkswirtschaftlichen Vorschläge sind freilich unzureichend — aus mancherlei Gründen, die uns hier nicht bekümmern dürfen, — aber daß er versucht hat, redlich mit Hand anzulegen, ist achtungs- und ehrenwert. Die protestantische hohe und niedere Geistlichkeit darf sich daran ein Beispiel nehmen. Wir wollen übrigens, wie schon oben bemerkt, nicht der Vermischung von Religion und Politik das Wort reden; auch nicht der Vermengung kirchlicher und stattlicher Verhältnisse, wie sie da stattfindet, wo die Kirche dem Staate einverleibt wird. Staat und Kirche

bedürfen einer gesonderten Verfassung und Verwaltung und dazu einer eigentümlichen, wie noch vieles, was unter dem Schutzdache des Staates lebt, dessen bedarf. Allein die Religiosität von der Politik absolut trennen, die religiösen und sittlichen Potenzen in den politischen und socialen Verhältnissen ignorieren, vielleicht gar daraus ausscheiden, — daß heißt nichts anderes als Leib und Seele scheiden, wobei bekanntlich nur ein Leichnam übrig bleibt. Da auch Herr Schulze das nicht zu wissen scheint, so muß man es billig hervorheben, daß Herr Professor Huber solchen societätsmörderischen Tendenzen entschieden den Rücken kehrt und die sittlichen Bedingungen, welche bei der Hebung des Arbeiterstandes mitwirken müssen, stets vollaus betont. Seine Schriften dürfen überhaupt auf diesem Gebiet als die gediegensten und zuverlässigsten — nur noch nicht ausreichenden — Ratgeber gelten.

Sagen wir nun unsere positiven Vorschläge. Nach der vorstehenden Auseinandersetzung mit den Ansichten der Hauptstimmführer können wir uns jetzt um so kürzer fassen.

Es liegt aber vorab viel daran, daß der Arbeiterstand das, um was es sich handelt, nicht bloß als eine materielle Verbesserung seiner Lage fasse, sondern als eine sociale Hebung seines Standes, wozu daher durchaus auch eine Anspannung und Zusammenfassung des inneren sittlichen Menschen erforderlich ist. Diese Auffassung der Sache ist die notwendige Vorbedingung, die vorhanden sein oder geweckt werden muß. Ohne sie kann wohl manches zur äußerlichen Verbesserung geschehen, allein die Hauptsache, das eigentliche Ziel muß unerreicht bleiben.

Wir unterscheiden daher auf der einzuschlagenden Bahn einerseits eine Vor- oder Probestufe, und andrerseits eine zweite, höhere Stufe, wo mit reicheren Mitteln das volle Ziel ins Auge gefaßt werden kann.

Die Vor- oder Probestufe.

Wir nennen sie so, weil hier der Arbeiterstand bewähren soll, wie weit er zu einer inneren Anspannung, zu einer Aufraffung seiner geistigen Kräfte fähig ist. Dazu bedarf es aber schon mehr, als des bloßen Kommandos „Spart, spart!" — Die Aufgabe will anders gestellt sein: wir müssen daher von vornherein zwar nicht den Kredit, aber doch anderweitige Hülfe des Staates in Anspruch nehmen. Einmal die, daß die Gesetzgebung den vierten Stand politisch mündig,

politisch selbständig mache dadurch, daß sie ihm eine gesonderte Vertretung schaffe, also eine Wahl nach Ständen einrichte und zwar sowohl für den Gemeinderat als für den Landtag. Das ist das erste. Dadurch erst lernt der vierte Stand sich selbst fühlen; so erst kann er zum klaren Bewußtsein seiner Lage und seiner Bedürfnisse gelangen.

Zum andern fordern wir, daß der Staat die Arbeitsherrn zu einer Handreichung für die sociale Hebung der Lohnarbeiter verpflichte. Das wird manchen Ohren ungeheuerlich klingen; und doch ist etwas von diesem Vorschlage bereits verwirklicht. Bekanntlich sind in Preußen — wie für die Bergleute und die Eisenbahnbeamten — so auch für die Fabrikarbeiter Hülfskassen errichtet und die Fabrikanten verpflichtet worden, dazu beizusteuern.[1]) Diese Handreichung ist jedoch nicht das, was wir im Auge haben. Was wir meinen, soll vielmehr jene mit einschließen, und somit eine besondere Steuer für die Hülfskassen überflüssig machen. Es ist, um es geradeheraus zu sagen: Dem Arbeiter soll, außer seinem ordentlichen Lohn, ein Anspruch an den Geschäftsgewinn rechtlich zugesprochen werden. Selbstverständlich kann hier der Staat nicht so eingreifen, daß dieser Anteil in der Form eines Prozentsatzes bestimmt werde. Wohl aber läßt sich, im Anschluß an den für die Hülfskassen zu leistenden Beitrag, ein Äquivalent- oder Minimalsatz ermitteln, der aber jenen Hülfskassenbeitrag übersteigen müßte, weil der letztere darin einbegriffen sein soll. Die bestimmte Ziffer dieses Minimalsatzes ist in einem Fabrikstatut, welches die Fabrikanten jeder Gemeinde — einzeln oder gemeinsam — unter Mitwirkung der Gemeindebehörde aufstellen müssen, anzugeben; zugleich setzt dieses Statut die Ordnung fest, wie diese jährliche Summe — nachdem die Beisteuer des Fabrikherrn an die Hülfskasse abgezogen ist — unter die einzelnen Arbeiter je nach ihrem Posten und Dienstalter sich verteilen soll.[2])

Welches soll nun die Bestimmung dieses dem einzelnen verbleibenden Anteils sein?

Es soll nicht den einzelnen Arbeitern zur freien Verfügung stehen, sondern die Bestimmung haben: als Anfang zur Fundierung eines Konsum-Vereins zu dienen, — oder aber, wofern der

---

[1]) Diese heilsame Maßregel kommt leider nur den industriellen Arbeitern zu gute; die ländlichen Lohnarbeiter sind leer ausgegangen, obschon sie solcher Hülfskassen (für Krankheits-, Sterbefälle u. s. w.) ebenso sehr bedürfen. Es ist daher zu wünschen, daß jene Verpflichtung auch auf die Gutsbesitzer, welche Lohnarbeiter in ständigem Dienst haben, ausgedehnt werde, und somit auch für diese letzteren ordentliche Unterstützungskassen zustande kommen.

betreffende Arbeiter einem solchen sich nicht anschließen will oder kann, vorab als Ersparnis in der öffentlichen Sparkasse reserviert bleiben.[1])

Ein Konsum-Verein, der wie hier von vornherein möglichst auf ein Fortschreiten zu weiterem Erwerb angelegt sein soll, kann nur solche Mitglieder umfassen, welche einander vertrauen; er darf also nur auf Freiwilligkeit gegründet sein, seine Mitglieder können verschiedenen Geschäften angehören. Jedes Mitglied muß sich verpflichten, die ihm jährlich zufallende Tantieme aus dem Geschäft, in welchem es arbeitet, dem Konsum-Verein zu überweisen. Auf diese Weise kann das Betriebskapital des Vereins jährlich wachsen. Es werden vielleicht auch etliche Mitglieder besondere Ersparnisse in die Vereinskasse legen, andere ihr mehrere Jahre lang auch wieder den jährlichen Zins überlassen. Vielleicht kommt es auch vor, daß ein Arbeitgeber in guten Geschäftsjahren sich gedrungen fühlt, seine Arbeiter oder wenigstens die Vereinsglieder zum Besten ihrer Kasse durch eine besondere Gabe zu unterstützen.

So ist also ein Weg betreten, der einen solchen Verein zum Wachstum und weiteren produktiven Unternehmungen führen kann, damit auch eine Gelegenheit gewonnen, wo die Mitglieder die Probe abzulegen haben, ob sie für die Benutzung einer größeren Unterstützung (von seiten des Staates) befähigt sind. Der Konsum-Verein soll eben die Probestufe auf der Bahn ihres volkswirtschaftlichen und socialen Fortschrittes sein.

Die Statuten aller Konsum-Vereine innerhalb einer Gemeinde müssen dem Gemeinderate zur Genehmigung vorgelegt werden, wobei dieser dem Vereinsvorstande einen Vertrauensmann aus der Bürgerschaft als Beirat zuordnet. Diese Maßregel hat weniger den Zweck eine Kontrolle, als vielmehr den, dem Arbeiterstande ein mitsorgendes Patronat — wozu eben die Gemeinde mitgehören soll — zu schaffen. Die eigentliche Bedeutung dieses Patronates kann erst weiter unten genau dargelegt werden.

---

[1]) Es ist wichtig, vor allem die Hauptidee, welche der Unterscheidung zwischen dem laufenden Tagelohn und dem Äquivalent für den Anteil am Geschäftsgewinn zum Grunde liegt, festzustellen: jener dient dem täglichen laufenden Bedürfnis, dieser dagegen soll die Gesamtlage bessern helfen und zwar einerseits vermittelst der Unterstützungskassen, anderseits durch Gründung produktiver Anstalten. Wenn letztere nun nicht vorhanden sind, so muß das dazu bestimmte Geld doch möglichst in dem Sinne der Hauptidee verwendet werden. Das Nächstliegende dürfte wohl sein, die Einlage in der Sparkasse als festes Erbe für die Kinder resp. die Witwe zu betrachten. Wo dies nicht geht: wenn etwa der betreffende Arbeiter nicht verheiratet ist, oder aus der Fabrik ausscheidet, oder auswandert u. s. w., so müssen im Statut für solche Fälle andere Bestimmungen getroffen sein; sonst ist eben die eigentliche Bestimmung des Geldes verfehlt.

Auf einzelne Winke und Ratschläge für die Geschäftsführung des Vereins können wir uns nicht einlassen. Dagegen möchten wir den Leser auf einige Gesichtspunkte, welche die Vor- oder Probestufe überhaupt betreffen, aufmerksam machen.

Es könnte jemand denken, wenn die Tantieme der Arbeiter am Geschäftsgewinn durch die Arbeitsherrn selbst festgestellt werden sollte, so würde wohl nicht viel dabei herauskommen. Dabei ist indessen übersehen, daß erstlich das Gesetz ein Minimum bestimmen soll, und zum andern die genaue Feststellung unter Beirat der Gemeindebehörde erfolgen soll. Aber auf die Höhe der Summe legen wir zunächst nicht den Hauptwert, sondern darauf, daß überhaupt neben dem laufenden Tagelohn noch ein anderer Gewinn für den Arbeiter ermittelt werde, sei derselbe auch anfangs gering. Mit dieser Scheidung des Einkommens, mit dieser zweiten Einnahmequelle ist ein Anfangs- und Anknüpfungspunkt für mancherlei Besserungen gewonnen. Einmal wird dadurch dem Arbeiter eine, wenn auch noch so kleine Summe dargeboten, mit welcher er selbst geschäftlich wirtschaften kann und soll. Um sie zu gewinnen, braucht er nicht erst anderweitig zu sparen, oder gar sich Entbehrungen auferlegen; sie fällt ihm gleichsam von selbst zu, — aber zugleich mit einer Mahnung. Denn nicht zu beliebigem Gebrauche, nicht zum sofortigen Vorgehen oder Verschwenden wird sie ihm eingehändigt, sondern um sie geschäftlich produktiv zu machen. Kann oder will er das nicht, so entzieht sich dieser Gewinn seinem freien Verfügen. So wird er genötigt, sich zu besinnen, einen Entschluß zu fassen, ob er vorwärts streben, oder in seiner Lage träge verharren will. Mich dünkt, es läge auf der Hand, daß in diesem, in dieser Nötigung sich zu entscheiden, ein überaus wichtiger Moment gegeben wäre, ein Moment, dessen Hebungskraft kaum hoch genug angeschlagen werden könnte. In allen Dingen ist der Anfang am schwersten; der Anfang zum Wollen nicht minder als der Anfang der That. Hier wird beides erleichtert.

Wo nun das Handeln beginnt, und der Konsum-Verein in seinen Anfängen vor den Augen steht: da sind auch wieder neue Antriebe zum Weiterschreiten und neue Anknüpfungspunkte für weitere Hülfe gegeben. Der Arbeiter sieht ein ihm eigen zugehöriges Geschäft vor sich, in welchem er einige Ersparnisse, falls solche bereits vorhanden sind, produktiv anlegen kann; durch solche Vorgänger lassen nun andere, die bis jetzt nicht ans Sparen gedacht, sich auch dazu antreiben und lernen an ein vorsorgliches Haushalten denken. Kurz, das Werk der socialen Hebung kommt langsam in Gang.

Aber dem Arbeitsherrn ist dadurch ebenfalls eine Thatsache, welche zum Mithandeln, zum Weiterhelfen mahnt, vor die Augen gestellt. Wie viel oder wie wenig er auch aus seinem Geschäftsgewinn als Tantieme jährlich an die Arbeiter auszuzahlen hat, — dieses Auszahlen wird ihn, wofern er nicht ganz und gar vom Geiz besessen ist, immerfort gemahnen zu erwägen, ob er den Gehülfen seines Gewinnes wirklich vollaus gerecht werde, ob er um des Konsum-Vereins willen nicht ein Übriges thun könne und solle, zumal dann, wenn in dem verflossenen Jahr Gottes Segen auch ihm ein Übriges geschenkt hat.[1]) Der Gedanke, ein Weiteres thun zu wollen, wird um so eher bei ihm reifen können, wenn er sieht, daß seine Arbeiter sich rühren und regen, um auch ihrerseits ein Weiteres

---

[1]) In den heiligen Schriften der Juden und Christen steht irgendwo: „Vergiß der Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast." Hier und da trifft man wohl noch Leute, welche sich diesen Rat gefallen lassen; haben sie ein fröhliches Familienfest (eine Hochzeit, eine Kindtaufsfeier u. dgl.), so fällt auch für „die Armen" etwas ab, sei es so, daß man den Bewohnern des Ortsarmen- oder Waisenhauses einen fröhlichen Tag bereitet, oder aber am Tage nach dem Feste eine Anzahl armer Nachbarn geradezu zu einer Nachfeier einladet. Das ist ohne Zweifel recht und gut und löblich, und man darf wohl sagen: Gehet hin und thut desgleichen. Allein sollte es nicht nahe liegen, dem guten Rate des alten israelitischen Weisen noch eine andere Anwendung oder weitere Ausdehnung zu geben? Einem reichen Geschäfts- oder Gutsherrn sind doch seine nächsten „armen" Nachbarn seine Arbeiter. Bei einem fröhlichen Tage dürfte es also nahe genug liegen, auch an diese zu denken. Wenn ihm nun aber durch ein gesegnetes Geschäftsjahr nicht bloß ein fröhlicher Tag, sondern eine lange fröhliche Zeit beschert worden ist, sollte er sich dadurch nicht gemahnt sehen, seinen Arbeitern ebenfalls eine solche frohe Zeit zu bescheren dadurch, daß er ihrem Anteil am Geschäftsertrage ein Übriges zulegt und sie so in den Stand setzt, diese gute Zeit gleich ihm produktiv zu verlängern? — Ferner: Unter denen, die von Gewissens wegen für sich und ihre Arbeiter auf die ordentliche Sonntagsfeier halten, jedoch ein solches Geschäft betreiben (z. B. eine chemische Fabrik, Schmelzöfen u. dgl.), bei dem ein totales Ruhen aller Arbeit nur mit großen Verlusten auch für die Arbeiter selbst verbunden ist, wo daher wenigstens ein Teil derselben auch am Sonntag beschäftigt werden muß, — unter diesen Geschäftsleuten trifft man hier und da auch einen, der den Gewinn solcher Sonntagsarbeit nicht für sich behalten mag und ihn deshalb vollständig an kirchliche und andere wohlthätige Anstalten verschenkt. Das ist ohne Zweifel wiederum sehr recht und löblich. Wenn ein solcher Geschäftsmann aber einen Teil, etwa die Hälfte, dieser verschenkten Summe seinen Arbeitern, namentlich den Konsumvereins-Mitgliedern als freie Gabe zuwendete, — sollte diese nicht auch gut heißen können und ein gottgefälliger „Zehnte" sein? — Wenn aber alle Sonntagsgewinne im ganzen Lande nur in dieser Weise verwendet würden, so glauben wir in der That, es würde so viel Geld disponibel werden, daß man den Staat um seine Hülfe nicht mehr zu bemühen brauchte.

zu gewinnen, — wenn er weiß, daß seine Gabe nicht vergeudet und verschleudert werden wird. Kommt er nun dahin, freiwillig die moralische Idee zu ergreifen, zu welcher das Gesetz ihn mahnen und ziehen wollte, die Idee, den Arbeitern einen **durch freien guten Willen bestimmten** Anteil an seinem Geschäftsertrage zu gewähren, und **sie dadurch mit sich zu einer geschäftlichen Genossenschaft zu verbinden**: so ist auch hier das Werk der socialen Hebung im Gange. Ich sage: der socialen „Hebung" seines Geschäftes und seines Verhältnisses zu den Arbeitern. Das will erstlich besagen: hier ist mehr im Spiel als eine kleine Verbesserung des Arbeitereinkommens; auch der Arbeitgeber wird gut dabei fahren. Sein Interesse und das der Arbeiter bindet sich zu etwas Gemeinsamem; die letzteren lernen denken und sagen: „Geht es unserm Herrn gut, so geht es uns auch besser." Damit werden dann nicht bloß wirtschaftliche, sondern auch moralische Kräfte frei gemacht, die bisher mehr oder weniger gebunden waren: Treue, Gewissenhaftigkeit, Sorgsamkeit, und vor allem die persönliche Anhänglichkeit, die Liebe, welche auch hier das Band der Vollkommenheit, auch der wirtschaftlichen, und das Kennzeichen eines gehobenen socialen Zustandes ist. Ach, daß trotz alles „Fortschritts" dieser Fortschritt so selten und teuer ist im Lande!

Das wäre eine Vor- oder Probestufe der socialen Hebung des Arbeiterstandes. Mitwirken müssen dabei erstlich der Staat, aber vorab nur durch die Gesetzgebung, — sodann die Arbeitgeber, zunächst durch die Pflichtleistung, welche das Gesetz von ihnen fordert, dann aber wo möglich durch ein Übriges aus freiem, gutem Willen, auch durch guten Rat nach und neben der That, — drittens die Gemeinde in ihren Vorstehern und beiratfähigen Gliedern; — und viertens endlich, wie sich von selbst versteht, die Arbeiter, so viele ihrer durch die entgegenkommende Hülfe sich zu einem freiwilligen Anfassen der höheren Lebensaufgabe entschließen können. Aus dem Zusammenwirken des Staates, der Arbeitgeber und der Gemeinde ergiebt sich ein ideelles und doch reelles Patronat für den social unselbständigen vierten Stand, — ein neues zeitgemäßes Patronat, welches die Aufgabe hat, seine Klienten zur socialen Freiheit und Selbständigkeit zu erziehen, nicht wie das alte, übelberüchtigte, welches sie in Abhängigkeit und Knechtschaft zu erhalten strebte. Ein rechtes Patronat, d. h. eine väterlich sorgende Obmacht zum Schutz und zur Hebung, — das ist es, was dem vierten Stande fehlt.

Die zweite, obere Stufe.

Für diese Station der höheren Lebensaufgabe des Arbeiterstandes nahm Lassalle keck und bestimmt die Hülfe des Staates in Anspruch und zwar ohne weiteres auch seine Geldmittel, seinen Kredit.

Auch wir behaupten nicht minder bestimmt als Lassalle, daß ohne Beteiligung des Staates, d. h. der Gesamtheit der bereits selbständigen Bürgerklassen, dem social abhängigen und mittellosen vierten Stande nicht aufgeholfen werden kann. Gewiß würde es das bessere sein, wenn aus jener Gesamtheit heraus freiwillige Helfer und Helferinnen sich meldeten und bethätigten. Da dies aber in dem benötigten Maße nicht geschieht, auch nicht zu erwarten steht, so greifen wir unbedenklich auf die Stelle zurück, wo alle Bürgerklassen politisch zusammengefaßt sind, auf den Staat. Dabei ist jedoch nicht gemeint, daß der Staat jetzt alles das thun solle, was die einzelnen freiwillig und in anderer Form thun könnten, aber noch nicht thun wollen: wir verlangen nur, daß er mithelfe und zwar mit seiner Hülfe den Anfang mache, sodann die begüterten Klassen zu freiwilligen Unterstützungen antreibe und aufmuntere, und endlich diese letzteren, wo sie begonnen, nach Kräften zu fördern suche.

Zwei Punkte, wo der Staat vorab Hand anlegen muß, sind oben bei der Besprechung der Vorstufe bereits bezeichnet worden: Besserung der Gemeinde- und Landesvertretung durch Einführung der allgemeinen direkten Ständewahl — und Anbahnung eines genossenschaftlichen Verbandes zwischen den Arbeitsherrn und den Arbeitern einerseits und zwischen den Arbeitern unter sich in der Form von freien Konsumvereinen andrerseits durch gesetzliche Zuerkennung eines Minimalanspruches der Arbeiter an den Geschäftsgewinn.

Sodann haben wir auch unter den „mancherlei Fällen" wo (selbst nach Herrn Huber) der Staatskredit wohlthätig mit eingreifen kann, die nächstliegenden deutlich bezeichnet: es sind die auf der Vorstufe entstandenen freien Konsumvereine. Wir meinen natürlich nicht ohne weiteres alle diese Vereine, sondern diejenigen, welche die Probe ehrenvoll bestanden haben.

Wie aber nun weiter? — wie soll der Fonds für die staatlichen Darlehnskassen beschafft, — wie hoch soll die Unterstützung der einzelnen Konsumvereine gegriffen, — wie soll die Sicherheit des Darlehens garantiert, — wann soll es heimgezahlt werden? u. s. w.

Vorläufig haben wir ein paar andere positive Vorschläge zu machen, die uns wichtiger scheinen, als jene Fragen.

Was wir meinen, läßt sich so kurz wie treffend an einem Beispiele unter den Bestrebungen auf dem landwirtschaftlichen Gebiete erläutern, weil das, was hier zum Besten der Lohnarbeiter-Genossenschaften vorzuschlagen ist, dort schon seit langem im Segen besteht. Bekanntlich haben die landwirtschaftlichen Vereine in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen und viel Heilsames ins Leben gerufen. Auf zwei Punkte möchten wir dabei aufmerksam machen: einmal auf die Quelle, woher die landwirtschaftlichen Vereine zuerst und vornehmlich Anstoß und Antrieb erhalten haben und von wo aus ihnen seitdem vielfache Förderung durch Rat und That zugeflossen ist, und zum andern auf eins der Mittel, wodurch diese Vereine eine bessere Einsicht in der Landwirtschaft unter den Landleuten zu verbreiten suchen.

Jene Quelle ist das bekannte „Landesökonomie-Kollegium", — ein aus größeren Gutsbesitzern und Staatsbeamten gebildetes Kollegium, welches zwar keine Verwaltungsbehörde darstellt, doch aber vom Staate hinlänglich mit Autorität und Mitteln ausgestattet ist, um nach allen Seiten hin auf dem landwirtschaftlichen Gebiete anregend und helfend sich bethätigen zu können. Wie es gleichsam die Spitze, die staatliche Zusammenfassung der freien landwirtschaftlichen Vereine darstellt, so vermittelt es den freien Verkehr zwischen diesen Vereinen und dem betreffenden Ministerium und kann auch nach beiden Seiten hin, nach oben und unten, Anregung, Rat und Auskunft geben.

Das gemeinte Mittel, wodurch die landwirtschaftlichen Vereine ökonomische Kenntnisse unter der Landbevölkerung zu verbreiten und überhaupt für ihre Zwecke anregend zu wirken suchen, sind die sog. „Wanderlehrer". Diese Männer werden umhergesandt, um Vorträge über Landwirtschaftskunde zu halten und den Lokalvereinen wie ihren einzelnen Mitgliedern mit gutem Rat an die Hand zu gehen. Selbstverständlich können dazu nur solche Männer gewählt werden, welche in theoretischer und praktischer Hinsicht als tüchtig bewährt sind. Bis jetzt hat man es erst in wenigen Gegenden mit dem Institut der „Wanderlehrer" versucht; ohne Zweifel würden andere Gegenden bald diesem Beispiele folgen, wenn man die rechten Leute dafür zu finden wüßte.

Beide Institute — das „Landesökonomie-Kollegium" und die landwirtschaftlichen „Wanderlehrer" — sind in ihrer Art ausgezeichnet, und wüßten wir in der That vor der Hand für das gewerbliche Gebiet und insonderheit für das Genossenschaftswesen des Arbeiterstandes nichts Besseres und Dringlicheres vorzuschlagen, als dieselben auch dort einzuführen. Der Einwand, daß jene landwirtschaftlichen Wanderlehrer ja von freien Ver-

einen, nicht vom Staate berufen seien und daher auch auf dem gewerblichen Gebiet eine solche Veranstaltung den freien Vereinen überlassen bleiben müßte, wird man hoffentlich nicht im Ernst erheben; denn solche Vereine unter den Arbeitern, die das vermöchten, existieren nicht und können nicht existieren, weil ihnen die Mittel fehlen. Die gewerblichen Vereine der großen Fabrikanten, wo sie vorhanden sind, werden sich schwerlich zu solchen Auslagen für die Arbeiter verstehen. Überdies, da der Staat das „Landesökonomie-Kollegium" ins Leben gerufen hat, so könnte er auch ebenso gut eine ähnliche Gesellschaft zum Besten der Lohnarbeiter errichten; und diese letzteren würden dann auch wohl die rechte Stelle sein, um mit Hülfe des Staates und etwa auch bemittelter Gewerbevereine „Wanderlehrer" für das Genossenschaftswesen zu bestellen. Die Wirksamkeit jenes „Landesgewerbe-Kollegiums" wie dieser Wanderlehrer hier schon genauer zu beschreiben, scheint nicht nötig zu sein. Nur darauf möchten wir noch aufmerksam machen, daß diese letztern auch imstande sein würden, die bestehenden Konsumvereine der Arbeiter zu besuchen und über ihre Bewährung ein Urteil abzugeben.

Sollte nun die Errichtung dieser beiden Institute nicht ein guter Anfang der Staatshülfe für die Hebung des Arbeiterstandes sein? Und wenn dieselben vorhanden wären, sollte dann dieser Fortschritt nicht auch die Bürgschaft für die weitere Fortentwickelung der Sache notwendig schon einschließen? Ich glaube es zuversichtlich.

Wir schließen. Ein kurzer Rund- und Vorblick soll das Punktum machen.

Auf dem hier behandelten Gebiete pflegen vorsichtige Schriftsteller den Ausdruck „die sociale Frage" zu vermeiden; sie sprechen dafür von „Besserung der Lage der Arbeiter," oder von „socialen Fragen" als von vielen. Sie werden dafür ihre Gründe haben; wahrscheinlich auch glauben sie, daß es ein Problem, welches „die" sociale Frage heißen dürfe, nicht giebt. Wir sind anderer Meinung und haben daher jenen Ausdruck ungescheut gebraucht, nicht in Unbescheidenheit, sondern um damit zu sagen, daß in der That ein sociales Problem existiert, worin die meisten andern wie in einer Mutter eingeschlossen sind, und welches überdies nicht bloß einem Stande, sondern allen Ständen als ihr eigenes befohlen ist. Freilich macht es sich nicht allen mit einem Drucke fühlbar — oder wenn doch, nicht mit einem, der verstanden wird. — Wie die sociale Frage auf die subalternen Beamtenklassen drückt und dort sich formuliert —

natürlich mit einer besonderen Eigentümlichkeit, — ist oben gezeigt worden. Wie die *Lohnarbeiter in Stadt und Land*, welche am schwersten darunter leiden, zu ihr stehen, und wie hier die Lösung angefaßt werden kann, haben wir ebenfalls umständlich beleuchtet. — Bekanntlich fängt *das Handwerk*, welches ehedem von seinem goldenen Boden sprach, jetzt ebenfalls an, über seine Lage bekümmert zu werden. Mit Recht, besonders seitdem durch die Gewerbefreiheit der Schutz, welchen die zunftartigen Schranken u. dgl. gewährten, gefallen ist. Infolge des sich ausdehnenden fabrikartigen Gewerbebetriebes mit seinen Maschinen einerseits und durch den Mangel an Kapital und zum Teil auch an Bildung andererseits sehen sich *die Handwerker* auf einen immer kleiner werdenden Raum eingeengt. Wer kann, schwingt sich nach und nach zum fabrikmäßigen Geschäftsbetrieb auf; andere sinken in die Stellung der Lohnarbeiter hinunter; was übrig bleibt, fragt ängstlich: wie lange werden wir uns noch im alten Stande halten können? Nicht wenige unter ihnen suchen den Grund des Übels in der Gewerbefreiheit und denken die Erneuerung der alten zunftartigen Schranken und eine strenge Regelung des handwerklichen Bildungsganges (durch die Lehr- und Gesellenzeit hindurch) werde helfen können. Sie sind aber in großem Irrtum. Was die Regelung des Lehrganges betrifft, so wollen wir diese Frage zunächst an einen besonderen Ort stellen; wenn eine solche Maßregel bei andern Ständen nützlich ist, so dürfte sie auch wohl im Handwerk nicht schaden. Allein die übrigen Wünsche können nicht zum Ziel führen. *Schutzmittel*, wie Zunftzwang und ähnliches, reichen ganz und gar nicht mehr aus. *Was allein helfen kann*, sind — nicht Präservativ- (Schutz-) Mittel irgend welcher Art, sondern Anstalten, welche dem Handwerkerstande *positive* **produktive** *Kräfte* zuführen. Jene mögen gut sein, solange sie wirklich schützen und nicht zugleich gesundes Streben behindern; diese, die neuen *produktiven* Kräfte, sind stets das hauptsächlichste und notwendigste — und zwar überall, auf dem politischen wie auf dem socialen Gebiete, in leiblichen und in geistigen Dingen. Wie das beim Handwerk geschehen kann, hat *Schulze*-Delitzsch mit Erfolg und daher beweiskräftig gezeigt: — *durch Errichtung von Genossenschaften* aller Art — Vorschußvereine, Rohstoff- und Konsumvereine u. s. w. Man muß nur noch weiter gehen und zu wirklich *produktiven* Associationen vorschreiten, so weit es gehen will. Genossenschaftlichkeit, Zusammenschluß der Kräfte — das ist die Losung und die Lösung der socialen Frage für den Handwerkerstand. — Es bleibt nun noch die Klasse der *Kleinbauern* zu betrachten übrig. Seit der französischen Revolution wurde der socialpolitische Grundsatz herrschend: der ländliche Grund und Boden müsse

schrankenlos geteilt werden dürfen. Infolgedessen sind denn auch in vielen Gegenden die Ackergüter zerteilt und wieder zerteilt worden, bis man fast nicht mehr konnte, und es nun Ziegenbauern in Hülle und Fülle giebt. Gegenüber dem andern Extrem, wo der große Grundbesitz unteilbar fest liegt und ein Acker zum andern geschlagen wird, bis die Kleinen nichts mehr haben, war jene Maßregel recht und heilsam. Allein das Heil für die socialen ländlichen Verhältnisse ist auch in ihr nicht beschlossen, wie auch die neuere Nationalökonomie bereits offen lehrt. Die Kleinbauern geraten zuletzt doch genau in die Lage des jetzigen Handwerkers: wirtschaftlich können sie auf die Dauer mit dem großen Grundbesitz nicht konkurrieren; wie im Handwerkerstande werden die einen, die nicht zu einem größeren Kapital und Besitztum gelangen können, von der Großwirtschaft verschlungen und sinken nach und nach in die Stellung der ländlichen abhängigen Arbeiter hinab. Den Kleinbauern bloß durch etwelche Schutzmittel zu helfen, ist nicht möglich; hier handelt es sich, gerade wie beim Handwerk, darum, in den landwirtschaftlichen Betrieb neue produktive Kräfte einzuführen, nämlich die Kräfte des Genossenschaftswesens. Man fängt auch an, dies einzusehen; Kreditvereine sind bereits entstanden, auch produktive Associationen im engern Sinne, z. B. genossenschaftliche Käsereien u. s. w. Die landwirtschaftlichen Vereine sollten diese Bestrebungen kräftig zu fördern suchen; sie haben sich bisher viel zu ausschließlich mit den Fragen der unmittelbaren Rohstoff-Produktion befaßt. Das Princip der Genossenschaftlichkeit muß vollaus angewandt und ausgebeutet werden; dazu gehört auch z. B. die wirtschaftliche Zusammenlegung des kleinen Grundbesitzes, wodurch man sich auch von dieser Seite den Vorteilen der Großwirtschaft nähern kann. Kurz, „Genossenschaftlichkeit“ — sei auch die Losung der ländlichen Arbeit.

Aber dies Princip greift noch weiter: es hat nicht bloß wirtschaftliche, sondern auch sociale Segnungen anderer Art im Gefolge. „Genossenschaft“ ist nur ein anderer Ausdruck für „Bruderschaft“: es ist — begrifflich genau gefaßt — die Idee der „Brüderlichkeit“ angewandt auf social-wirtschaftliche Verhältnisse. Die Ideen der „Freiheit“ und „Gleichheit“ gehen immer mehr ihrer Verwirklichung entgegen in den festen Ordnungen des privaten und öffentlichen Rechts und zwar im Sinne der Wahrheit und Gerechtigkeit, soweit sie nach bitteren Erfahrungen in die rechten Hände gelangt und von früheren revolutionären Beimischungen befreit sind. Die Idee der „Brüderlichkeit“ hatte aber bisher für die meisten Menschen etwas sehr Nebelhaftes, Verschwommenes, um nicht zu sagen Lächerliches an sich; im besten Falle wurde sie dem Privatverkehr zugewiesen und dem Belieben eines jeden

anheimgegeben, wie viel er davon anwenden wolle oder könne; in gefestigten, rechtlich zu ordnenden Verhältnissen wußte man mit ihr nichts anzufangen. Jetzt will auch sie an die Reihe zur Verwirklichung kommen, zur Verwirklichung in allen, auch dem Gesetze zugänglichen socialen Zuständen. Die Idee der „Brüderlichkeit“ stammt, wie auch die andern, aus bekanntem, altem heiligem Boden. Lange Zeit sind sie insgesamt fast ausschließlich in einem begrenzten Gebiete gehegt und gepflegt worden, aber beinahe schier darüber verkümmert. Jetzt haben sie endlich ihre längst befohlene Wanderung in alle Welt und in alle Verhältnisse hinein angetreten; möchten sie bald überall recht erkannt und heimisch werden! Das Princip der „Brüderlichkeit“ in alle social-wirtschaftlichen Verhältnisse einzuführen, oder die Genossenschaftlichkeit auf dem gesamten wirtschaftlichen Gebiete zur Geltung zu bringen, — das ist „die sociale Frage.“ Darauf drängt die Entwickelung aller national-ökonomischen Zustände als auf ein, mit dem Verstande zwar nur dunkel geahntes, aber im Herzen fest geglaubtes und gehofftes Endziel hin. Keine Aufhebung des Privateigentums, wie die Kommunisten wollen, — keine Vernichtung oder Schädigung der Persönlichkeit in ihrem Wert und Wesen, womit ein gewisser socialistischer Radikalismus die Welt hat beglücken wollen; — aber, wenn jenes große Endziel erreicht ist, dann wird es auch kein Privateigentum mehr geben, welches nicht zugleich in genossenschaftlichen Dienst gestellt wäre, an dem nicht auch andere einen rechtlich-geordneten Genuß hätten; kein Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeiter, von Herr und Diener, wo nicht die letzteren außer dem festen Lohne für die laufende Dienstleistung auch zugleich einen Anspruch (wie auch immer geordnet) an den Geschäftsgewinn besäßen, — wo nicht die Herrschaft und die Untergebenen genossenschaftlich geeint, d. h. durch ein gemeinsames Besitztum, durch gemeinsame wirtschaftliche Interessen verbunden wären. Und wie Große und Kleine in dieser Weise social-brüderlich sich zusammenschließen, so auch wieder die Kleinen unter sich: Keins einsam, alle gemeinsam. „Genossenschaftlichkeit,“ sociale „Brüderlichkeit“ — das ist, so weit uns zu sehen gegeben, das Ende der Wege Gottes in der socialen Frage. Wann werden wir dahin gelangen?

Anhang.

Beilage A.

Die nachstehenden Mitteilungen über die Lage der ländlichen Lohnarbeiter in verschiedenen Distrikten der preußischen Ostprovinzen[1]) entnehmen wir dem hübschen Buche: „Wunderliche Reisen." Bruchstücke aus dem Leben, von A. Freiherr v. Seld. (Halle bei J. Fricke, 1864, 427 S. — 1 Thlr.) Es sei noch bemerkt, daß der Herr Verfasser als ein Mann bekannt ist, der wie wenige Land und Leute im Norden und Süden, im Osten und Westen unseres großen deutschen Vaterlandes besehen hat, und zwar mit hellen, guten Augen und mit einem menschenfreundlichen, teilnehmenden Herzen.

Schlesien.

Der Schlesier hat weder die Freundlichkeit der Sachsen noch die Anmut der Hannoveraner: aber er hat dafür eine Zutraulichkeit, die sich ebenso fern hält von Gemeinheit als von Feinheit; was er giebt, giebt er herzlich gern, das fühlt man und nimmt's deshalb auch gern. Eine ähnliche Gesinnung, eine trauliche Gastlichkeit fand ich häufig auch unter den Mittelständen, doch spreche ich da nur von Niederschlesien und vom Gebirge, in Oberschlesien, namentlich in den Bergwerks- und Hüttengegenden fand ich unter den Gebildeten viel Üppigkeit und selbst Völlerei, unter den unteren Ständen viel Mißtrauisches, Abstoßendes: in den Gegenden aber, die durch Hungertyphus vor etwa zwölf Jahren eine traurige Berühmtheit erlangt haben, fand ich einen beinah tierischen Sinn. Ich fand Familien, die jahraus, jahrein fast nur von Kartoffeln lebten, die aber, wenn einmal ein Schwein geschlachtet wurde, wochenlang hinter einander nur Fleisch und Speck verschlangen, selbst in der Nacht aufstanden, um wieder zu schlingen, und wenn alles verzehrt war, wieder zu ihren Kartoffeln zurückkehrten. In welcher Zeit aber, ob in der fetten oder in der magern, man zu ihnen kommt, sie lassen jeden das, was vor ihnen steht, mitessen, denn sie sind nur schwachsinnig, nicht böswillig. Von eigentlicher Gastfreundschaft ist aber bei ihnen wohl kaum die Rede; sie haben zur Ausübung derselben keine Gelegenheit, und hätten sie die, so hätten sie doch keine Freude daran, sie haben an nichts Freude, als am Branntwein. In der letzten Zeit sollen sie sich etwas gehoben haben (ich war seit dreizehn Jahren nicht dort), doch ist von der jetzigen Generation nicht viel zu hoffen; sie stehen geistig niedriger, als alle Völkerschaften, mit denen ich auf allen meinen Reisen in Berührung gekommen bin; körperlich stehen die schlesischen Weber freilich noch unter ihnen.

---

[1]) Wir möchten diesen Ausführungen nichts hinzufügen. Es sind in den letzten Jahren zahlreiche Schilderungen durch die Presse gegangen, welche uns nach 30 Jahren noch dasselbe Elend schildern. Soll doch selbst aus kaiserlichem Munde die Bemerkung gefallen sein, daß auf dem ihm geschenkten Gute die Schweine besser wohnen als die Menschen und daß das unbedingt anders werden müsse. Tr.

Pommern.

Einen Gegensatz zu ihnen (den Schlesiern) bilden die Pommern: da ist alles derb und kernig. Das erscheint oft wunderbar, denn die Armut in den Tagelöhnerwohnungen erreicht oft eine Höhe, die alles übertrifft, was mir im Leben vorgekommen; selbst bei den ärmsten polnischen und oberschlesischen Tagelöhnern fand ich wenigstens eine Bank und einen Tisch, oft vom Hausvater selbst roh genug gezimmert, bei den hinterpommerschen fand ich oft als einziges Möbel einen Hauklotz, auf dem der Hausvater saß, wenn er sein Mahl verzehrte, während die Frau und die Kinder sich mit der Thürschwelle und dem Fußboden begnügten, der nicht von Brettern genagelt, sondern von Lehm gestampft war. Die Kost bestand Tag für Tag aus Kartoffelsuppe am Morgen, aus Kartoffeln in der Schale am Mittag, aus Kartoffelsuppe am Abend; Brot gab's gewöhnlich nur zum zweiten Frühstück, Fleisch zuweilen im ganzen Jahr nicht; denn ein Schwein zu schlachten, dazu kommen die Tagelöhner nicht. Bei den drei Silbergroschen Tagelohn im Winter und bei den vier im Sommer, bei den zweiundzwanzig Scheffel Roggen, die sie ausdreschen müssen, ehe sie einen davon als Drescherlohn erhalten, bleibt nicht so viel übrig, um Fleisch kaufen zu können, um so weniger, da das, was übrig bleiben könnte, für Tabak und Branntwein verwandt wird. Bei alledem ist der ganze Menschenschlag gesund und kräftig, und liefert die stärksten und größten Rekruten, und es ist eine wahre Freude, die paus- und rotbäckigen Gesichter mit den schönen weißen Zähnen darin zu sehen, ein Schmuck, der freilich da mehr und mehr verschwindet, wo der Kaffee sich Eingang verschaffte.

Auf der Insel Rügen herrschen noch manche schwedische Sitten, und unter den älteren Bewohnern noch manche Neigungen für Schweden. Außerdem zeichnet sich Rügen vor allen mir bekannten Strichen der Monarchie durch die Feinheit seiner Prediger und die Gemeinheit seiner Tagelöhner aus. Die Pfarrstellen sind größtenteils so reich dotiert, wie nirgends im ganzen Lande sonst; man sagte mir, die besten brächten 4000 Thlr. jährlich ein. So überraschte es mich denn nicht, als ich einmal bei einem Landprediger sechzehn schöne Pferde im Stalle fand und ein anderer mit vier Pferden und einem betreßten Livreekutscher bei mir vorgefahren kam. In anderen Gegenden möchte es kaum einen Prediger geben, der die Mittel dazu, aber noch weniger einen, der den Mut dazu hätte: auf Rügen fiel das nicht auf. Die reichen Einnahmen der Pfarrstellen geben den Pfarrhäusern eine sehr stattliche Äußerlichkeit und Innerlichkeit; sechs, acht elegant tapezierte, reich möblierte, mit Bild- und Kunstwerken aller Art geschmackvoll dekorierte Zimmer fand ich nicht selten; ausgesuchte Weine, Gesellschaften und Unterhaltung, die in solche Zimmer gehörten, fehlten nicht, die Prediger waren fast durchgängig fein gebildete Männer, die eine liebenswürdige Gastfreundschaft übten, wissenschaftliche Kränzchen hielten, in deren einem sie die Bibel in den Ursprachen mit einander lasen, während sie in einem andern theologische Ausarbeitungen über aufgegebene oder selbst gewählte Themata vortrugen. So angenehm der Aufenthalt in solchen Häusern, so anziehend der Umgang mit ihren Bewohnern war, es entstand doch zuweilen die Besorgnis in mir, ob nicht die schönen Teppiche auf den Dielen, die seidenen Bezüge auf den Sesseln in manchem armen Arbeiter die Furcht erzeugen möchten, durch das Betreten und Berühren derselben mit schmutzigen Füßen und groben

Kleidern den Herrn Prediger und mehr noch die Frau Predigerin zu erzürnen; ob das nicht manchen von ihnen dem Predigerhause fern halten, und ob nicht die Seelsorge darunter leiden könnte. Und doch bietet Rügen für diese Sorge ein überreiches Ackerfeld dar. Ein so rohes, wüstes, für alles Höhere unzugängliches Volk, als das Volk der rügener Tagelöhner ist mir nirgend vorgekommen. Seine Stube ist wie seine Rede: voll Unflat, und seine Gärten sind wie sein Herz: voll Unkraut. Es war mir unbegreiflich, daß die Gärten bei den Wohnungen der Tagelöhner durch üppig wucherndes Gestrüpp, durch mannshohe Nesseln trefflichen Boden bekundeten, und dennoch keine Spur von Bearbeitung zeigten. Sie mußten, das lehrte der Augenschein, seit vielen Jahren schon unbenutzt gewesen sein, und doch ist ein fruchtbarer Garten dicht am Hause ein Kapital, das hohe Zinsen tragen kann. Wie man mir sagte, hat jene Erscheinung in Folgendem ihren Grund: die Gutsbesitzer schließen mit den Tagelöhnern Kontrakte, durch welche diesen für ihre Arbeit Wohnung, Garten, Geld und Naturalien gewährt wird, aber sie schließen dieselben immer nur auf ein Jahr, damit sie alljährlich mit ihren Tagelöhnern wechseln können. Durch diesen Wechsel verhüten sie, daß die Leute Heimatsrechte und dadurch Ansprüche auf die Unterstützung der Herrschaft erlangen, wenn Krankheit und Alter sie um die Möglichkeit bringen, ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verschaffen. Bei diesem steten Wechsel kommt der Arbeiter in die Gewohnheit des Umherziehens; es findet kein Band der Anhänglichkeit zwischen ihm und der Herrschaft statt; er gefällt sich in dem Bewußtsein seiner Unabhängigkeit, er thut nichts für seine ärmliche Wohnung, sie ist ihm nicht lieb geworden durch längeren Besitz; keine Erinnerungen, keine Hoffnungen knüpfen sich daran; sie ist ihm nur, wie dem Tiere seine Höhle, ein Schutz gegen die Witterung, den es in einer anderen Höhle ebenso gut findet. Er weiß, daß sein Garten im nächsten Jahre in andere Hände kommt, deshalb hütet er sich, Fleiß und Arbeit auf das Ausroden desselben zu verwenden, das ja zum größten Teil nicht ihm, sondern seinen Nachfolgern zu gute kommen würde; und wie die Gärten verwildern, so verwildern die Kinder bei dem oft gestörten und stets wechselnden Besuch der Schule und des Konfirmandenunterrichts. So ziehen Hunderte von Familien als halbe Vagabunden umher, sie sind nirgends zu Hause und fühlen sich nur zu Hause — im Wirtshause! —

Mark Brandenburg.

Der Eigennutz ist kein märkischer Charakterzug, im Gegenteil geben die märkischen Landleute gern, sie teilen das Wenige, was sie haben, gern, aber sie haben oft sehr wenig. Nirgend als in der Mark und in der angrenzenden Lausitz habe ich ganze Dörfer gefunden, in denen auch nur nicht in einem einzigen Hause Milch oder auch nur Brot und Butter zu finden war, Kartoffeln und Kaffee dagegen in allen, und Branntwein in den meisten, und bei all dieser Armut nahmen mich die Leute gastfrei auf, und schickten nach dem Nachbardorfe, um dort ein Brot für mich zu borgen bis zur nächsten Ernte. — Nirgends als in der Mark habe ich in dürren Sommern Häuser und Ställe ohne Dächer gefunden. Das Stroh der Dächer war abgedeckt worden, um mit demselben das Vieh zu füttern, und es mit dieser kärglichen Kost vor

dem Hungertode zu schützen, bis der Acker wieder einen Ertrag lieferte.[1]) Obgleich sie so arm sind, oder vielleicht eben weil sie arm sind, geben sie gern. Als unter Friedrich Wilhelm III. ein großes Lustlager bei Charlottenburg stattfand, war dazu auch ein schlesisches Kavallerie-Regiment (das I. Kürassier-Regiment, das in Breslau steht) kommandiert. Da erzählten mir die Soldaten, solange sie durch Schlesien marschierten, wurden sie von den Bauern unentgeltlich bewirtet, keiner nahm von ihnen die fünf Silbergroschen, die jeder Bursche als tägliche Marschzulage bekam; als sie zu den armen Landleuten *in der Mark* kamen, erbaten sich *diese* die Hälfte jener Zulage, damit sie ihnen Fleisch kaufen könnten, was sie oft selbst seit Monaten, vielleicht seit Jahren nicht genossen hatten. Ich kenne *Rittergüter* in der *Lausitz*, z. B. bei Guben, wo das Gesinde nur *dreimal im Jahre Fleisch* erhält zu Weihnachten, Ostern und zu Pfingsten, also *einmal weniger* als die Bewohner unserer *Zuchthäuser*, die außer an jenen hohen Festtagen doch noch am Königsgeburtstage Fleisch erhalten.

Ravensberg.

Einen schmerzlichen Eindruck machten mir *die Heuerlinge* (Arbeitsleute), die in früherer Zeit von den Bauern Land und Pacht hatten, den Pachtzins durch Hülfe bei ihrer Feldarbeit abtrugen, und in der freien Zeit mit ihrer ganzen Familie spannen und spulten. In neuerer Zeit fanden es die Bauern vorteilhafter, das Land, welches sie bisher den Heuerlingen verpachtet, selbst zu bewirtschaften; dadurch, sowie durch Spinnmaschinen und den Verfall des Leinwandhandels sind jene armen Leute in schwere Bedrängnis geraten. Wer unter ihnen das Reisegeld aufbringen konnte, ging nach Amerika, so daß es Jahre gab, in denen aus einem einzigen Kirchspiel über dreihundert auswanderten. Der Zurückbleibenden, die das Reisegeld nicht aufzubringen vermochten, hatte sich ein finsterer Mißmut bemächtigt. Es erregte schmerzliche Teilnahme, wenn man *ihre vergrämten Züge, ihre bleichen Gesichter* mit den *zufriedenen Mienen der von Kraft und Gesundheit strotzenden Bauern* verglich.

[1]) Touristen, welche diese Provinz nur durch Reisen nach der *Hauptstadt* kennen, haben das Vorurteil allgemein verbreitet, als bestände das ganze Land (die Mark) nur aus einer großen Sandwüste, und doch enthält es *zwei* ausgedehnte Strecken, die zu den *fruchtbarsten Gegenden der Monarchie* gehören, die *Uckermark* und den *Oderbruch*; beide unterscheiden sich wesentlich von den übrigen Teilen der Mark, beide aber auch wesentlich unter einander. In der Uckermark ist *alles* fett und schwer, nicht nur der Boden, die Menschen, die Pferde, die Garben, die Gänse, alle sind kolossal; die letztern von einer Größe und einem Gewicht, daß die berühmten pommerschen wie Enten dagegen erscheinen. Die Zähigkeit des Bodens, diese Schwerfälligkeit der Tiere scheint sich *allen* dortigen Verhältnissen aufzudrängen. Die *Uckermärker* sind langsam in Bewegung und Begreifen, daher zurückhaltend, ja mißtrauisch gegen Fremde, und schwer bereit zur gastlichen Aufnahme; hat man aber ihr Zutrauen sich erworben, dann hat man feste Freunde an ihnen, dann kann man noch nach vielen Jahren einer biederherzigen Aufnahme gewiß sein, dann sind sie zu jedem Opfer bereit. Sie hängen treu am Alten, Jes seien Gewohnheiten, Bekannte oder Herrscher.

Beilage B.

Wie steht es um die Lebenslage der wohlhabenden und der ärmeren Klassen im Blick auf Gesundheit und Sterblichkeit?

Die nachstehenden Thatsachen und Zahlen entnehmen wir dem „Arbeiter-Lesebuche", Frankfurt bei R. Baist, 1863, S. 26 ff.

Der Präsident Lette in Berlin teilt in seinem Werke über die Verteilung des Grundeigentums mit, daß in Frankreich 346 000 ländliche Wohnungen gezählt werden, welche gar keine Fenster, sondern nur eine Thür haben, und 1 817 328 ländliche Wohnungen, welche nur ein Fenster und eine Thür haben, also 2 163 328 Wohnungen, deren Einwohnern ein gesundes, menschenwürdiges Daheim durchaus fehlt.

In England ist die mittlere durchschnittliche Lebensdauer 34½ Jahr. Aber in den Fabrikstädten, wo die Arbeiterbevölkerung überwiegt, da steht die Sache ganz anders:

In der Stadt Leeds ist der Durchschnitt der mittleren Lebensdauer 21 Jahre; in Manchester 20, in Liverpool gar nur 17 Jahre. (S. Rau, Volkswirtschaftslehre, Band I. § 524.)

Aber noch andere Resultate ergeben sich, wenn man in denselben Städten die Sterblichkeit der verschiedenen Klassen betrachtet:

In Preston stirbt unter den Reichen und höheren Beamten jährlich 1 auf 47, unter den kleineren Gewerbsleuten aller Art 1 auf 31, und unter den Lohnarbeitern jährlich 1 auf 18.

In Brüssel unter den höheren Ständen jährlich 1 auf 50, unter den kleineren Gewerbtreibenden 1 auf 27, und unter den Tagelöhnern 1 auf 14 jährlich.

In Manchester teilte ein Arzt die Straßen in 3 Klassen und jede Klasse nach der Güte der Wohnung in 3 Unterklassen, und die Sterblichkeit wechselt von 1 auf 51 in der besten, zu 1 auf 25 Menschen in der schlechtesten Wohnungsklasse. (S. Roscher I. S. 477.)

In einem englischen Parlamentsbericht von 1842 hat Dr. Chadwick die Bevölkerung in 3 Klassen zerteilt: eine gut gestellte, eine mittlere und eine dritte, die von den Arbeitern gebildet wird. Er weist nach, daß bei diesen 3 Klassen mittlere Lebensdauer folgende ist, (vgl. Ducpétiaux, de la condition physique et morale, Tom. I, p. 17 br.):

In Manchester:	1. Kl. 38 J.,	2. Kl. 20 J.,	3. Kl. 17 J.
In Leeds:	1. „ 44 „		3. „ 19 „
In Liverpool:	1. „ 35 „		3. „ 16 „

Glauben wir aber nicht, es sei dies bloß im Auslande so. Gehen wir nach Berlin. Geheimrat Engel, zur Zeit der erste Statistiker Deutschlands, veröffentlicht in den Zeitschriften des statistischen Büreau's, Jahrgang 1862, eine Tabelle über die in den Jahren 1855—1860 Gestorbenen und berechnet dann das Durchschnittsalter der verschiedenen Berufsklassen. Demnach erreichen die Rentiers durchschnittlich ein Alter von 66 Jahren, die Maschinenbauer nur eines von 37½ Jahren, die Buchbinder von 35, und die Cigarrenmacher endlich nur eines von 31 Jahren.

Von der Fabrikstadt Mülhausen im Elsaß, wo so trefflich für die Arbeiter gesorgt sein soll, hat der französische Statistiker Villermé nachgewiesen,

daß die Hälfte der Fabrikantenkinder, die in einer gewissen Periode geboren wurden, ein Alter von 30 Jahren erreichte, während die wahrscheinliche Lebensdauer der Kinder der Fabrikarbeiter noch nicht 2 Jahre beträgt; mit andern Worten, daß die Hälfte der Kinder der Weber, Spinner u. s. w. — man wagt es kaum zu glauben — vor dem vollbrachten zweiten Lebensjahre stirbt. (Vgl. Villermé, Tableau de l'état phys. et mor. Tom. II. p. 374—386.)

Fragen wir nun noch, ob es wahr ist, was die Herren Schulze, Faucher, M. Wirth und alle Vertreter des „Fortschritts" sagen, daß mit dem Forschritt der Industrie und des Nationalreichtums auch die Lage der arbeitenden Klassen sich verbessere. Wie steht es mit dieser Verbesserung?

Zu Preston in England war bis zum Jahr 1783, also bis zum Aufkommen der Fabriken, die mittlere Lebensdauer 31 Jahre, seitdem ist sie an diesem Orte auf 19 Jahre gefallen. (S. Rau, § 389b.)

Oder vergleichen wir statt der Sterblichkeitslisten die englischen Armensteuerlisten. Nach den offiziellen englischen Armensteuerlisten (Vgl. J. St. Mill, Bd. II. der Sontbeer'schen Ausgabe) wurden aus öffentlichen Mitteln unterstützt im Jahre 1840 8²/₁₀ % der Bevölkerung, 1843 schon 9½ % und 1848 sogar 10⁴/₅ %.

Der Fortschritt in der Lage der Arbeiterklasse ist also bei dem sich selbst überlassenen Verkehr thatsächlich da, aber er geht nach unten. Und wie sollte das auch anders sein? Je mehr die große Industrie sich entwickelt, desto mehr setzt sich die große Fabrikation, d. h. die Fabrikation mit Maschinen und großem Kapital, an die Stelle des kleinen selbständigen Handwerks, und desto mehr werden also die Leute aus selbständigen Handwerkern in Lohnarbeiter verwandelt. Aber auch innerhalb des Handwerks setzt diese Entwicklung sich fort, das heißt das Handwerk selbst wird mehr und mehr in fabrikartiger Weise mit großem Kapital und mit einer großen Anzahl Gesellen betrieben, so daß also immer weniger Leute zur Selbständigkeit und zur Arbeit auf eigene Rechnung gelangen. Im „statistischen Büreau" von Dieterici (B. 7, S. 328) findet sich ein Nachweis über die Veränderung in der Zahl der Meister und der Gesellen in Preußen in den Jahren 1849—1852. Danach hat sich die Zahl der Gesellen dreimal so stark vermehrt als die Zahl der Meister, d. h. also aus der Zahlsprache in die Wortsprache übersetzt: auch das Handwerk verliert mehr und mehr den goldenen Boden, den es im Sprichwort und früher einmal in der Wirklichkeit hatte.

Auch im Handwerk greift der fabrikartige Großbetrieb immer mehr um sich. — Dies Gesetz wird mit Notwendigkeit so fortgehen, das ist gewiß. Was dabei zum Vorteil der Arbeiter zu thun ist, davon ist oben im Text die Rede gewesen. Hier handelt es sich darum, die wirkliche Lage der Arbeiter zu konstatieren.[1])

[1]) Auch heute giebt es noch zahlloses Massenelend und noch Berufszweige die abwärts gehen. Im allgemeinen besteht infolge des politischen Aufschwungs und dank der durch Bismarck und Kaiser Wilhelm I. eingeleiteten Socialpolitik, durch die ein gut Teil der Dörpfeldschen Vorschläge gesetzgeberisch verwirklicht worden ist, die „Verelendungstheorie" gottlob nur noch in einigen demagogischen Köpfen der Socialdemokratie. Tr.

Beilage C.

Die „Pioniers" von Rochdale.

(Vgl. Huber: „Die genossenschaftliche Selbsthülfe der arbeitenden Klassen," Elberfeld bei Friedrichs 1865, S. 20 ff.; — ferner: Berliner „Arbeiterfreund," Heft 2, 1863; — Hubers „Reisebriefe", 2. Band). Rochdale ist eine Fabrikstadt im nördlichen England. Der Name „Pioniers" ist dem Sprachgebrauche der nordamerikanischen Ansiedler entnommen und will sagen, daß diese Männer zur Rettung der abhängigen Arbeiter eine neue Bahn gebrochen hätten. — Die Geschichte des Vereins der „Pioniers" ist kurz diese:

In Rochdale herrschte im Jahre 1843 unter den Arbeitern große Not. Sie war verursacht teils durch Teuerung und Arbeitslosigkeit, teils durch niedrige Lohnsätze, teils endlich dadurch, daß die Leute versuchten, durch massenhafte Arbeitseinstellung einen höhern Lohn zu erzwingen. Als man endlich erkannte, daß durch dieses wie durch andere ähnliche Mittel keine Rettung möglich war, traten etwa 20 Weber zu einer Genossenschaft zusammen, mit dem Vorsatze, durch zweckmäßige Verwendung ihrer vereinten Kräfte „sich selber zu helfen." Anfänglich waren sie aber nur imstande, einen wöchentlichen Beitrag von 2 Pence in die gemeinsame Kasse zu legen. Nach monatelangem Sparen unter den größten Entbehrungen und durch kleine Darlehen von einigen ihrer Bekannten, brachten sie endlich ein Kapital von 187 Thlr. zusammen, womit man aber in England kaum so weit kommt wie in Deutschland mit 100 Thlr. Mit diesem Kapital wollten sie einen kleinen Laden eröffnen, wo die notwendigsten Lebensmittel möglichst unverfälscht und nur mit einem geringen Zuschlag auf den Einkaufspreis verkauft werden sollten, — aber bloß gegen bare Bezahlung. Dadurch hofften sie nicht nur billigere und bessere Lebensmittel zu bekommen und die Buchschulden los zu werden, sondern auch noch einen kleinen Geschäftsprofit unter sich verteilen zu können, da sie auch an andere Leute zu verkaufen gedachten.

Anfänglich wurde dies Vorhaben in dem Kreise ihrer Nachbarn und bei allen, die von dem neuen Unternehmen etwas erfuhren, nur mit Spott und Hohn aufgenommen. Es geschah dies um so mehr, weil mittlerweile kund geworden war, daß diese verarmten Weber eigentlich noch größere und höhere Dinge, als die Errichtung eines Kramladens, im Sinne hätten, — Dinge, die gar zu neu und unerhört klangen. Die Mitglieder des Vereins hatten sich nämlich von vornherein verpflichtet, folgende Punkte auszuführen:

1. Gründung großer Verkaufsgeschäfte, bei denen aber dieselben Grundsätze gelten sollten, die sie zunächst in ihrem kleinen Kramladen anzuwenden gedachten, z. B. Ausschluß aller geistigen Getränke.
2. Zweckmäßige, gesunde und billige Wohnungen für Arbeiter zu bauen, zu vermieten oder zu verkaufen, nach Umständen in besonderen Ansiedelungen mit eigenen Mäßigkeits-Gasthäusern, d. h. mit Gasthäusern, wo keine spirituösen Getränke verabreicht werden.
3. Nahrungsmittel, Stoffe, Kleidungsstücke, alles wie der Arbeiter dergleichen bedarf, und dazu sonstige Verkaufsgegenstände sowohl durch handwerksmäßige als fabrikmäßige und landwirtschaftliche Industrie zu erzeugen, — wo möglich mit Erwerb eigenen Grund und Bodens.

4. Bei diesen Unternehmungen sollten die Mitglieder nicht nur ihre Ersparnisse anlegen, sondern auch selbst als Arbeiter mit eintreten können, so daß jeder dann neben dem gewöhnlichen Arbeitslohn auch seinen entsprechenden Anteil am Geschäftsgewinn erhalten würde, — wobei es jedoch jedem freigestellt bliebe, je nach Gutdünken anderwärts Arbeit zu suchen.
5. Außerdem sollten Mittel und Anstalten beschafft werden, welche geeignet wären, die sittliche, geistige und gesellige Bildung der Arbeiter zu fördern. -- Endlich wurde erklärt, daß alle diese Unternehmungen nicht bloß den Vereinsgliedern, deren Zahl unbeschränkt blieb, zu gute kommen sollten, sondern daß man den ganzen Arbeiterstand in ähnlichen Bestrebungen brüderlich unterstützen werde.

Das waren die Pläne der „Pioniers" von Rochdale. Kein Wunder, daß auch wohlwollende Beobachter dieser Projektmacherei sich des Kopfschüttelns und des Lachens schwerlich erwehren konnten und das dachten, was andere offen und derb auch aussprachen: „Die armen Weber müssen vor Hunger, Elend und Sorge ihr bißchen Menschenverstand total verloren haben!" Ja, diesen „Pioniers" selbst wollte anfänglich oft genug der Mut sinken und die Hoffnung schwinden. An dem Abend, wo der kleine, dunkle, dürftig ausgestattete Laden im „Krötengäßchen" eröffnet wurde, waren die Straßen weit und breit mit Menschen gefüllt, die teils die Neugierde, teils die Lust zu Spott und Lachen hierhergeführt hatte, und wie immer bei solchen Gelegenheiten, versäumte die liebe Jugend nicht, ihrem schadenfrohen, übermütigen Wesen Luft zu machen. Alles war darauf gespannt, was „die tollen Weber" nun anfangen würden. Diese selbst konnten lange nicht den Mut fassen, sich in ihren Laden zu begeben, die Lampen anzuzünden und den Verkauf zu beginnen. Endlich schlichen sich die Mutigsten dicht an den Häusern hin bis an die Thür, und schlüpften dann glücklich hinein — unter dem lauten Jubel des Volks: „die alten Weber, die tollen Weber haben ihr Geschäft eröffnet!" — Das war der Anfang des Ladens der Rochdaler Pioniers.

Aber wohin ist dies scheinbar so hoffnungslose und thörichte Unternehmen binnen 20 Jahren gekommen? Der Verein hatte in seiner Mitte tüchtige Führer, und die übrigen waren verständig genug, an solchen Führern treulich festzuhalten. Und siehe, der Segen Gottes, auf den sie gehofft, hat das Werk ihrer Hände mächtig gefördert. Das werden folgende Zahlen besser als alle weitläufigen Worte anschaulich machen.

Wiederholen wir: im Herbst wurde das *genossenschaftliche Verkaufsgeschäft* — oder wie man in Deutschland gewöhnlich sagt: der „*Konsum-Verein*" — unter Furcht und Zittern eröffnet, mit

40 Mitgliedern und
187 Thlr. Betriebskapital; —

selbstverständlich alles im beschränktesten, ärmlichsten Zuschnitt und nur Sonnabend abends offen.

Dagegen nach 20 Jahren (1864) ergeben sich für den ursprünglichen Konsum-Verein folgende Zahlen:

Mitglieder: 4500
Betriebskapital: 390 936 Thlr.

Verkauf: 1 225 000 Thlr.
Gewinn: 154 000 „
Dividende: 7½ Prozent.

Der Verkauf wird in 14 Lokalen betrieben, welche in Rochdale und der Umgegend zweckmäßig verteilt sind. Der Hauptmittelpunkt ist im „Krötengäßchen“ geblieben, aber das ärmliche dunkle Ladenlokal von ehemals hat sich vergrößert und vervielfacht, so daß jetzt die halbe Straße zu beiden Seiten in den Händen der „Pioniers“ ist, wo alles verkauft wird, was zum Bedarf und Behagen des Arbeiterstandes dienen kann. Hier befindet sich auch das Comptoir, von geringem Umfang, einfacher Einrichtung und schwacher Bedienung (3—4 Leute), also in jeder Beziehung wohlfeil, — woraus sich schon eine Ursache, die das Geschäft so blühend gemacht hat, mit Händen greifen läßt. Denselben Eindruck macht die Einrichtung aller Verkaufslokale, die ganze Haltung sowohl der Verkäufer als der Kunden. Hier im „Krötengäßchen“ sind Schuster- und Schneider-Werkstätten zur Verfertigung der Kleider, welche auf Lager gehalten werden. Hier endlich befindet sich auch ein Teil der Räume, die dem geschäftlichen und geselligen Verkehr, oder aber den Bildungsanstalten gewidmet sind, — alle zwar einfach, doch durchaus anständig eingerichtet und ausgestattet. Lange entbehrte man einen größeren Saal für zahlreichere Versammlungen geschäftlicher, bildender und geselliger Art; vor zwei Jahren ist auch dieser gebaut worden, in Verbindung mit einem zweiten größeren Lager, von welchem aus die entfernten Verkaufslokale versorgt werden.

Was aber die Sache der Pioniere insbesondere höchst ehrenvoll kennzeichnet, ist dies, daß sie jährlich regelmäßig 2½ % des Reingewinns für Bildungszwecke verwendeten, daß die Bibliothek des Vereins 5460 Bände auserlesener Schriften hat, die Lesezimmer Hunderte von nützlichen Zeitschriften aufweisen und dazu einen bedeutenden Vorrat von geographischen Karten und naturwissenschaftlichen Instrumenten, welche bei Vorträgen zu den entsprechenden Versuchen dienen. Zu den nützlichen Anstalten, welche die Pioniere gegründet haben, gehört auch ein Badehaus, und endlich zum allgemeinen Besten ein schöner Brunnen auf einem der öffentlichen Plätze, wobei selbst die Bedürfnisse des durstigen Viehes nicht vergessen worden sind.

Das ist aber noch nicht alles, was sich im Laufe von 20 Jahren, — ja größtenteils schon in 10 Jahren — aus dem Senfkorn des ärmlichen Konsum-Vereins im Krötengäßchen entwickelt hat. Die Pioniere sind auch (sowohl im Ganzen als Verein, wie durch einzelne Mitglieder) Aktionäre, Gründer und Leiter anderer bedeutender Genossenschaften. Diese letzteren stehen zwar selbständig, getrennt vom Pionierverein da; in der That und wesentlich sind sie doch Zweige jenes Hauptstammes. Dahin gehört erstlich (seit 1850) eine Kornmühle. Sie arbeitet gegenwärtig (seit 1861) in einem neuerrichteten großen Gebäude mit Dampfkraft, 15 Mahlgängen und allen bewährten neuesten Maschinenvorteilen, — hat ein Kapital von 329 000 Thlrn., einen Verkauf von 945 000 Thlrn., einen Gewinn von 77 000 Thlrn., mit einer Dividende von 5 Procent. Die Zahl der Mitglieder ist etwa 400, die Kundschaft aber beschränkt sich nicht auf diese, sondern umfaßt gegen 9000 Familien mit Einschluß der meisten Genossenschaften der Umgegend. Den Abfall der Mühle verwertet man als Viehfutter in einer Schlächterei, welche monatlich 40—50 Ochsen und anderes Vieh schlachtet und in Fleischwaren aller Art verkauft. Weiter finden

wir (seit 1852) eine Baumwollenspinnerei, welche in einem großen Gebäude, mit Dampfkraft und der neusten Maschinerie auf 250 Stühlen etwa 300 Arbeiter beschäftigt. In der jüngsten Baumwollenkrise, welche durch den amerikanischen Krieg entstand, hat die Fabrik 2 Jahre lang zwar keine Dividende geben können, aber sie hat auch nie ganz still gestanden, sondern immer wenigstens halbe Zeit gearbeitet. Sie gehört einer Aktien-Genossenschaft von 400 Mitgliedern mit 455 000 Thlr. Kapital; die Mitglieder sind meist Pioniere, d. h. Genossen des ersten Haupt- und Stammvereins. Ferner finden wir seit zwei Jahren eine Baugesellschaft mit einem Kapital von 350 000 Thlrn., die schon über 50 gute Wohnungen zu billigen Preisen für ihre Mitglieder erbaut hat und auf diesem Wege eifrig fortschreitet. Den Schluß macht einstweilen eine Begräbnis- und Sterbekasse mit einem Kapital von 105 000 Thlrn.

Das Betriebskapital aller dieser Genossenschaften — also des Stammvereins nebst seinen 5 Zweigen, wozu jenes schwache Reis von 187 Thlrn. binnen 20 Jahren ausgewachsen ist — beträgt zusammen über 10 Millionen Thlr.

Schon ein flüchtiger Blick auf die angeführten Zahlen reicht hin, um die staunenswerte Entwicklung dieser Unternehmungen erkennen zu lassen. Noch lebendiger tritt aber die Bedeutung der Sache hervor, wenn man die einzelnen Mitglieder betrachtet und gewahrt, wie sich ihre Lage und Haltung gewöhnlich schon nach wenigen Jahren gehoben hat, und wie groß diese Verbesserung nach einem längeren Zeitraum sich zeigt. Hier sehen wir ein Ziel erreicht, und zwar im großen, welches beweist, daß die Lösung der socialen Frage in der That gar wohl möglich ist. Arbeiter, die früher vielleicht nicht daran dachten, daß man anders als aus der Hand in den Mund leben könnte, — die es niemals dahin brachten, ein paar Thaler in der Tasche oder in der Sparkasse zu haben, die vielleicht aus Stumpfheit oder Hoffnungslosigkeit nie versucht hatten, auch nur von dem Schuldbuch des Krämers erlöst zu werden, — die jeden Pfennig ihres Lohnes, der nicht durchaus im Haushalt nötig war, in die Schnaps- und Bierschenke trugen, — Leute, deren Kleider, Möbel und Wohnung nur zu deutlich zeigten, wie dumm oder wie liederlich sie gewirtschaftet hatten und wie alles immer mehr bergab gegangen war, — solche Leute findet man dort wenige Jahre, nachdem sie sich zum Eintritt in den „Pionier-Verein" entschlossen hatten, nicht nur schuldenfrei, sondern schon mit einem Einlage-Anteil von 20 und mehr Thalern in der Vereinskasse, der ihnen jährlich etwa 1 Thlr. und mehr Zinsen (Dividende) eintrug, — mit Weib und Kind in reinlicher Kleidung und Wohnung, bei gesunder ausreichender Nahrung, als thatsächliche Enthaltsamkeitsmänner, an Häuslichkeit gewöhnt, und an den Umgang mit guten Büchern, — die Kinder zu regelmäßigem Schulbesuch angehalten u. s. w. u. s. w. So schon nach wenigen Jahren. Noch einige Jahre weiter, und wir finden ihre Einlagen auf 120—200—280 Thaler gestiegen und in demselben Grade ihre Haltung und häusliche Einrichtung gehoben.

Schon das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, daß es sich hier nicht bloß um Verbesserung der äußeren Lebenslage, sondern auch ebenso sehr um sittliche und geistige Hebung handelt. Jeder Urteilsfähige wird auch erkennen, daß bei einer so großartigen und vielseitigen Veränderung an Menschen und menschlichen Verhältnissen, wie sie die Geschichte dieser Pioniere darstellt, eine Menge von guten Eigenschaften, — ja von Tugenden im Spiele ge-

wesen sein muß. — Gewiß hat man diese Tugend zuerst bei den Gründern des Pionier-Vereins zu suchen; andere haben bei ihrem spätern Beitritt ebenfalls solche moralische Kräfte schon mitgebracht, allein bei manchem werden sie erst in der Gemeinschaft und durch dieselben geweckt worden sein, und das ist eben nicht das kleinste Verdienst einer solchen Genossenschaft. Nur wer es kennt, wie gefährlich sowohl die Vereinzelung als die Verstrickung in böse Gesellschaft ist, kann die außerordentliche Bedeutung seiner guten Gemeinschaft recht ermessen.

Die wohlthätige Einwirkung der wackern Pioniere auf ihre nächste Umgebung und auf immer größere Kreise ihrer Standesgenossen hat denn auch immer mehr die gebührende Anerkennung auch in den andern Ständen gefunden. Anfangs war dies nicht so. Die „Pioniers" mußten vielmehr ihr Werk unter den allergrößten Schwierigkeiten beginnen und harte Prüfungen durchmachen. Zuerst galt es besonders, Geringschätzung und Spott zu ertragen, — dann, als doch ein guter Erfolg sich zeigte, den Haß der Neidischen oder die Furcht anderer Klassen, welche sich durch das Geschäft der Pioniere vermeintlich oder wirklich in ihrem eigenen Erwerb bedroht sahen. Manche Arbeitsherrn belegten die Mitglieder des Vereins gleichsam mit Acht und Bann, während diese letzteren jetzt als die besten Arbeiter anerkannt und gesucht sind, und die angesehensten Männer nicht bloß dieser Gegend, sondern des ganzen Landes nur mit Achtung und Lob von ihnen reden. Die Zeitungen stimmen jetzt auch in dieses Lob ein mit voller Kehle, — obgleich es ihnen vorher nie eingefallen war, dieser Sache ein gutes Wort zu gönnen, solange die Fabrikanten, d. h. die großen Zeitungskunden dagegen waren; ja, zu der Zeit, als die Pioniere noch um Sein oder Nichtsein kämpften, haben die Zeitungen mit dem gemeinen und vornehmen Pöbel um die Wette Spott und Hohn über sie ausgeschüttet. Sogar die Krämer, die Müller und Mehlhändler, sodann die Kneipwirte und namentlich alle die, welche auf die Sorglosigkeit, die Sauflust und die liederliche Wirtschaft der Arbeiter ihr Glück bauen, — alle diese, welche ehedem vor Groll und Neid nicht wußten, wie hart sie auf die Pioniere schimpfen sollten, sie haben sich allmählich wenigstens äußerlich beruhigt, vielleicht sind sie zu besserer Erkenntnis gekommen, oder sie sehen ein, daß sie mit ihrem feindseligen Treiben sich selbst am meisten geschadet haben.

Diese Anfeindungen, welche schon unter günstigen Umständen geeignet waren, eine an sich schon schwierige Sache zu erschweren und zu gefährden, mußten natürlich um so gefährlicher werden, wenn wirkliche Notstände (z. B. Teuerung und Arbeitsstockung) hereinbrachen. An solchen Notzeiten hat es denn den Pionieren auch nicht gefehlt. Dahin gehört z. B. die schlimme Zeit von 1847 und die noch schlimmere von 1858; vor allen aber die große Baumwollennot infolge des amerikanischen Bürgerkrieges, welche im Winter 1863 auf 64 ihre Höhe erreichte, — die furchtbarste Heimsuchung, welche die Geschichte der englischen Industrie aufzuweisen hat. Daß unter solchem beispiellosen Druck der Arbeitslosigkeit und des Elendes, welcher über Hunderttausende von Familien hereinbrach und die größten Geschäftshäuser erschütterte, doch die Genossenschaften der Pioniere in Rochdale sich über Wasser zu halten vermochten, — das hat in der öffentlichen Meinung bei allen Parteien einen gewaltigen Eindruck gemacht und die Überzeugung von der großen, wohlthätigen Bedeutung solcher Vereine ein für allemal festgestellt.

Was die Pioniere als Genossenschaft betrifft, so haben wir schon gesehen,

welches der Stand ihrer Geschäfte in diesem Jahre ist. Es sei noch bemerkt, daß alle ihre Zweigvereine jetzt eine bedeutende Zunahme gegen 1862 und 63 aufweisen, und selbst die schwer betroffene Spinnerei sich jedenfalls so gut gehalten hat, wie nur irgend eine große Fabrik der „Baumwollen-Lords“. Aber auch die einzelnen Mitglieder haben sich mit wenigen Ausnahmen in den drückenden Jahren tapfer durchgeschlagen, wenn auch mit großen Entbehrungen und indem sie ihre Einlagen aus dem Geschäft herausziehen und verzehren mußten.

Wir können hier nicht auf eine genauere Darstellung dieser Rochdaler Genossenschaft eingehen und müssen daher die Leser auf anderweitige Berichte verweisen. (Berliner „Arbeiterfreund“, Heft 2, 1863, und: Hubers „Reisebriefe“, 2. Band.) Wir können nur dringend auffordern, sich dort des näheren zu unterrichten, denn diese Geschichte aus den stillen Niederungen des Volkslebens weist Züge von Beharrlichkeit, Besonnenheit, Willenskraft, Entsagung und Selbstbeherrschung, — ja von wahrem sittlichen Heldentum auf, wie sie auf den lauten Höhen des großen Staats- und Völkerlebens wahrlich nicht oft ergreifender zu finden sind. Begreiflich gilt das am meisten von den Gründern und Führern der Genossenschaft. Und in dieser Hinsicht ist wohl alles gesagt, wenn man zuversichtlich behaupten kann: diese schlichten Fabrikarbeiter haben in den 20 Jahren der Leitung eines so schwach beginnenden und nun so großartig dastehenden Unternehmens bei den allerschwierigsten Verhältnissen dennoch nie einen nachweislichen Fehler geistiger oder sittlicher Schwäche begangen. Dabei ist noch ausdrücklich hervorzuheben, daß sie niemals von seiten der höheren oder wohlhabenden Stände mit Rat oder That oder Geld unterstützt worden sind. Den übrigen Genossen kann man auch kaum ein besseres Zeugnis geben, als in der Thatsache, daß sie die alten Gründer und Führer jährlich wieder von neuem zu ihrem Vorstande gewählt haben. — Prof. Huber, ein Mann vornehmen Standes, der viel gereist ist und auch zweimal in Rochdale war, schließt seinen Bericht über die Pioniere mit dem schönen Wort: „Ich verdenke es andern nicht, wenn sie gern mit Wärme über berühmte, große oder vornehme Persönlichkeiten sich aussprechen, mit denen sie in Berührung gekommen sind; so sei es auch mir gestattet, zu bezeugen: daß ich in meinem langen Leben, welches mich mit vielen Männern auch aus jenen höhern Kreisen bekannt gemacht hat, doch keine gefunden, vor denen ich größeren Respekt hätte: als vor jenem halb Dutzend Pioniers (Smythies, Anderson, Greenword, Cooper u. s. w.), die in ihrer ganzen äußeren Erscheinung sich nicht von Tausenden ihrer Standes- und Arbeitsgenossen unterscheiden.“

Beilage D.

Lassalles Vorschläge.

Da es vielen gewiß noch unbekannt ist, was Lassalle eigentlich wollte, so erlauben wir uns, hier folgende Skizze seiner Vorschläge zu geben. Das Nachfolgende ist entnommen aus der Rede, die Lassalle am 17. und 19. Mai 1863

in einer Arbeiterversammlung zu Frankfurt a. M. gehalten hat. (S. „Arbeiterlesebuch", bei R. Baist, Frankfurt 1863, S. 41 ff.). Hier und da haben wir den Ausdruck ein wenig zu vereinfachen gesucht.

„Meine Herren, nur um das Princip handelt es sich heute, um das Princip:

a) das allgemeine und direkte Wahlrecht als unsere Fahne zu proklamieren,

b) durch die Gesetzgebung, durch die Hülfe des Staates die Verbesserung eurer socialen Lage herbeizuführen.

„Welches die geeigneten Mittel hierzu wären, eine Besprechung darüber ist eigentlich hier noch ganz verfrüht. Diese Diskussion gehört erst in den gesetzgebenden Körper. —

„Hinsichtlich der zweckentsprechenden Mittel handelt es sich zunächst natürlich um die Gründung freier **Produktiv-Associationen**, die dann der Staat durch Kredit zu unterstützen hätte. Was nun eure Association betrifft, so würde einfach ein Gesetz die Kredite bestimmen, welche von dem Staate allen zuverlässigen Associationen, die sich bilden wollen, zu gewähren sind, solchen Associationen nämlich, welche gewisse Bedingungen erfüllen, die von dem gesetzgebenden Körper festgesetzt werden würden. Alle solche Associationen, die sich bilden und diesen Bedingungen entsprechen, hätten dann ein gesetzliches Recht auf jene Staatskredite.

„Alle Tage kommt es vor, daß der Staat den Bourgeois (den vermögenden Bürgern) Kredit giebt. Es besteht sogar in vielen Ländern ein Staatsinstitut extra zu diesem Zweck, die Bank — sie ist z. B. in Preußen eine Staatsanstalt. Wenn ein Bourgeois bei der Bank Wechsel diskontiert, so bekommt er eben Kredit aus Staatsmitteln.

„Für die staatlichen Kreditvorschüsse würden die Arbeiter-Associationen selbstverständlich sich eine Kontrolle gefallen lassen müssen. Welcher Art wird denn diese Kontrolle sein? Der Staat würde mit einem Wort Gläubigerrechte haben. Er würde daher eure Buchführung einsehen können, um sich zu vergewissern, ob ihr auch wirklich die Geschäftsführung nach den von euch selbst genehmigten Statuten betreibt. Es würde diese Art von Kontrolle euch sogar sehr zu statten kommen können und euch sichern gegen etwaigen Leichtsinn oder Unredlichkeit eurer Geschäftsführung, die ihr, in Buchführung nicht bewandert, nicht schnell genug wahrnehmen würdet. Der Staat würde also mit einem Wort ähnliche Rechte haben, wie diejenigen eines sogenannten „stillen" Gesellschafters oder Kommanditärs. Solche Kommanditär-Verhältnisse bilden sich unter den Geschäftsleuten alle Tage. — Aber Herr Schulze-Delitzsch hat ausgerufen: Woher sollen wir die Tausende von Millionen nehmen, die dazu erforderlich wären?

„Sie sehen, meine Herren, man will Sie erschrecken! Es sind keine Tausende von Millionen dazu erforderlich. Nehmen Sie einmal einen Augenblick an, wir hätten nur hundert Millionen Thaler zu unserem Zweck. Wir hätten dann für die erste Zeit noch viel zu viel! Weit mehr als wir im Anfang für Associationen verwenden könnten! Rechnen wir nur einmal: Der Kapitalzins steht im allgemeinen zu 5 Procent. (Dieser Kapitalzins ist nicht zu verwechseln mit dem Unternehmergewinn. Der Kapitalzins wird vom Unternehmer selbst dem Kapitalisten bezahlt). Diese 5 Procent geben jährlich (bei

100 Mill. Kapital) 5 Millionen Thaler Zinsen, die nun gleichfalls von neuem zu demselben Zwecke, zur Gründung von Arbeiter-Associationen, ausgethan werden könnten. Durch die Kraft des Zinseszinses würden binnen 14 Jahren diese jährlichen 5 Millionen das Kapital verdoppelt haben, es würden 200 Mill. vorhanden sein, so daß der Staat von nun an 10 Millionen jährliche Zinsen hätte, die er für Arbeiter-Associationen verwenden könnte. — Nehmen Sie nun an, daß im Durchschnitt auf ein Kapital von 1 Million Thaler ungefähr 4000 Arbeiter arbeiten können. (Dies ist eine ganz beispielsweise von mir gemachte Annahme, die wahrscheinlich eher eine zu geringe ist, als eine zu hohe. Die Zahl ist übrigens gleichgültig; sie dient hier bloß als Beispiel.) Auf Grund der 100 Millionen Thaler also könnten sich 400 000 Arbeiter associieren, das wäre mit ihren Familien, wenn wir sie durchschnittlich auf 5 Personen veranschlagen, eine Bevölkerung von 2 Millionen. Mit 10 Millionen jährlichen Zinsen könnte neuen 40 000 Arbeitern jährlich die Möglichkeit der Freiheit und des Wohlstandes erblühen und somit neuen 20 000 Menschen, oder während der ersten 14 Jahre, solange wir nur 5 Millionen Zinsen annehmen, mindestens wiederum neuen 20 000 Arbeitern jährlich mit ihren Familien. So wäre also ein Weg gegeben, der in einer bestimmten Zeit euch alle aus der Wüste führen könnte, alle unfreien Klassen ohne Ausnahme.

„Aber die Berechnung ist noch nicht vollständig! So viel sehet ihr doch ein, daß ein industrieller Gewerbszweig dem andern in die Hände arbeitet; was für den einen Industrieprodukt ist, ist für den andern der Rohstoff, auf und an welchem er seine Arbeit anfängt. Der Gerber arbeitet dem Schuhmacher in die Hand, der Tuchfabrikarbeiter dem Schneider, die Eisen- und Stahlarbeiter dem Maschinenbauer, dieser wieder 100 andern Gewerken u. s. f. Wenn also z. B. erst 70 oder 80 Gewerke im großen associiert wären, so brauchte das 71. gar kein neues Geld, sondern es brauchte nur den Kredit der 70 frühern und hätte an diesem Kredit die hinreichende Bedingung seiner Existenz, denn es bezieht von diesen seinen Rohstoff und seine Maschinen. Und wenn nun 71 solcher Associationen bestehen, so kann eine 72. sich ohne neues Geld bilden, und wenn erst 150 bestehen, so können neue 20 sich eher neues Geld bilden und in jenem Kredit die Bedingung ihrer Arbeit haben. — So sehen Sie, daß meine frühere Rechnung, es würden jedes Jahr auf Grund der neuen 5 oder 10 Millionen Zinsen neue 20 000 oder 40 000 Arbeiter befreit werden können, noch eine viel zu geringe ist, und daß, wenn die Associierung erst vorgeschritten wäre und sich entwickelt hätte, weit größere Massen sich vereinen und zum Licht der Freiheit und des Wohlstandes hindurchdringen könnten. Darum habe ich Ihnen schon früher gesagt, daß alle diese Arbeitervereine in einem Kreditverband untereinander stehen müssen.

„Sie sehen also, es handelt sich nicht um so schreckliche Zahlen, um so viele „Tausende von Millionen": — mit 100 Millionen für ganz Deutschland hätten wir nicht nur mehr als genug, sondern selbst zu viel für den Anfang.

„Woher aber die 100 Millionen nehmen?" — Stellt man sich die Sache wirklich so roh vor, der Staat müsse das aus seiner Tasche, aus den Steuern 100 Millionen hinzahlen? Das wäre ein großer Irrtum, meine Herren, und würde nur den Beweis liefern, daß diejenigen, welche so sprechen, nicht das geringste von der Finanzwirtschaft, von der Funktion des Geldes und Kredites

verstehen. Ich habe Ihnen schon in meinem „Antwortschreiben" gesagt, daß das erforderliche Geld, resp. der erforderliche Kredit, vom Staate auf die leichteste Weise von der Welt zu beschaffen wäre, ohne daß es irgend einem Menschen etwas kostet.

„Meine Herren, ich werde und kann Ihnen hier allerdings nicht eine lange finanzwirtschaftliche Theorie entwickeln, aber einen flüchtigen Blick muß ich Sie doch darauf werfen lassen, wie leicht, ja wie spielend leicht wäre es, diese 100 Millionen zu beschaffen, ohne daß der arme Bauer — den die liberale „Presse" (z. B. die Berliner „Volkszeitung") bange machen und wider solche Projekte aufreizen wollte — einen Pfennig aus seiner Tasche herzugeben brauchte. Ich werfe die Frage auf: worauf beruhen die Banken, die Banknoten ausgeben? Worauf, sage ich, beruht das Profitable eines solchen Unternehmens? Auf nichts anderem, als auf folgendem:

„Wenn eine Bank z. B. 100 Millionen in ihre Keller legt, so kann sie nun 400 Millionen in Banknoten ausgeben, und dies beruht lediglich auf der Erfahrungsthatsache, daß nie mehr als ein Viertel der Banknoten-Inhaber sich gleichzeitig melden, um ihre Zettel gegen bares Geld einzuwechseln. Auf diesem einfachen Grundsatz, auf dieser Erfahrungsthatsache beruhen sämtliche Banken, welche Banknoten ausgeben, in ganz Europa. Diese Thatsache ist ein sociales Faktum, eine in der Natur aller liegende Thatsache. Keiner hat diese Thatsache gemacht, nicht Peter, noch Christoph, noch Wilhelm. Es ist ein sociales Elementargesetz, gerade so, wie es natürliche Elementargesetze giebt. Wer dieses Gesetz ausbeutet, der hat also im unterstellten Beispiel 300 Millionen zu seiner Benutzung, ohne daß sie ihm gehören, ohne aber auch, daß sie irgend ein anderer entbehrt. Denn den Banknoten-Inhabern, den wirklichen Gläubigern dieses Instituts, vertreten diese Banknoten denselben Dienst, den ihnen ein Silberthaler geleistet hätte. Überdies, das kann nicht einmal angegeben werden: wer ist eigentlich der Gläubiger dieser Bank? Ich, du, wir alle, jeder, der auf einen Augenblick lang einen Thaler in der Tasche hat, der in der nächsten Viertelstunde schon bei einem andern ist.

„Ich sage also: wer diese sociale Thatsache ausbeutet, der hat zu seiner Benutzung im unterstellten Beispiel 300 Millionen, ohne daß er sie einem andern entzieht.

„Ist es nun nicht eine Sünde und Schande, daß man, wie gleichwohl heutzutage in den meisten Staaten der Fall ist, einzelnen Kapitalisten oder einzelnen Gesellschaften von Kapitalisten die Erlaubnis erteilt, dieses in der Natur aller wurzelnde Faktum für ihren besonderen Vorteil auszubeuten? Was in der Natur aller wurzelt und nur durch diese, durch keine individuelle That, hervorgebracht ist, das dürfte doch auch wieder nur allen, d. h. dem Staate, zu gute kommen.[1]) Der Staat

[1]) Oder aber auch — setzen wir hinzu, — der socialen Gesamtheit einer Provinz im Staate. Aus einem zwiefachen Grund möchten wir diesen Zusatz machen: wenn es auch Provinzialbanken giebt, so wird einmal dem Bedenken entgegnet, welches man wider die Konzentration einer so großen Geldmacht in den Händen der Staatsregierung nicht ohne Grund geltend machen kann, und zum andern wird es dadurch möglich, mancherlei Anstalten (z. B. des allgemeinen Bildungswesens u. s. w.), welche in der Hand der Kontroll-

dürfte also *nicht*, wie es jetzt in so vielen Ländern der Fall ist, *Privatgesellschaften* konzessionieren, welche Banknoten ausgeben. Es dürften auch *nicht*, wie in Preußen, *gemischte* Banken bestehen, sondern wenn etwas, so ist dieses gerade so wie die Münze, *ein notwendiges Staatsregal*. Wir müßten also eine deutsche Staatsbank haben, *eine Bank für Deutschland*, — und dann, sehen Sie, m. H., dann hätte der Staat das Geld, das er für unsere Associationen braucht, *doppelt* und *dreifach*.

„Aber Herr *Schulze-Delitzsch* scheint zu glauben, daß das Geld oder der Kredit des Staates *Fluch* bringe! Er hat in dem Vortrage, den er in Berlin gegen mich gehalten hat, Bezug genommen auf die unterstützten Associationen, welche im Jahre 1848 in *Paris* durch den Staat eingerichtet wurden, und hat gesagt, diese Genossenschaften seien *alle zu Grunde gegangen*, und *das sei*, wenn man auf Staatshülfe, statt auf eigene Selbsthülfe baue, *nicht anders möglich*.

„Beiläufig: Sie dürfen, meine Herren, diese Pariser Associationen nicht mit den vielgenannten Pariser *Nationalwerkstätten* verwechseln. Von seiten anderer Gegner ist mir vorgeworfen, oder heimlich nachgesagt worden, ich wolle die „Nationalwerkstätten“ wieder aufwärmen. Das beruht auf tiefer Unwissenheit, denn die Nationalwerkstätten haben niemals *produktive* Arbeit getrieben; sie bestanden lediglich darin, daß man eine große Zahl brotlos gewordener Arbeiter versorgen wollte und mußte — wie 1848 allerwärts — und damit diese große Masse nicht ganz müßig ging, unproduktive Erdarbeiten von ihr verrichten ließ. Die *produktiven Associationen waren etwas ganz anderes*. Die wider mich ausgestreute Lüge habe ich in der Presse widerlegt, in einem Artikel, der in verschiedenen Zeitungen erschienen ist. Aber so sehr spekuliert man auf die öffentliche Unwissenheit, daß man, nachdem jener Artikel in drei oder vier Zeitungen erschienen war, nichtsdestoweniger den Arbeiterverein in Stuttgart beschließen ließ, ich wolle die französischen Nationalwerkstätten wieder aufwärmen. Herr *Schulze-Delitzsch* freilich hat das *nicht* gesagt; *er* sprach allerdings von den subventionierten (unterstützten) Associationen, die sich in Paris erst *nach dem Untergange* der Nationalwerkstätten gebildet haben. Aber — ist es denn *wahr*, was er behauptet, daß die mit Hülfe des Staatskredites gebildeten Gesellschaften alle *untergegangen* sind? Nein, meine Herren, es ist durchaus *nicht wahr*. Im Gegenteil, mehrere davon haben sogar die glänzendsten Geschäfte gemacht, und ich werde Ihnen sofort die *Beweise* vorlegen.

„Zunächst aber lassen Sie mich fragen: Wäre es ein Wunder, wenn die in Paris bewilligten Kredite wirklich keine günstigen Folgen nach sich gezogen hätten? Es wäre kein Wunder und würde *gar nichts* gegen meine Vorschläge beweisen, und zwar aus folgenden Gründen:

„Erstlich: Wie viel Kredit wurde überhaupt bewilligt? Es wurden bewilligt — (ich entnehme diese Thatsachen aus dem betreffenden Werk des Professor Huber, das Schulze-Delitzsch kennt und kennen muß, und beziehe mich deswegen nur

---

regierung nicht gedeihen wollen, weil sie dort mit dringlicheren aber vielverzehrenden Staatsinstituten (z. B. dem Heere, der Flotte, der Diplomatie u. s. w.) zu Tische gehen müssen, nunmehr den *Provinzen* zur nächsten Bildung und Pflege zu übergeben. Anmerkung des Herausgebers (Dörpfelds).

auf dieses deutsche Werk) — es betrugen also die vom Staate bewilligten Summen 746 666²/₃ Thlr. (2 800 000 Francs). Das war das Ganze, was die Regierung gewährte. „Von dieser Gesamtsumme" — sagt Huber in seinem Buch: „Die gewerblichen und wirtschaftlichen Genossenschaften" (S. 78) — „fielen 1 800 000 Francs auf einige 20 Fabrikherren in den Provinzen, auf Burgeois, bei denen die Bildung einer Genossenschaft mit ihren Arbeitern handgreiflich nur ein Vorwand war, um das durch die schlimmen Zeiten gefährdete Geschäft zu retten. Nachher war von irgend einem genossenschaftlichen Anteil oder einer Beteiligung der Arbeiter nicht mehr die Rede. Von wirklichen Arbeiter-Associationen wurden nur 20 insgesamt mit 890 000 Francs, und zwar ausschließlich in Paris subventioniert." So Huber. 890 000 Francs sind aber nicht einmal ganz 240 000 Thlr. Wer würde sich nun wundern, wenn mit einer solchen Summe, mit einem so kleinen Versuche auch kein großes Resultat herbeigeführt worden wäre?

„Aber nicht nur das. Hören Sie, was Huber weiter über den Geist sagt, in welchem diese Summe verwendet wurde. Es herrschte nämlich damals, wie Ihnen aus der Geschichte bekannt ist, bereits die äußerste Reaktion in Paris. Huber sagt: „Die Zinsen, die nominell 5 Procent betrugen (die Zinsen nämlich, welche die Arbeiter dem Staate für diese Unterstützung zu entrichten hatten), stiegen durch allerlei Nebenlasten auf etwa 10 Procent. Die Kontrolle wurde ganz im Sinne der peinlichsten büreaukratischen Verwaltung festgesetzt und bald mit unverkennbarer Feindseligkeit oder gänzlicher Rücksichtslosigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Princip und gegen den Versuch gehandhabt." Sie sehen, meine Herren, da dieser bewilligte Kredit mit solcher Feindseligkeit gegen das Princip selbst verwendet und verwaltet wurde, so würde auch gar kein Schluß daraus gezogen werden können, wenn der Versuch nicht die geringste glückliche Folge gehabt hätte. Aber trotz alledem sind eine Anzahl von Associationen ins Leben getreten, von denen mehrere sogar die glücklichsten Geschäfte gemacht haben. Ich will mich wiederum bloß auf die Beispiele beziehen, welche Huber in seinen Schriften mitteilt.

„Die Beispiele, die Huber hierfür anführt, sind erstens die Gesellschaft „Remquet", eine Buchdrucker-Association. Diese wurde im Sept. 1849 gegründet, statutengemäß für 10 Jahre, so daß sie sich nach Verlauf der 10 Jahre auflösen sollte. Die Staatsunterstützung, durch welche sie gegründet wurde, betrug 80 000 Francs, also etwas über 20 000 Thlr. Als sie sich ihren Statuten zufolge im Jahre 1859 auflöste, und, nachdem jene Schuld an den Staat nebst allen andern Verpflichtungen abgetragen war, der angesammelte Gewinn unter die Mitglieder verteilt wurde, da kamen im Durchschnitt 10—11 000 Francs auf jeden dieser Arbeiter. Der Anteil wechselte nämlich von 7000 Francs (ca. 1900 Thlr.) für die Witwen der inzwischen verstorbenen Mitglieder bis auf 18 000 Francs (4800 Thlr.). Die von dieser Association jährlich zurückgelegten Profite sind folgende: Im ersten Jahr war gar kein Profit, denn, wie Sie begreifen, aller Anfang ist schwer. Im 2. Jahr war der zurückgelegte Profit 4494 Fr., also sehr gering; im 3. Jahr betrug er 6224 Fr., im 4. Jahr 8500 Fr., im 5. Jahre 10 684 Fr., im 6. Jahr 14 357 F., im 7. Jahr 10 971 Fr., im 8. Jahr 11 427 Fr. und im 9. Jahr 14 821 Fr. — Ähnliche Geschäfte hat die gleichfalls vom Staate unterstützte Goldarbeiter-Genossenschaft gemacht; ebenso der Tischler-Verein.

„Sie sehen also, meine Herrn, es ist unwahr, was Herr Schulze sagt, daß die vom Staat subventionierten Genossenschaften in Frankreich sämtlich untergegangen seien und zwar um der Staatsunterstützung willen untergegangen seien. Das Geld oder der Kredit des Staates bringt keinen Fluch, wie Herr Schulze sagt, und läßt sich ebenso gut industriell verwenden, wie jedes andere Geld oder jeder andere Kredit.

„Aber, hat man eingeworfen, die Landarbeiter, -- wie steht es mit denen? Die sind doch noch eine größere Zahl, als die industriellen. Die liberale Presse in Berlin hat sogar die Vermutung aufgestellt, ich würde wahrscheinlich vorschlagen, daß Parzellierungen (Güterteilungen) stattfinden müßten für die ländlichen Arbeiter. Das betreffende Blatt war so unwissend, noch nicht einmal zu wissen, daß alle Socialisten, die existiert haben, die Parzellierung — nachdem sie historisch für die Vergangenheit ihr Gutes gehabt hat — für eine Quelle der nationalen Verarmung und der Verminderung des Getreide-Ertrages betrachten, mit einziger Ausnahme solcher Gegenden, wo gartenmäßiger Betrieb stattfindet; — daß sie daher vor allem gerade bei der Landwirtschaft nur im Großbetrieb die Quelle des nationalen Reichtums und die Vermehrung des Rohertrages der Äcker erblicken.

„Was werde ich also auf jenen Einwurf antworten, daß doch auch die ländlichen Arbeiter zu den notleidenden Klassen gehören und derselben Hülfe bedürftig seien, wie die industriellen? Nun, nichts anderes, als daß dieser Einwurf gar kein Einwurf ist! Wer spricht denn davon, daß bloß den industriellen Arbeitern geholfen werden sollte? Ich doch nicht? Ich habe doch deutlich genug für jeden, der verstehen will, die Meinung ausgesprochen, daß allen unbemittelten Klassen geholfen werden solle und müsse, wie denn auch für jeden, der das Geringste von der National-Ökonomie versteht, das Interesse aller Kapitallosen ein solidarisches (eng verbundenes) ist. Warum aber, meine Herren, — um anderer und noch wirksamerer Maßregeln zu geschweigen, die gerade bei den Ackerbau-Arbeitern angewendet werden könnten — warum sollte denn, frage ich, den Landarbeitern nicht ebenso gut durch die Genossenschaften geholfen werden können, wie den industriellen? Bewiesen ist das durch gar nichts! Hören Sie den größten englischen National-Ökonomen, John Stuart Mill, über diese Frage. Er sagt wörtlich: „Es läßt sich vernünftigerweise nicht bezweifeln, daß eine Dorfgemeinde von wenigen tausend Einwohnern, welche als gemeinsames Eigentum die nämliche Bodenfläche bebaute, auf der sich die jetzt vorhandene Bevölkerung nährt, und welche mit vereinter Arbeit und der besten Verfahrungsweise die erforderlichen Fabrikate anfertigte, wohl imstande wäre, so viel Produkte hervorzubringen, um sich in angenehmen Verhältnissen zu erhalten. Eine solche Gemeinde würde auch die Mittel finden, um von jedem arbeitsfähigen Mitgliede des Gemeinwesens die Feldarbeit zu erhalten oder erforderlichenfalls zu erzwingen." Also J. St. Mill erklärt geradezu, es ließe sich vernünftigerweise nicht einmal in Zweifel ziehen. Wollen Sie eine noch größere Autorität in dieser Frage, — so werde ich Ihnen den Freiherrn von Thünen citieren, — eine noch größere Autorität deshalb, weil er einerseits einer der ausgezeichnetsten praktischen Landwirte Deutschlands war, andrerseits einer der größten Männer der ökonomischen Wissenschaft. Er hat im 2. Bande seines berühmten Buches: „Der isolierte Staat", das er im Jahre 1850 veröffentlicht hat, sich gleichfalls für die Association der ländlichen

Arbeiter ausgesprochen. Ja ein großer und edel denkender Mann, wie er war, hat er auf seinem Gute Tellow in Mecklenburg bereits im kleinen eine Genossenschaft seiner Leute gebildet, damit sie Anteil nehmen möchten an der steigenden Produktivität, an dem steigenden Ertrage seiner Äcker. Er hat den Plan und das Reglement, welches er dieser Association zu Grunde legte, in jenem Werke, das ich citiert habe, veröffentlicht. Freilich, kaum war das erschienen, so rief man aus: Thümen ist Socialist!

„So oft ein großer Mann der Wissenschaft es sich hat angelegen sein lassen, Mittel und Wege zu suchen, die Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern, so hat man ihn immer mit dem Schlagwort „Socialist“ zu Boden zu schmettern gesucht. Nun, meine Herren, wenn man dies unter Socialismus versteht, daß wir suchen, die Zustände der Arbeiter zu verbessern und ihrer Not abzuhelfen dann — ja dann sind wir Socialisten. Glaubt man, ich würde mich vor einem Namen fürchten? Ich nicht. Und sollten Sie so furchtsam sein? Ich hoffe: Nein!

„Warum habe ich denn früher nicht besonders von den ländlichen Arbeitern gesprochen? Nun, aus dem einfachen Grunde, weil sie in der dürftigen Klasse, von der ich sprach, selbstverständlich eingeschlossen waren, und sodann, weil der Anfang, der praktische Anfang allerdings zunächst mit den industriellen Arbeitern gemacht werden muß. Warum das? Der ländliche Arbeiter, meine Herren, ist in vieler Hinsicht, wenn z. B. auf den Geldlohn gesehen wird, in einer noch schlechteren Lage als Sie, in mancher Hinsicht wiederum in einer besseren. Dieses entscheidet also die Frage nicht. Was die Frage entscheidet, mit welcher Arbeitsart der Anfang gemacht werden muß, ist folgender Umstand. Der ländliche Arbeiter, und wenn er auch nur ein Kuhgut hat, wenn er sogar einen Getreideacker nur mit Hacke und Spaten bearbeitet, bildet sich noch immer ein, ein Eigentümer zu sein; er ist daher noch nicht disponiert (nicht befähigt und geneigt) zur Association, und diese Disposition dazu, die Bereitwilligkeit, die kann nicht erzwungen werden. Aber hervorgerufen werden kann sie durch Erfolge; hervorgerufen kann sie werden, sage ich, und zwar nur durch das Eine, daß der ländliche Arbeiter den großen Erfolg bei den industriellen Arbeitern sieht. Wenn er diese in einer ganz anderen Lage sehen und auf die Frage, woher dies alles kommt, die Antwort erhalten wird: durch die Association, — dann wird sich auch bei ihm die Geneigtheit und Bereitwilligkeit zur Association einfinden, die heute bereits in dem industriellen Arbeiterstande eine so vorwiegende ist. Zugleich werden durch die große Association der industriellen Arbeiter, wie ich Ihnen vielleicht ein andermal näher ausführen werde, ganz neue Produktionsverhältnisse entstehen, welche auch die Bewirtschaftung des Bodens im großen ebenso notwendig als leicht ausführbar machen und dadurch eine Quelle der Bereicherung für die ganze Gesellschaft, eine Quelle erstaunlicher Vermehrung der gesamten nationalen Produktion, herbeiführen würden.

„Die industriellen Arbeiter sollen also nur die Avantgarde bilden. Dabei bemerken Sie vor allem folgendes: Indem der Lohn der gemeinen Arbeit geändert wird (es ist dies der wichtigste von allen Grundsätzen, den ich Ihnen einschärfen kann für die Beurteilung der gesamten Frage) — indem der Lohn der gemeinen Arbeit geändert wird, ändern sich auch durch

organische Rückwirkung die Preise aller andern Arbeiten in der menschlichen Gesellschaft, welchen Namen sie auch tragen mögen.

„Alle menschliche Arbeit teilt sich nämlich im allgemeinen ein in die gewöhnlich physische Arbeit und in die sogenannte qualifizierte Arbeit, welche letztere selbst ihrerseits wieder in eine große Anzahl von Abstufungen und Verschiedenheiten zerfällt. Der Lohn der gemeinen Arbeit, oder der gewöhnlich physischen Arbeit ist aber maßgebend, d. h. er bildet die bestimmende Grundlage für die Vergütung aller andern qualifizierten Arbeiten in der menschlichen Gesellschaft. Ich werde Ihnen das an einem sinnlichen Beispiel klar machen.

„Als ich in Leipzig am 16. Sept. d. J. vor den Arbeitern gesprochen hatte und von der Tribüne heruntterstieg, kam ein wohlwollender Bürger auf mich los und sagte: „Ich habe Ihnen ganz aufmerksam zugehört; aber Sie haben mich nicht überzeugt." Warum? fragte ich. „Aus einem ganz einfachen Grunde," erwiderte der Mann; — „Ihr Mittel hilft nicht allen, der Beamte, welcher etwa 300 Thaler erhält, ist, wie Sie nicht werden leugnen können, in einer verhältnismäßig ebenso schlechten Lage als der Lohnarbeiter. Wollen Sie nun auch die kleinen Beamten associieren? Das geht doch nicht." Und der Mann sah mich an mit wohlwollenden Augen und gleich freudestrahlend über seinen Scharfsinn. Ich sagte: Sie haben recht, associieren können wir die kleinen Beamten freilich nicht, aber überlegen Sie folgendes: Daß in einer Gesellschaft, in welcher, wie das heutzutage der Fall ist, der Lohn der einfachen Handarbeit 100—120—150 Thlr. jährlich steht, daß in einer solchen Gesellschaft der Staat Beamte findet für 200 und 300 Thlr., das kann nicht wunder nehmen. Nehmen Sie aber an, es wäre gelungen, das Einkommen des gewöhnlichen Lohnarbeiters z. B. auf 400—600 Thlr. zu steigern, — glauben Sie denn wirklich, daß der Staat da noch würde kleine Beamte finden können, die für 200 oder 300 Thlr. qualifizierte Arbeit verrichteten? Ei, diese Leute würden ja profitabler thun, unter die gewöhnlichen Lohnarbeiter zu gehen.

„Halten Sie dieses Beispiel fest, und übertragen Sie es auf andere Fälle. Es ist überall gleich richtig. Die qualifizierte Arbeit wird immer in demselben Verhältnis mit der Vergütung der gewöhnlichen physischen Arbeit fortschreiten müssen.

„Ich verlange also, wie Sie sehen, vom Staate nur den kleinen Finger! Alles Weitere würde sich daraus kraft des fortzeugenden Lebens organisch entwickeln. Wer 50 Jahre nach dieser Maßregel auf die Welt käme, würde sie nicht wieder erkennen."

Anmerkungen.

Von Direktor Trüper zu Jena.

[1]) Zu S. 27. Diese Forderung ist im letzten Jahrzehnt in der Tagespresse wiederholt als „neuer" Vorschlag erörtert worden, nachdem das gleiche allgemeine Wahlrecht für den Reichstag den herrschenden Parteien gefährlich zu werden drohte. Weil man der großen Masse aus Gerechtigkeit und Billigkeit keine berufliche Vertretung verschafft hatte, wie sie alle andern Volksschichten in den alten politischen Parteien längst besaßen, so ist es der internationalen kirchenfeindlichen und revolutionären Socialdemokratie leicht geworden, sich zum Mund der Arbeiterheere zu machen und sie ihrer vaterländischen und christlichen Gesinnung zu berauben. Damals war es noch leicht, durch Verwirklichung solcher Gedanken, wie Dörpfeld sie hier darlegt, d. i. durch nationale und berufliche Organisierung und Heranziehung zur positiven Mitarbeit an der vaterländischen Entwickelung den Patriotismus der Masse zu erhalten. Man glaubte aber ohne die Masse das Reich bauen zu können. Allmählich wird es den gebildeten und besitzenden Kreisen aber klar, daß das „Volk" auch zum Vaterlande gehören muß und sich nicht „enttäuscht" und „vaterlandslos" fühlen darf, wenn das Ganze gedeihen soll.

Nun kann aber der Dörpfeldsche Wunsch nur auf Umwegen erreicht werden. Mehr als 10 Jahre später begannen Stöcker und seine Christlich-Socialen, nach zwei Jahrzehnten der evangelisch-sociale Kongreß, nach 30 Jahren Naumann und die National-Socialen und im letzten Jahre auch ein Teil der Nationalliberalen unter Bassermanns Führung, diesen Umweg zu betreten und in der Masse durch ein offenes Bekenntnis für Recht, Gerechtigkeit und Billigkeit wieder vaterländisch zu missionieren und die gewerkschaftliche Arbeiterschaft als ein notwendiges und den andern Ständen gleichwertiges Glied zu vertreten. Diese Missionsarbeit trägt bereits ihre Früchte. Vor allem wirkt sie ideenzersetzend auf die revolutionäre Socialdemokratie und zwingt dieselbe, sich allmählich in eine wirtschaftliche Reform- und Arbeiterpartei umzuwandeln.

Die schreienden Ungerechtigkeiten in manchen Gemeinde- und Landtagsvertretungen ließen sich vielleicht noch nach diesem Dörpfeldschen Vorschlage beseitigen. Kommt es doch hie und da vor, daß eine Berufsklasse durch die Majorität der Wähler oder der Gewählten aus den herrschenden Klassen, in manchen Gemeinden beim gleichen allgemeinen Wahlrecht auch die besitzende Klasse, durch die sociale und liberale Demokratie vollständig mundtot gemacht wurde. Das gleiche allgemeine Stimmrecht kann auch hier unmöglich das Zweckmäßigste sein. Minoritäten waren stets die Fortschreitenden. Sohm sagt mit Recht: „Die Masse ist dumm". Eine gute Vertretung muß darum auch den Minderheiten Rechnung tragen und darf nicht ein Gemeinwesen vom Zufall

der Massenabstimmungen abhängig machen. Eine Vertretung nach Arbeitsklassen würde ohne Frage eine größere Stetigkeit wie einen größeren Fortschritt gewähren. Je kleiner die Gemeinschaft, desto bedenklicher das allgemeine Wahlsystem. (Vgl. auch S. 44—46. 49.)

²) **Zu S. 32.** Auch diese Frage ist im letzten Jahrzehnt von Nationalökonomen, im evangelisch-socialen Kongreß sowie in christlich- wie national-socialen Kreisen viel und in ähnlichem Sinne erörtert worden. Auch ist in den verschiedensten Gegenden durch die gewünschten gemeinnützigen Baugesellschaften manche Wohnungsnot beseitigt und manchem heimatlosen Industriearbeiter ein trautes, seine Familie vor sittlicher Zersetzung schützendes Heim besorgt worden. Auch die Forderung ertönt immer lauter, daß Staat und Gemeinde nicht bloß ein Recht, sondern auch die Pflicht haben, in dem von Dörpfeld angegebenen Sinne fördernd und organisierend einzugreifen.

Vgl. u. a. Bodelschwingh, Verwaltungsbericht des Deutschen Vereins „Arbeiterheim". 1897.

Liebrecht, Der Bau von Arbeiterwohnungen. 1893.

Handbuch für Baugenossenschaften. 1899.

Schneider, Mitteilungen über deutsche Baugenossenschaften und Gesellschaften.

Arbeiterwohl, Heft 1—5. 1897.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 1894. Allgemeines.

Schäffle & Lechler, Neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform. 1897.

Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd 30 u. 31. 1896 Die Wohnungsnot der ärmeren Klassen.

Trübinger, Die Arbeiterwohnungsfragen. 1888.

Hanauer, Die Arbeiterwohnungsfrage. 1899.

Lechler, Wohlfahrtseinrichtungen. 1893.

³) **Zu S. 49.** Dieser Vorschlag ist m. W. zum ersten Male 30 Jahre nach dem Erscheinen unserer Schrift verwirklicht worden und zwar durch Herrn Prof. Dr. Abbé in Jena, wahrscheinlich, ohne daß derselbe eine Ahnung davon gehabt hat, daß bereits Dörpfeld vor 30 Jahren denselben Plan als einen wesentlichen Punkt seines socialen Programms aufstellte. Prof. Abbé ist auch der Meinung, daß eine Gewinnbeteiligung der Arbeiterschaft ohne rechtlichen Anspruch nur ein Beschmieren der Nase mit Butter sei. Der Fabrikbesitzer mache sich bei den Arbeitern und in der Öffentlichkeit einen guten Namen, gelte als wohlwollender, fürsorglicher Mann und werde im Grunde nur dem Arbeiter am Lohn, also rechtlich, abziehen, was er ihm als Gnadengeschenk wiedergiebt. In dem Statut der weltberühmten optischen Werkstätte „Karl Zeiß-Stiftung" in Jena, deren hochherziger Stifter Herr Prof. Abbé ist, ist in dem Fabrikstatut unter Mitwirkung, zwar nicht der Gemeindebehörde, aber der weimarischen Staatsregierung genau festgestellt, wie der Gewinn unter die einzelnen Arbeiter je nach ihrem Posten und ihrem Dienstalter sich verteilen soll. Das Statut dieser Fabrik verwirklicht aber auch außerdem sehr viele andere von Dörpfeld aufgestellten Forderungen, indem es die Fabrikbesitzer rechtlich verpflichtet, für genügende Hülfskassen, für allerlei Wohlfahrt und Bildungs-Einrichtungen zu Gunsten der Arbeiter wie der Gemeinde, für wissenschaftliche Zwecke 2c. einen entsprechenden Anteil vom Gewinn zu leisten. Auch soll der Gewinnanteil der Arbeiter statutenmäßig so zu Gunsten der Arbeiter verwendet werden, daß er zu

einem dauernden Segen für sie werden und also ihre Gesamtlage verbessern kann, obgleich es nicht gerade die von Dörpfeld vorgeschriebene Form des Konsumvereins ist, die sich seit der Zeit in Jena wie überall auf anderm Wege Bahn gebrochen hat.

Wer also sehen möchte, wie Dörpfeld sich die Lösung der socialen Frage praktisch ausgeführt denkt, den möchten wir auf das eingehende Studium des Statuts der Karl Zeiß-Stiftung verweisen.

Dieses zufällige Übereinstimmen der Dörpfeldschen Vorschläge mit der praktischen Leistung des Herrn Prof. Abbé beweist zugleich, was Dörpfeld auch wiederholt betonte, daß die Socialistik nicht mit der Politik und auch nicht mit der Religion zusammenfällt. Denn so sehr beide in der Sozialistik übereinstimmen, so weit gehen beide in politischen und kirchlich-religiösen Ansichten auseinander. Wohl aber beweist die Übereinstimmung wiederum das andere, was auch Dörpfeld betont, daß die Socialistik sich auf Ethik gründen müsse. Aus denselben ethischen Erwägungen, aus welchen Dörpfeld seine Schrift geschrieben, hat auch anscheinend Professor Abbé seine Stiftung geschaffen.

Die Abwege der neuern Geistesentwicklung.[1])

1. Bei den wohlhabenden (kapitalbesitzenden) Klassen im rüstigen volkswirtschaftlichen Schaffen — ein System unehrlicher Ausbeutung, Gier nach schnellem Gewinn — verbunden mit zur frivolsten Üppigkeit forttreibender Genußsucht —: Gründergewinn = Plündergewinn = ökonomisches Freibeutertum. Daraus ergeben sich Klagen gegen unsere gesellschaftliche (juristische) Ordnung: kein Schutz. Warum? Teils infolge der platten (abstr.) Freiheitsbegriffe einer national-ökonomischen Schule; teils durch das Rechtsstudium auf den Universitäten, das Abgelebtes massenhaft mitschleppt und zu wenig den Sinn für das wirkliche Leben weckt.

2. Bei den kapitallosen Handarbeitern: Bestrebungen — auf Umsturz der Eigentumsverhältnisse und der darauf sich stützenden gesellschaftlichen Ordnung. Gerechtfertigt ist dabei: bei der plötzlichen Erhöhung der Lebensmittelpreise die Forderung der Lohnerhöhung; zu beklagen: daß die Lohnerhöhung wie die Verkürzung der Arbeitszeit zu wenig der Familie, Frau und Kindern, und der größern Pflege der Bildung zu gute kommt, sondern der Genußsucht im Wirtshausleben. Verderblich und gefährlich: daß Lassalle in verkehrter Weise die Staatshülfe in Anspruch nehmen will für Produktivgenossenschaften — damit ist das Feld der politischen Agitation betreten, um eine Umwandlung des Staatswesens in diesem Sinne zu erstreben. Summa: eine Lebensanschauung geht durch alle Klassen, welche den Stempel eines mehr oder weniger ausgeprägten Materialismus und Naturalismus an sich trägt.

---

[1]) Diese ebenfalls schon ältere Studie (vom Jahr 1870), die sich im Nachlasse Dörpfelds handschriftlich vorfand, ist vom Verfasser allerdings nicht für den Druck aufgesetzt und gefeilt, sondern eine unausgeführte Skizze geblieben. Sie zeigt aber zu charakteristisch die tiefbohrende, in die inneren Zusammenhänge der geistigen und socialen Zustände und Entwicklungen eindringende Art Dörpfelds, als daß wir sie in diesem Teil seiner Gesammelten Schriften weglassen könnten.

Der Herausgeber.

Woher diese materialistische und naturalistische Strömung? Die Geschichte zeigt je und je eine Hebung und Senkung in den beiden Grundrichtungen zu dem Übersinnlichen, Idealen und Göttlichen und zu dem Sinnlichen, Materiellen und Tierischen. Darum ist der Materialismus nicht eine vereinzelte Erscheinung — als das Ergebnis der Abirrung in der philosophischen Denkweise, sondern das Symptom einer allgemeinen Krankheit, — ein Ausschlag am gesellschaftlichen Organismus, der auf eine innere Dyskrasie, Zersetzung der geistig-sittlichen Elemente und Lähmung der höhern geistigen Lebensfunktionen hinweist. Der Materialismus ist — nicht sowohl das Erzeugnis einer philosophischen oder wissenschaftlichen Forschung, als vielmehr ein Absagebrief an alle Philosophie und die Aufstellung eines bloß auf den Sinnenschein sich stützenden Dogmas, welches auf die große Menge (die für sinnliche Genußtheorien immer leichter empfänglich ist als für erhebende ideale Lehren) eine natürliche Anziehungskraft ausübte und um den Stoffglauben eine stockgläubige Menge scharte, die darin den entsprechenden Ausdruck für ihre ganze Gesinnung und Lebensrichtung fand. Er ist ferner eine Fiktion, die keine einzige Thatsache des geistigen und seelischen Lebens zu erklären vermag — kein Bewußtsein, Selbstbewußtsein, Gedächtnis, keine Billigung und Mißbilligung des Gewissens, nicht einmal die, von der Nervenreizung noch zu unterscheidende Empfindung — und gleichwohl in plumper Behauptung alles als ein Produkt der Hirnthätigkeit darstellt, er ist das Hirngespinst unserer Tage, das wie alle Gespenster nur vor dem Lichte des sich wieder besinnenden Geistes verschwinden wird.

Woher aber die große und schnelle Verbreitung des Materialismus? Sie ist nur daraus begreiflich, daß die größere Volksmenge in geistigen Dingen noch mehr als in politischen der Selbsteinsicht und der Selbstbestimmung ermangelt, sich immer einer Führerschaft anvertraut — am liebsten einer solchen, die durch einfache Schlagworte am meisten ihrer Begehrlichkeit schmeichelt. Treten nun bei der Geist- und Seelenfrage Gelehrte auf, die in empirischen Wissenschaften und etwa zugleich durch ihren politischen Radikalismus einen Namen haben, so werden dieselben bald eine große Menge offener oder stiller Anhänger um sich scharen. Sodann aber muß der Materialismus durch gewisse allgemeine geistige und sociale Zustände vorbereitet gewesen sein — und er kann sich als ein wirkliches Unkraut auf dem geistigen Gebiet nur erhalten, wenn auf den Hochschulen, von denen die Impulse ausgehen, die Wissenschaften des geistigen und sittlichen Lebens keine eingehende und nachhaltende Pflege finden.

Was hat nun (in Deutschland) dem Materialismus die Wege bereitet? Mehrere Thatsachen vereint: 1. Er ist — ein Rückschlag a) teils gegen einen starren Dogmatismus, b) teils gegen die Übertreibung, den Dünkel und Hochmut des (pantheistischen) Idealismus der Hegelschen Schule — der Gott und die Welt, das Leben des Geistes und der Natur nur als die apriorische dialektische Entwicklung eines ideellen Seins und Begriffs darstellte, und in dem lebensfrischen konkreten Dasein nur Erscheinungen abstrakter Begriffsschemen erblicken wollte. Da wendete die Naturwissenschaft sich ab und alle, welche einen gesunden Sinn für lebendige konkrete Realität in der Natur und Geschichte sich bewahrt hatten. Die älteren philosophischen Systeme hatten sich überlebt — durch Festhalten an ungenügenden Standpunkten, neue philosophische Systeme (Krause) konnten wegen der Begünstigung der Hegelschen Lehre in dem größten deutschen Staate (wo ein wahrer idealistisch-bacchantischer Taumel herrschte) nicht aufkommen; auf den Hochschulen wurde nur die Geschichte der Philosophie gepflegt, die aber nur eine Ergänzung der philosophischen Lehre sein, — keine gründlichen Übe*z*zeugungen verschaffen kann und eine tüchtige methodische Schulung in den Wissenschaften des Geistes voraussetzt. So kam es, daß auf den Hochschulen eine bedeutende Schwächung der idealen Kräfte eintrat, — die Jugend gegen das Höhere gleichgültig und für die materialistischen Anschauungen empfänglich wurde. Zu diesen Thatsachen in der geistigen Entwickelung gesellten sich

2. Veränderungen in den gesellschaftlichen Zuständen, welche den Materialismus förderten: a) durch die Schöpfung des Zollvereins ein regeres wirtschaftliches Leben, — zunehmend durch die 1848 eintretende freiere Gewerbeordnung und Abschaffung des Zunft- und Konzessionswesens, — dadurch ein Aufschwung des materiellen Wohlstandes. Da wäre auch eine Stärkung der idealen Kräfte nötig gewesen, aber dagegen erhielt die materiale Bewegung neue Nahrung, b) durch das Fehlschlagen der politischen Hoffnungen von 1848, c) durch die darauf folgende geistige Abspannung und die politische und kirchliche Reaktion.

So konnte sich in Deutschland eine Lehre ausbreiten, welche das geistige Leben als eine Absonderung oder eine Phosphoreszierung des Gehirns und die Kulturentwicklung zu einer Frage besserer und feinerer Ernährung — in Förderung des Stoffwechsels und einer kräftigeren Phosphoreszierung machte — nach dem Satze: „Was der Mensch ißt, das ist er“ und den Genuß zur Richtschnur des Handelns erhob. Dabei will der Materialismus glauben machen, daß er den

Menschen frei mache — während doch die Geschichte bezeugt, daß — — — die Zügel der staatlichen Regierung straffer angezogen werden müssen.

Die vielen Schriften, welche in den fünfziger Jahren auch gegen den Materialismus erschienen sind, haben zwar das weitere Eindringen in die mittleren und unteren Schichten nicht verhindert, aber doch den Materialismus als eine Fiktion so gekennzeichnet, daß sich auch viele Kreise von ihm abwandten. — Der Materialismus jener Zeit war gleichsam ein wüster Traum, eine Walpurgisnacht des deutschen Geistes. (Vgl. Faust.)

Zur völligen Reinigung sind aber noch lange und schwere Kämpfe zu bestehen mit all den Umbildungen, Verzweigungen und praktischen Folgen, die aus dem Grundtriebe der materialistischen Lebensanschauungen hervorgegangen sind. In den tonangebenden Kreisen hat der Materialismus, wenn er auch jetzt erst in die Massen eindringt, seine obere Haut abgestreift und eine Metamorphose vollzogen in einen naturalistischen Pantheismus und die Schopenhauersche Lehre, die ihm dadurch ein schillerndes und gefährlicheres Äußere giebt.

Welches ist der neue, metamorphosierte Materialismus? Ein Extrem geht ins andere über. Der Materialismus will nicht mehr als Kleinhändler erscheinen, sich nicht mehr in seinen Stoffmischungen auf die Finger sehen lassen, das Engrosschild einer höhern Weltanschauung aushängen: darum, anstatt sich mit dem Ursprung der einzelnen Seele zu befassen, nimmt er lieber eine unbewußte, allgemeine, mit der Weltmaterie verknüpfte Seele an.

Dieser (materialistische) Pantheismus will nun: a) die Frage vom Verhältnis dieser Weltseele zur Weltmaterie — (die sich hier ebenso wie die vom Verhältnis der Seele zum Leibe beim gewöhnlichen Materialismus aufdrängt) — einfach in das Bereich unnützer Spekulation verweisen, um ihrer los zu sein, b) doch so viel wissen, daß diese Welt- oder Naturseele kein Bewußtsein von sich und der Welt habe, und daß dabei (selbstverständlich) in keiner Weise an Gott zu denken sei. Diese nebelige materialistisch-animistische Ansicht ist nicht besser als der nieder-gradige Materialismus. Warum?

In praktischer Beziehung kommt es vornehmlich darauf an: a) daß die Überzeugung von dem Dasein einer höhern (das Materielle und Sinnliche beherrschenden) Geisteskraft gewonnen werde, b) daß das Princip einer selbständigen Persönlichkeit (die nicht eine bloß accidentielle Erscheinung einer Weltseele ist) anerkannt werde, und die persönliche Freiheit und Verantwortlichkeit.

In dieser Leugnung des Grundprincips treffen der niedrigste Materialismus und alle Theorien zusammen, welche die Flöte des „Pan" blasen, mag Pan eine Weltseele oder Weltgeist, oder eine höchste substantielle und reelle Einheit von Natur und Geist sein. Darum haben sie (diese Systeme) gleichmäßig dazu beigetragen: die Irrlehren des Socialismus und Kommunismus hervorzurufen und zu verbreiten, denn diese haben ihre Wurzel in dem Verkennen: a) der geistig-sittlichen Persönlichkeit, b) und des dadurch gebotenen Kreises selbständigen Schaffens und eigner sittlicher Verwendung der wirtschaftlichen Güter.

Verstärkung (des Pantheismus) durch Schopenhauer. Diese Lehre stand eine Zeit lang im Hintergrunde, brach plötzlich (nach dem Verfall der philosophischen Studien) wie aus dem Hinterhalte hervor, — im philosophischen Gewande eine Raffinierung des Materialismus und der Sinnlichkeit.

Was lehrt Schopenhauer? Anknüpfung an Fichte — den deutschen Gegensatz zum französischen Materialismus. Fichte erklärte: die materialistische Welt = ein bloßes Produkt des Geistes, seines Willens und seiner Vorstellung, oder eine Bedingung des Bewußtwerdens des Ichs, — der Leib eine Objektivierung und Artikulierung des Willens.

Schopenhauer giebt dem eine materialistische Unterlage, aber eine noch weiter gehende Anwendung. Seine Lehre: die Welt ist ihrem innersten Wesen nach, als Trieb- und Bildungskraft, der Wille — das „Ding an sich". Der Wille ist das universelle Princip, welches sich vielgestaltig individualisiert, = der unendliche Naturgeist, von dem jeder Lebenslauf „nur ein kurzer Traum, nur ein flüchtiges Gebilde ist, das er spielend hinzeichnet." Die Vorstellung ist nur Efflorescenz des Gehirns, — Intellekt und Materie sind nur Korrelate, eins nur Reflex des andern, im Grunde eins, — beides nur sekundäre Erscheinnngen des Willens zum Dasein. Daran knüpft sich nun der Pessimismus: Alles Dasein beruht auf einem Wollen zum Dasein, alles Wollen ist Verlangen, jedes Verlangen setzt voraus einen Mangel, der Mangel schließt Leiden ein — folglich: ist alles Leben-Wollen nur Leiden, nur eine Pein des Daseins, jede Lust nur eine augenblickliche Befriedigung des Mangels, und wird im nächsten Augenblick vom Mißbehagen abgelöst. So ist denn: alles Leben ein Jammerdasein, jedes Entstehen eines Wesens ein Fehltritt, der besser nicht geschähe. Hegels dialektischer Schlußsatz lautet: „Alles, was entsteht, ist wert, daß es zu Grunde geht;" Schopenhauers Schlußreim: „Drum besser wär's, daß nichts entstünde," und es wird eine Fülle von Spott und Schimpf ausgegossen darüber, in der so lächerlichen

und jämmerlichen Welt das Werk eines weisen Schöpfers sehen zu wollen, der „sah, daß alles gut war," — da sie nur ein wahres Stümperwerk ist, das uns nur Verachtung, und für alle Mitgeschöpfe nur Mitleiden einflößen kann. So müßte er den Selbstmord preisen; — so weit geht er zwar nicht; es soll nur der Wille zum Leben nicht gewollt werden, sondern nur die Annäherung an das buddhistische Nirwana, das Vergehen ins Nichts erstrebt werden, eine Lehre, die höher stehen soll als das Christentum, weil dieses die eitle Hoffnung auf ein Jenseits nähre.

Schopenhauers Lehre ist also: Atheismus und Nihilismus — gekrönt mit Pessimismus — in der Theorie, denn in der Praxis bewährte er (wie gewiß auch viele seiner Jünger) Voltaires Ausspruch, daß die Menschen, wenn sie auch pessimistisch klagen, doch gern optimistisch leben.

Ein negatives Verdienst dieser Lehre ist: daß sie eine treffliche Schilderung von der Lebensqual eines Menschen gegeben hat, der vom sinnlichen und sinnlich nie gestillten Verlangen hin und her geworfen wird, und nur im Tode seine Erlösung finden kann — nach Goethes Faust:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß, —
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Weiter v. Hartmanns sog. „Philosophie des Unbewußten." Sie ist eine Metamorphose von Schopenhauers Lehre, teilweise in der Richtung zum Besseren, im Anschluß an das frühere Schellingsche System.

v. Hartmanns Philosophie will den subjektiven Material-Intellektualismus nur umbilden — in einen objektiven kosmischen; sie wurzelt in der Identifizierung des Willens mit dem zweckmäßig wirkenden Triebleben der Natur, und in der Verkennung eines selbständigen geistigen Daseins; sie zieht besonders an dadurch, daß sie einen Grundzug der deutschen Philosophie (von Leibniz, — Kant, Fichte, — besonders Schelling und Hegel) fortführt, der nämlich seinen Ausdruck findet in der Lehre von einem unbewußten geistigen Leben nicht bloß im Geiste selbst, sondern auch in der Natur.

„Steckt ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert in allen Sinnen." (Schelling.)

Es wird nun ausgeführt — mit vielen Thatsachen, wie es bisher noch nicht geschehen —: die unbewußte, aber zweckmäßig bildende Thätigkeit im leiblichen Organismus der Pflanzen- und Tierwelt, in allen Gebieten des geistigen Lebens: im Denken und Fühlen, im sittlichen Wollen und Handeln, in der Kunst, in der Sprache und in der Geschichte; aber auffallenderweise findet keine Beachtung: das höchste und edelste

Gebiet des unbewußten Geistlebens, welches Kant in dem in jedem Sinnenmenschen unbewußt wirkenden Idealmenschen nachzuweisen anfing.

Diese Lehre schließt wieder ab in einem höchsten absoluten Princip der All-Einheit, das kein Bewußtsein, gleichwohl aber (ein innerer Widerspruch) Allweisheit besitzen soll.

Sie will ferner zwei Extreme verknüpfen: Schopenhauers Lehre von der Unvernunft des Wollens und dem Elend des Daseins — mit Leibnizs Ansicht von der bestmöglichen Welt; behauptet aber, daß diese (Welt) immer noch schlimmer sei als gar keine; und endigt daher mit der Lobpreisung des Todes, als der völligen Vernichtung der Persönlichkeit und als das Ende des allgemeinen Schmerzes des Daseins.

Wider v. Hartmann: a) Widerspruch: das allweise Unbewußte soll die Erzdummheit begangen haben, das Unlogische im Weltentwicklungsprozeß zum aktuellen Sein zu bringen, — und seine Logik sich demnach die Aufgabe setzen müssen, die Welt in Nichts zurückzuwerfen.

b) Blindheit: es wird ungerechtfertigt und erfahrungswidrig 1. die unbewußte, vorzüglich in Instinkthandlungen hervortretende Zweckthätigkeit im Naturleben gleichbedeutend genommen mit dem vorbewußten, aber in das Bewußtsein stets emporsteigenden Geistesleben; 2. und infolge der pantheistischen Grundansicht wird die geistig sittliche Persönlichkeit und Unsterblichkeit geleugnet.

c) Gemeinheit: es werden (wie bei Schopenhauer) solche sittlichen Verhältnisse, welche — wie z. B. das Geschlechtsleben — eine sinnliche Seite haben, aber gerade von dem Menschen vergeistigt und versittlicht werden sollen und können, nur von der niedrigen, sinnlichen Seite aufgefaßt, und in unwürdiger Weise besprochen.

d) Bramarbasieren: Wider den angeblichen Beweisgrund gegen die Unsterblichkeit, „daß diesem Glauben nur der Philister huldige," hat ein wackerer deutscher Bürgersmann (Moritz Müller aus Pforzheim) bereits mit Recht gesagt, daß gerade alle großen Männer diesen Glauben gehegt, der Philister dagegen — jene Dutzendware von Menschen, die im Leben fortduseln, sich am wenigsten um ein Jenseits kümmert. (Goethe, mit Falk über die Seelenwanderung sprechend, wobei ein Hund immer dazwischen bellte, sagte: „Mich kriegst du so weit nicht herunter.")

Weiter — dazu tretend und verstärkend — vom naturwissenschaftlichen Standpunkt: die Lehre Darwins, wie die vorhergegangenen Theorien von Mill (Logik), von Buckle und Lecky (Kulturgeschichte), welche gleichfalls den Erfahrungsstoff einseitig und irrig auslegten.

Es lag in der ganzen von dem Höheren zu dem Niederen abfallenden Richtung, daß nachdem von allen Seiten nur das Sinnliche und Tierische im Menschen als Kern und Wesen desselben dargestellt war, nun die Wissenschaft auch grundsätzlich den Menschen auf das Tier herunterbrachte. (Mill, Buckle und Darwin wurden mit offenen Armen aufgenommen.)

Woher diese Strömung? Allgemeiner Grund: im Mittelalter herrschte (in der Wissenschaft und im Leben) ein unvermittelter Dualismus — Geist und Natur, Geistliches und Weltliches, Kirche und Staat. In der neuern Zeit darum: das Suchen und Streben nach Einheit von Göttlichem und Menschlichem, — Geist und Natur — Staat und Kirche.

Cartesius (Philosophie): noch schrofferer, keine Vermittlung zulassender Dualismus — die denkende und die ausgedehnte Substanz.

Dagegen Spinoza — Einheit suchend, und zwar: Geist und Natur nur als zwei Attribute einer und derselben absoluten Substanz. (Andere — anders.)

Mittlerweile wurde auf dem politischen Gebiete (von Fichte philosophisch begründet) die Einheitrichtung im Staate zur Geltung und jüngst zum Abschluß gebracht.

In Frankreich, welches in allen Gebieten zuerst die Einheitrichtung ergreift, — trat auf: Lamark (1808) — „philosophie zoologique“ —, der nachweisen wollte, daß die ganze Entwicklung (Mannigfaltigkeit) des Tierreichs nur eine stete, durch Einwirkung äußerer Umstände vollzogene Umbildung eines niedrigsten Urtieres sei.

Gleichzeitig in Deutschland hatte Schellings (und Oken) Naturphilosophie eine Entwicklungstheorie aufgestellt, aber umgekehrt vom Absoluten und von der Idee ausgehend.

Als diese Theorie sich dem Ende zuneigte, wurde sie nochmals in Frankreich der Ausgangspunkt für die Entwicklungstheorie von Geoffroi St. Hilaire — der aber mehr die innern Momente betrachtete, aber schlagend widerlegt (in der denkwürdigen Sitzung der Akademie vom 22. Febr. 1830) — durch Cuvier — welcher nachwies: daß, so weit die geschichtliche Erfahrung reiche, niemals eine wesentliche Umbildung einer Art vor sich gegangen sei.

England hat seinen Beitrag zur Einheitstheorie noch nicht geleistet; da trat auf Darwin: seine Theorie ist die Übertragung der nationalökonomischen Lehre seines Landsmanns Malthus auf das naturwissenschaftliche Gebiet. Malthus behauptete (Principles of population, 1803), die Bevölkerung vermehre sich in geometrischer Proportion = 1,

2, 4, 8 u. s. w., die Lebensmittel dagegen nähmen zu in arithmetischer Proportion = 1, 2, 3, 4 u. s. w. — daher: „Viele seien zum Bankett des Lebens geladen, aber wenige auserwählt" — indem bei dem ökonomischen Kampfe ums Dasein ein großer Teil aus Mangel, Elend u. s. w. wieder zu Grunde gehe.

Darwin überträgt dieses Gesetz auf die gesamte organische Natur; er behauptet: es gebe keine ursprünglichen und festbleibenden Artunterschiede im Pflanzen- und Tierreiche, sondern alle Pflanzen und Tiere hätten sich vielmehr im Kampfe ums Dasein von einer oder einigen niedrigsten Pflanzen und Tieren zu immer höhern Stufen ausgebildet — durch Untergehen der Schwächern, Überleben der Kräftigern und Vererbung der vorzüglicheren Eigenschaften — auch der Mensch selbst könne nur von einem Tiere abstammen.

Kritik: a) die Umbildung der Tiere betreffend: Darwins Lehre ist bis jetzt eine reine Fiktion geblieben, indem noch nirgends eine Umbildung einer Art nachgewiesen ist — (darum sind auch angesehene frühere Anhänger (z. B. Wallace) wieder von ihr abgefallen). Sie wurzelt in einer öden und wüsten Anschauung der Natur, indem sie alle Bildung ohne innere Gesetzmäßigkeit und typische Ordnung abhängig macht vom Zufalle und vom Ausgange des Kampfes um das Dasein. Schon im Tierreich gilt die Erfahrung, daß die im wilden Zustande verharrenden Tiere sich nicht veredeln, sondern eine Veredlung nur bei menschlicher Pflege eintritt.

b) Noch mehr ist Einsprache gegen diese Theorie zu erheben, wenn sie beim Menschen nur die Fortbildung eines Tieres sehen will, weil hier auch die Kulturgeschichte, die Sprachwissenschaft und die Psychologie mitzusprechen haben.

Voraus ist auf den Mißbrauch hinzuweisen, der bei dieser Frage mit der Naturwissenschaft selbst getrieben wird, die doch vor allem auf Erfahrung sich stützen soll. Z. B.: bis vor kurzem hieß es: der Mensch stamme vom Affen ab (Adam — Schiefzähner). Jetzt sagt selbst der angesehenste Anhänger Darwins, Huxley: das sei unmöglich; „da jeder der einzelnen Knochen des Gorilla Zeichen an sich trägt, durch welche er leicht von den entsprechenden Knochen des Menschen unterschieden werden kann" — (wie Cuvier schon) — „daß in der jetzigen Schöpfung kein Zwischenglied den Abstand zwischen Menschen und Affen ausfüllt." Nun aber — damit doch der Mensch vom Tiere stamme, stellt man die Forschungsmethode, wonach jede Theorie aus der Erfahrung abgeleitet und kontrolliert werden muß, auf den Kopf und fingiert, daß Affe und Mensch als Seitenverwandte (als Geschwister oder Geschwisterkinder)

von einem unbekannten, spurlos untergegangenen tierischen Stammvater anzusehen seien (Häckel!). (So wird Naturwissenschaft = Naturfaselei.)

Die Geschichte bezeugt, daß kein einziges Volk sich aus einem solchen rohen, wilden oder tierähnlichen Zustande, in welchem bis heute noch manche Stämme in Asien, Afrika und Amerika leben, durch sich selbst zu einer höhern Kultur hat emporschwingen können. (Wohl haben auch in Europa früher niedrigstehende Menschenrassen (mit Höhlenbären und Höhlenlöwen) gelebt, allein die heutigen Kulturvölker Europas sind nicht Abkömmlinge jener alten Rassen, sondern indo-europäische Stämme, welche jene vertilgt haben, wie jetzt noch in Amerika die Indianer vor den Angelsachsen verschwinden.)

Die Sprache — d. h. die reflektierte und artikulierte — im Gegensatz zu den bloß tierischen Lauten, durch welche sich die Tiere verständlich machen, beweist deutlich den Unterschied zwischen Tierseele und Menschengeist, weil es sonst möglich sein müßte, dem nächsten stammverwandten Tiere die Anfänge einer artikularen Sprache (die ein näherer Bruder einmal geschaffen haben soll), jetzt durch langjährige Übung beizubringen, was doch viel leichter als ein Selbstschaffen sein müßte.

Das Selbstbewußtsein — insbesondere die Vernünftigkeit — bezeugt das Dasein einer höherstufigen Geisteskraft dadurch, daß diese Geisteskraft alles Sinnliche auf nicht-sinnliche (für den tierischen Verstand absolut unbegreifliche) Gesetze und Ursachen, und alle besonderen Ursachen auf eine höchste Ursache zurückzuführen vermag.

Die Vernunft ist auch der höhere Grund des inneren Selbstvernehmens im Selbstbewußtsein, des einheitlichen Zusammenfassens zum Ich, der Persönlichkeit, und befähigt den Geist, das unmittelbare Empfinden, Vorstellen und Begehren — welches auch der tierischen Seele nicht abzusprechen ist — wiederum zum Gegenstande des Nachdenkens, der bejahenden oder verwerfenden Beurteilung zu machen.

Deutschlands Rückgrat.

Ein offenes Wort an das preußische und das ganze deutsche Volk, so weit es noch sehen, hören und denken kann.

Feinde ringsum! Furchtbare Feinde draußen, schlimmere innen! Was gilt es und was wird's werden?

Sie haben sich versammelt — die Habsburger, Herr von Beust und was ihnen zugethan ist, samt Kroaten, Tschechen und Magyaren — um des deutschen Landes Rückgrat, welches ist Preußen, zu zerbrechen. Daß dies, eben dies das dortige „Objekt" des Krieges ist, weiß in jenem Lager Mann für Mann; man sagt es auch jedem, der es hören will. Unter den Augen des hohen Bundestages in Frankfurt steht in einer dortigen Zeitung gedruckt zu lesen: Österreich oder Preußen! zwei Führer kann Deutschland nicht haben, einer muß weichen oder fallen; Österreich ist das altbewährte Haupt, Preußen ist unser Verderber, darum geschehe ihm, was recht und not ist; Schleswig-Holstein erhalte der Augustenburger, Sachsen nehme sein gebührlich Teil wieder, Österreich sein Schlesien, Hannover und Kurhessen mögen sich durch den westfälischen und andern Erwerb abrunden, Rheinland und das übrige Westfalen giebt ein gesondertes Königreich unter dem edlen, freisinnigen Koburgischen Zweige, der jetzt Belgien regiert; von Belgien nimmt Frankreich den französisch redenden Teil, der übrige geht an Holland zurück; die Hohenzollern behalten die alten Marken, Pommern, Preußen und Posen: so geschehe es, dann hat Deutschland endlich und auf immer Frieden.

Anno 1848 war man auch versammelt, um Deutschlands Einheit und Frieden zu schaffen; freilich nicht Herr von Beust und Konsorten, sondern „die Erwählten des Volkes," der jetzige österreichische Herr Geheimrat, damals „Gagern der Edle" genannt, an der Spitze.

> Des Vaterlandes Ehre,
> Des Vaterlandes Glück,
> O schafft es, o bringt es
> Dem Volke zurück! —

so stand damals in großen Lettern über der Rednerbühne der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt geschrieben. Und man hat geschafft — mit schönen Reden in der Paulskirche und auf der Pfingstweide, bis die Turner und Sensenmänner, Blind der Deutsche und Mieroslawsky der Pole sich zum Worte meldeten. Die „Edlen", die „Konstitutionellen", sie meinten es doch so sehr gut: Einheit und Freiheit, beides ungeteilt in einem kühnen Griff. Ein stattliches Haus gedachten sie zu bauen, zwar ohne Gott, denn: „Aide-toi, et Dieu t'aidera" (Hilf dir selbst, so hilft dir Gott) sagte Franz Raveaux — der echte klassische Kölner Mann von damals —, als ein guter katholischer Christ, der Bischof Müller von Münster, zum Gebet ermahnte. — Was Einheit? — schrieen die andern; erst Freiheit, dann rücken die Glieder des aufgelösten Leibes von selbst wieder zusammen. „Uns liegt gar nichts daran, daß jetzt etwas Haltbares zustande komme; im Gegenteil!" — so Karl Vogt, der damalige Reichsmephistopheles und derzeitige Feuilletonist der Kölnischen Zeitung. — So haben sie geredet und disputiert, die „Erwählten des Volks", 12 Monate lang, — und das Ende? Die glänzende deutsche Nationalversammlung endete im Sumpfe der Demokratie und Revolution. Die Glieder des Reichsleibes rückten immer weiter auseinander. Seit dem „herrlichen Völkerfrühling" hat in Deutschland die Sonderbündelei geblüht, wie noch nie, und Früchte getragen, die den Kindern des Volkes jetzt in den Eingeweiden grimmen.

Auf die flehentliche Bitte des Herrn von Beust räumten damals preußische Soldaten die verbarrikadierten Straßen Dresdens wieder, fegten dann in Iserlohn, an der Wupper und am Rhein, in der Pfalz, in Hessen und Baden die bewaffnete Revolution zum Lande hinaus. Seitdem war die Demokratie, wie Harkort der Scharfsichtige sagte, verschwunden, auf unserm Boden nicht mehr vorhanden; in der That, so sagte der Mann. Aber auch ohne die Demokratie, trotz Harkort und seinesgleichen, wurde Preußen, Deutschlands Halt, wieder stark und stärker als je.

Da kam (1859) „die neue Ära" des echten wasserklaren konstitutionellen Liberalismus, der das Herz eines arglosen Königs zu berücken verstanden hatte, und trotz Harkort und mit ihm war auch die „heilige Demokratie", jetzt „Fortschritt" genannt, wieder auf dem Plan. Was schwärmen konnte, schwärmte begeistert wie niemals, — wofür? für alles, was anno 1848 im selbsterwählten Sumpfe stecken geblieben war: für deutsche Flotte und „Nationalverein" und echte „ungefälschte Konstitution". Aber die Führer der Demokratie waren ein wenig klüger geworden, die

wasserklaren Liberalen ein wenig dummer; Hand in Hand ging's nun auf die „wahre Verfassung“ los. Erst mußte Preußens Stärke, sein unverfälschtes Königtum, gebrochen werden. Keine „monarchische Souveränetät“, kein „königlicher Absolutismus“, — sondern das absolute Budget-Recht des Volkes, die Souveränetät der in den Wirtshäusern und auf den Straßen zusammengelesenen mündigen Fortschrittsmajorität! So predigte Mund und Feder der alten und neuen Schwarmgeister. „O wer setzt uns an Bismarcks und seiner Kollegen Stelle, daß wir jedermann zum Recht hülfen,“ — daß das alte suum cuique (jedem das Seine) und die neue Konstitution, „deren Bruch das jetzige Ministerium mit einem Kainszeichen versiegelt hat,“ endlich eine Wahrheit werde. So wurden von diesen modernen „Heiligen“, wie einst von Absalom dem Fehlerfreien, dem Könige die Herzen seiner Landeskinder gestohlen; konnte man dem Königtum nicht mit Gewalt die Knochen zerbrechen oder Arme und Beine binden, so wollte man ihm wenigstens das Mark aussaugen.

„Nicht Roß, nicht Reisige“ —

aber wir, Waldecks „heilige Schar“, wir mit unserer Begeisterung für alle Freiheitsschwindeleien, wir, wir sind Deutschlands Schutz und Schirm, Preußens Mark und Rückgrat.

Aber Gott Dank! Preußens Kraft ist noch nicht gebrochen; sein König steht noch da mit ungebundenen Armen, und seine Armee marschiert noch, und in ihr und daheim schlägt noch manch wackeres preußisch-deutsches Herz den alten Schlag: Mit Gott für König und Vaterland!

Während jetzt aber der König sein Volk zu den Waffen ruft, steht die Demokratie und der blasse Liberalismus grollend zur Seite. Anno 1850, als die Spannung zwischen Preußen und Österreich auch aufs höchste gekommen war, hetzte alles, was freisinnig hieß, zum Kriege. Friedrich Wilhelm IV. war ihnen zu nachgiebig; den Vertrag zu Olmütz, zu dem sich der König um des Friedens willen notgedrungen verstand, hat man ihm sein Lebtag nicht vergessen und schmäht ihn noch darob ins Grab hinein. Aber freilich, mag die Demokratie auch heucheln und nicht mehr darob schamrot werden: „Brutus ist ein ehrenwerter Mann,“ — wehe dem, der daran zweifelt! Jetzt, wo die Spannung des alten unausgetragenen Gegensatzes zwischen Preußen und Österreich wieder da ist, und Wilhelm I. mit Bismarck den Mut der Zuversicht hat, nicht mehr von seinem Recht zu weichen: jetzt greint und klagt die Demokratie und sein liberaler Halbbruder über den zu befürchtenden Bruderkrieg wider

Tschechen, Magyaren, Kroaten. Damals wollte man Gut und Blut einsetzen, um den österreichischen Störer deutscher Einheit zurückzuweisen; jetzt seufzt man über die Kosten und Opfer, die ein Krieg dem Lande auferlegen würde. „Ach, daß doch Friede bliebe, daß die Kanonen schweigen müßten; damit wir wieder reden und schwärmen könnten, bloß friedlich mit Worten streiten, höchstens hie und da mit einem kleinen Revolver, wenn Flüche nicht ausreichen.“ Denn „Brutus, auch mit dem Revolver, ist allezeit ein ehrenwerter Mann.“

Was soll der Krieg? Er hat ja kein „Objekt“, keinen Zweck! So spricht der Verstand dieser Verständigen. Eine deutsche Geschichte von 1000 Jahren und eine preußische von 400 Jahren hat er vor sich: aber sie ist ihm ein siebenmal versiegeltes Buch.

Daß Deutschland ein Haupt haben muß, wenn es ein Leib sein soll, das sollte man begreifen können auch ohne Geschichte; und daß ein solches Haupt auf einem festen Knochenbau und vor allem auf einem starken Rückgrat, das den ganzen Leib zusammenhält, ruhen muß, ist ebenfalls von selber klar. Wo aber ist dieser solide Kernteil des deutschen Bundes-Staatsbaues? Wo soll und muß das Haupt, das leitende Centrum sich bilden? Wie soll es sich bilden? etwa wenn das Rückgrat zerbrochen ist?

Die Habsburger haben als Haupt des deutschen Reiches abgedankt, — das lehrt die deutsche Geschichte — und zwar abgedankt nicht etwa 1806, sondern schon vor zwei Jahrhunderten. Als in der Reformationszeit das wiedererwachte deutsche Gewissen sich regte und in reiner Himmelsluft zu atmen begehrte: da wollten die Habsburger ein solches freies Leben des Geistes nicht dulden, mit ihm konnten sie das Reich nicht mehr regieren, sie erklärten sich dieser neuen Zeit und Aufgabe gegenüber thatsächlich für unfähig. Die Reformation mußte mit allen Mitteln der Gewalt und List unterdrückt und ausgerottet werden, und sollte auch das deutsche Reich darüber zerrissen und zertreten werden. Das letztere ist bekanntlich geschehen, und in Österreich selbst das erstere auch. Zuerst gingen den Habsburgern die schönen wichtigen Grenzlande an der Nordsee, die Niederlande, verloren. Dann wütete die Furie des Krieges 30 Jahre lang im Reichsleibe [illegible] und verheerender wie Pest und Cholera; denn außer einzelnen [illegible] Handelsstädten waren die sämtlichen deutschen Städte und die [illegible] Landstriche selbst nach 200 Jahren nicht wieder zu dem alten [illegible] gelangt. Dazu wurden die Niederlande und die Schweiz [illegible] dem deutschen Reichskörper getrennt; Elsaß ward an Frank[illegible] [illegible] an Schweden ausgeliefert. Nur mit solchen

Opfern konnte die Freiheit der evangelischen Lehre aus der Hand der Habsburger erkauft werden, und doch nur für die nicht-österreichischen deutschen Lande, denn in Österreich selbst ist der westfälische Völkervertrag in diesem Stücke noch bis zur Stunde keine Wahrheit geworden, wie allbekannt. Vor dem 30jährigen Kriege waren die deutschen Provinzen Österreichs überwiegend protestantisch, in Ungarn 29 Dreißigstel seiner Einwohner, und an der Wiener Universität gab es mehr als 20 protestantische Professoren der Rechte und der Medizin. Und wie steht es jetzt? Auf Beschluß des Tyroler Landtages, den der Kaiser bestätigt hat, dürfen dort nicht einmal ohne Erlaubnis desselben Landtages protestantische Gemeinden sich bilden. Den Vertrag des westfälischen Friedens, für den 30 Jahre gekämpft worden ist, haben die Habsburger in der Wiener Bundesakte auch für ihre deutschen Bundeslande und zwar mit der Zusicherung des Rechts auf unverkümmerte Freiheit der anerkannten christlichen Konfessionen unterschrieben und doch bis zur Stunde nicht erfüllt.

Aber mitten in der Jammerzeit jenes Krieges (1618—1648), in dem das deutsche Reich in Stücke brach und immer mehr der Zerstückelung verfiel, tauchte im Norden die herrliche Gestalt des großen Kurfürsten auf, und mit ihm der Anfang zu einer neuen Rückgratbildung und einem neuen Haupte an Stelle des sich selbst verwerfenden und sinkenden. Der junge Reichskörper dehnte sich und streckte sich allmählich vom äußersten Nordosten bis zum rheinischen Westen, und unter dem alten Fritz erprobte und bewies diese neue Wirbelsäule ihre Kraft in 7jährigem Kampfe wider das verworfene Reichshaupt und die fremden Reichsfeinde.

Und wieder nach einem halben Jahrhundert (1806), als der sog. deutsche Kaiser in aller Form abgedankt und seine Unfähigkeit zum Schutze der deutschen Lande und Völker erklärt hatte: da gefiel es Gott, das mitgedemütigte Preußen wieder aus seiner tiefen Schmach zu erheben und als Schild und Schwert des zertretenen deutschen Vaterlandes zu legitimieren, wie es am Tage ist.

Haben nun die Kämpfe und Arbeiten des großen Kurfürsten, die Kriege, Sorgen und Mühen Friedrichs II., die Demütigung und Erhebung und Reformen Preußens 1813 einen Zweck gehabt, der dem ganzen deutschen Volke zu gute kommen kann, — oder nicht? Gingen sie nicht alle, wenn auch unbewußt, auf das eine Ziel, dem zerfallenen deutschen Reichskörper einen neuen festen Halt zu geben? Oder darf dies darum bestritten werden, weil die Kämpfer und Arbeiter nicht mit

Absicht jenes Ziel sich steckten und nicht stecken konnten? weil sie keinen fortschrittlichen Einheitsträumen nachjagten, — und die Reichsführerschaft nicht stehlen wollten? Mit Recht haben sie keine Würde über andere mit Vorsatz an sich gerissen; sie thaten lediglich die Arbeit, die ihnen zum Schutz der eigenen und der deutschen Lande vor den Füßen lag; aber die Geschichte, ihr Gang und Ende steht in Gottes Hand und nicht der Menschen.

Ist aber das, was Preußen in den Befreiungskriegen 1813—1815 für Deutschlands Wohl und Recht geleistet hat, anerkannt worden? Auf dem Wiener Kongresse (1815) stand es einen Augenblick so, daß der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen in neuem Kriege ausgefochten werden sollte; nur Napoleons Rückkehr von Elba und Preußens neue Siege hielten die Entscheidung wieder auf; Österreich gab ein wenig nach. Aus dem Wiener Kongresse ging Preußen kaum mit einiger Vermehrung seiner Landesgebiete, aber mit einer großen Vermehrung seiner Aufgaben hervor: es sollte Deutschland im Osten und Westen gegen Angriffe zu Wasser und zu Lande schützen, und dennoch gestattete man nicht, daß sein Gebiet ein Ganzes werde, dennoch gewährte man ihm keine Stütze an der Nordsee, und die, welche es schon hatte, sein geliebtes Ostfriesland, wurde ihm genommen. Dazu wollte man seine innere Entwicklung lähmen und hemmen: es mußte auf alte protestantische Landesteile (Franken und Ostfriesland) verzichten und dafür neue katholische Provinzen annehmen, damit der jammerhafte deutsche Zwiespalt nun mitten in den größten protestantischen Staat verpflanzt sei. Das war die Bescherung und der Dank. Preußen hat sich um des Friedens willen gebeugt, hat im Laufe der Jahre die aufgegebene Arbeit wieder treulich gethan — für Wohlstand, Bildung und Schutz, insonderheit aber auch für die Ausgleichung des Religionsgegensatzes, an dem das deutsche Reich zerbrochen war. Daß auch diese letztere, schwerste Aufgabe in seinem Gebiete endlich wirklich gelöst ist, daß hier protestantische und katholische Christen in wohlgeschütztem Rechtsstande friedlich nebeneinander leben können, ja die katholische Kirche unter den protestantischen Hohenzollern mehr Freiheit genießt, als ihr anderswo katholische Fürsten gewähren, — das hat die katholische Kirche selbst wiederholt bezeugt. Wenn nun auch diese alte Wunde, an der das deutsche Reich sich zu Tode verblutet hat, unter preußischem Scepter in bester Heilung begriffen ist: was fehlt da noch an der Legitimation, um Deutschlands Schirm und Führer zu sein?

Das kam dann auch endlich, wenigstens im deutschen Volke, zur Anerkennung. Anno 1849 trugen die einsichtigsten seiner Vertreter

Friedrich Wilhelm IV. die Reichskrone an. Friedrich Wilhelm war ein christlicher, ein preußischer König. Ich darf nichts usurpieren, sagte er; die Anwartschaft auf die Führung des deutschen Volkes nehme ich mit Dank an, aber die Krone können die Volksvertreter allein nicht vergeben, auch die Mitfürsten müssen zustimmen. — Diese aber haben bekanntlich nicht gewollt; allein die Anwartschaft auf Deutschlands Führung ist dem preußischen Königshause geblieben, die steht in der Geschichte und in den Akten der Frankfurter Nationalversammlung verzeichnet.

Wiederum sind 16 Jahre ins Land gegangen. Da kam die Schleswig-Holsteinische Frage nochmals an die Reihe. Preußen hat sie in erster Linie in die Hand genommen und die Hauptarbeit gethan. Jetzt ist die Frage: soll die Frucht dieser Arbeit wieder der deutschen Zerrissenheit und dem Auslande, oder der deutschen Einheit zu gute kommen.

Die Habsburger, der Herr von Beust und was ihr Anhang ist, sagen: Mag Deutschland in Stücke gehen, wenn nur Preußen an der Nordsee nicht festen Fuß faßt! Die heilige Demokratie schreit mit: Mag Deutschlands Rückgrat zerbrechen, wenn nur der Bismarck fällt! — Nun, du preußisches und deutsches Volk, so weit du noch sehen, hören und denken kannst: Hat die mobile preußische Armee keinen Zweck, keine Aufgabe? — Gewiß, keine Usurpation! keines Fußes breit! aber die vorliegende Arbeit muß gethan werden. Preußen muß stehen bleiben, wo es steht, — sonst kommen die Zerreißer zu ihrem Zweck, und es wird über dem deutschen Volke heißen, wie dort: Gewogen, gewogen — gezählt und vollendet — zerteilt und den Franzosen, Italienern und Slaven gegeben. Die Demokratie freilich kann solche Zeichensprache in den Geschichtsbüchern nicht lesen, — so mag sie österreichische Kurszettel und Kappelmann'sche Prophezeiungen studieren, bis auch ihr Urteil sich erfüllt. Wie ein Platzregen wird es auf ihr Haupt fallen.

Aber Deutschlands Rückgrat darf nicht zerbrochen werden. Dafür stehet fest, Preußens Krieger und Führer! Die Demokratie sondert sich ab, — „an Rubens Bächen ist großes Bedenken des Herzens," — wie damals, als Israel seine ersten Kämpfe bestehen mußte (Richter 5, 15. 23). Mag sie in ihrem Schmollwinkel bleiben, bis das Werk gethan ist; sie kann doch nur aufhalten und verderben, wie sie anno 1849 in Frankfurt bewiesen. Unser Ziel steht klar und deutlich da; was die Reden nicht schaffen konnten, ist jetzt den Waffen befohlen:

Des Vaterlands Ehre,
Des Vaterlands Glück,
O schafft es, o bringt es
Dem Volke zurück!

Nur Deutschlands Rückgrat, welches ist **Preußen** und sein **Königtum**, aufrecht erhalten, **so wird's kommen.**

Dafür lasset uns Herzen und Hände aufheben ohne Zorn und Zweifel, die wir daheim bleiben müssen, während die Unsrigen im Felde stehen. Gott mit uns!





Gesammelte Schriften

von

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.

Zehnter Band.

Erster Teil:
Socialpädagogisches.

Zweiter Teil:
Vermischte Schriften.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1900.

Vermischte Schriften.

Von

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1900.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden zweiten Teil des 10. Bandes schließt die Sammlung der vom Verfasser selbst bereits (meist im Evang. Schulblatt) veröffentlichten Dörpfeldschen Schriften ab; der 11. (Zur Ethik) und 12. Band (Handbuch zum zweiten Enchiridion) enthalten die beiden nachgelassenen bedeutsamen Werke. Die hier vereinigten Arbeiten stellen eine Nachlese zu den vorigen neun Bänden dar; es sind fast durchweg Gelegenheitsschriften, aber darum nicht weniger charakteristisch als die Hauptschriften. Sie durften für den, der sich ein Gesamtbild von Dörpfelds pädagogischem Denken und Streben machen will, nicht fehlen.

Voran die Vorworte und Schlußworte fürs Evangelische Schulblatt. Dahinein hat Dörpfeld seine ganze reiche Seele, sein starkes Wollen und umfassendes Können mitsamt der Innigkeit seines Gemüts gelegt. Wer Dörpfelds Ideale aufs bequemste kennen lernen will, der greife zu diesen „vertraulichen" Ansprachen an die Schulblattleser. Obwohl sie dem kleinen Parlament der Schulblattgemeinde gelten, sind sie doch zugleich „zum Fenster hinaus gesprochen" für eine weit größere Gemeinde von Volks- und Jugendfreunden, die von Dörpfeld sich lehren lassen wollen, was unsrer Schule und Jugenderziehung not thut. Ich weiß nicht, ob die anderen pädagogischen Zeitschriften den Dienst, der ihnen mit dieser Sammlung angeboten wird, hoch oder niedrig einschätzen werden; aber es will mir doch scheinen, daß es sämtlichen Schulblattleitern nur förderlich sein könnte, wenn sie ihre Bestrebungen an dem, was Dörpfeld mit seinem Schulblatt wollte, messen würden. Was da über das Schulblatt als „große Lehrerversammlung", über „Hausblatt und Lesezirkel", über das Wesen eines „praktischen" Schulblatts oder im einzelnen über die Wertlosigkeit der „Stilübungen" und „allgemeinen Abhandlungen" in Schulblättern, über die erwünschte Mitteilung von pädagogischen Beobachtungen und Erfahrungen, über „die pädagogischen Männlein der Jugendbibliotheken

und die en gros-Fabrikanten der Volksschriften," über das „Kirchenzeugnis" des Evangelischen Schulblatts und über noch vieles andere gesagt ist, verdient auch heute noch die weitgehendste Beachtung und man wird die kleinen redaktions-technischen und finanziellen Erwägungen, die keine bleibende Bedeutung haben, aber nicht gut aus dem Zusammenhang herauszulösen waren, dabei wohl gern mit in den Kauf nehmen. Manchem werden gerade die letzteren von besonderem Interesse sein.

Eben dahin gehört auch die kleine Lektion, die Dörpfeld einmal gewissen Redaktionskollegen giebt, in dem „Beitrag zur Kritik des pädagogischen Phrasentums" (2. Abschnitt), wohl das einzige Mal, daß er sich in der Weise mit andern Schulblättern auseinandersetzte. Noch schärfer geht er mit bestehenden Mißständen in dem ersten Artikel des zweiten Abschnitts über Seminarbildung ins Gericht. Dieser erste veröffentlichte Schriftsatz aus Dörpfelds Feder ist von besonderer Bedeutung für die Charakteristik seiner Anschauungen und Urteile, hier erkennen wir „ex ungue leonem", müssen allerdings beim Lesen uns daran erinnern, daß der Aufsatz nur als freimütiger Herzenserguß an seinen früheren Seminardirektor hingeworfen, keineswegs für den Druck bestimmt war; es ehrt aber den alten Direktor Zahn doppelt, daß er gerade diese schneidende Kritik des staatlichen Seminarwesens in seine Schulchronik aufnahm. Und eben damit ist auch der Wiederabdruck gerechtfertigt. Sehr wertvolle Ergänzungen des reifen Mannes zu dieser Frage finden sich im letzten und vorletzten Stück des zweiten Abschnitts. Zur ernsten Selbstprüfung für jeden Lehrer dienen sodann die feinen Bemerkungen über die Kennzeichen einer guten Schule und eines guten Lehrers. Daß auch in dieser „Nachlese" einer der Lieblingsgedanken Dörpfelds, die Bibelkonferenzen von Lehrern betreffend, der schon im 6. Bande (S. 183 ff.) ausführlich dargelegt wurde, gelegentlich des Berichts über die Lehrerversammlungen beim Barmer Kirchentag mit Nachdruck zur Sprache kommt, bedarf wohl keiner Entschuldigung. Und wie er in demselben Bericht einem hochkirchlichen Generalsuperintendenten, der sich über das freie, gemeinsame Beraten von Kirchen- und Schulmännern bezüglich der Erfordernisse des Religionsunterrichts wundert, zu dienen versteht, das wird auch heute noch viele freuen.

Daß auch zu den Hauptwerken seiner hervorragendsten Lebensarbeit, der Durchdringung der Schulverfassungsfrage, noch wichtige Nachträge in Gelegenheitsergänzungen neu wieder mitzuteilen

waren (3. Abschnitt), ist ja selbstverständlich. Aufs neue stellt hier das erste und zweite Stück von der Entwicklung des bergischen Schulwesens die oft übersehene Thatsache fest, daß Dörpfeld durchaus nicht aus abstrakten Principien und grauen Theorien sich ein luftiges Verfassungsideal gewoben hat, daß er vielmehr durchaus auf dem Boden der Praxis und geschichtlichen Erfahrung steht und niemals daran dachte, seine Schulgemeinde ohne weiteres durchs Gesetz dem ganzen Staate unterschiedslos aufzudrängen. Andrerseits ist aber auch sehr zu beachten, was er den emancipationsfordernden Kollegen von der wahren Emancipation vorhält und von der innern Pathologie des Schulwesens sagt (S. 161 ff.). Die Auseinandersetzung mit Herrn Ballien (4. Stück) über die „Realunion von Kirche und Schule" ist für Dörpfelds Anschauung über diese delikate Frage höchst bemerkenswert.

Der vierte Abschnitt endlich stellt zunächst Dörpfelds Teilnahme an der denkwürdigen Schulkonferenz im Unterrichtsministerium 1873 ins richtige Licht und giebt seine Bemerkungen über die aus diesen hervorgegangenen „Allgemeinen Bestimmungen" wieder, wobei namentlich seine Kritik der mangelhaften Lehrplanvorschriften für den Religionsunterricht auch jetzt noch Beachtung verdient (S. 220 ff.); sodann auch seine Äußerungen über die neueingerichtete Mittelschule (S. 226 ff.) und die sociale Bedeutung dieser Frage (S. 229). Als gewiegter Praktiker zeigt sich der alte Schulmann schließlich noch in den beiden letzten Artikeln Bilder zur biblischen Geschichte und Einzel- und Abteilungsunterricht im Rechnen.

So läßt diese Nachlese das alle Gebiete der Pädagogik umfassende Denken und Wirken Dörpfelds noch einmal rundseitig besehen. Wenn auch vieles in diesen kurzen Artikeln nur auf Grund der Hauptschriften voll verständlich ist, so wird dieser Band jedem, der sich von hier aus mit Dörpfeld bekannt machen wollte, schon hinreichend zeigen, daß dieser Pädagoge von Gottes Gnaden auch nach seinem Tode der Schule und dem deutschen Volke noch viel zu sagen hat.

Düsseldorf, Ostern 1900.

Dr. von Rohden.

Inhalt.

Erster Abschnitt. Schulblattredaktion.

Zweiter Abschnitt. Lehrerberuf und Lehrerbildung.

Dritter Abschnitt. Zur Schuleinrichtung.

Vierter Abschnitt. Unterrichtsfragen.

Erster Abschnitt.

Schulblattredaktion.

1. Vorwort des ersten Schulblattheftes Juli 1857.

Von allen einsichtigen evangelischen Lehrern und Schulfreunden in Rheinland und Westfalen ist es seit dem Eingehen der „Schulchronik“ [1]) schmerzlich gefühlt worden, daß zwei Provinzen, die, wie in anderer Hinsicht, so auch in Ansehung des Elementarschulwesens eine vielfach eigentümliche und nicht unbedeutende Stellung im Vaterlande einnehmen, ein Organ in der Presse für diesen wichtigen Teil ihres bewegten kirchlichen und bürgerlichen Lebens haben entbehren müssen. Manche wackere Männer, die aber in ihrer Isoliertheit nicht zu helfen wußten, haben im stillen viel darüber geseufzt, auch wohl öffentlich bezeugt, daß dieser Mangel als ein Schade der Schule tief zu beklagen sei. Wir halten dieses Zeugnis für wohlbegründet; einige kurze Andeutungen werden hinreichen es zu rechtfertigen.

Daß wir mit dem Ersten auch zuerst beginnen: — Der alte Kampf, ob Jesus von Nazareth der Christ, der Weg, die Wahrheit und das Leben ist: oder ob das Christentum nur eine Idee, ein Gesetz, eine Lehre sei; — in größerer Kluft: ob es eine objektive Wahrheit zur Seligkeit mit objektiven Ordnungen und einen gebahnten Weg zum Heiligtum derselben gebe: oder ob das alles nur Sache des Meinens, Wähnens und des subjektiven Wohlermessens sei; — endlich gar: ob es einen realen ewigen Geist, ob es überhaupt Geist gebe; oder ob die Materie das „ewig Seiende“ sei, ob „wir von ohngefähr geboren sind und dahin fahren, als wären wir nie gewesen, ob das Schnauben unserer Nase ein Rauch ist und unser Wort ein (phosphorescierendes) Fünklein aus dem Bewegen unseres Herzens, und, wenn dasselbe erloschen ist, der Leib dahinfällt wie

---

[1]) Schulchronik, herausgegeben von Dir. Zahn-Mörs bis 1851.

Loderasche und der Geist zerflattert wie eine dünne Luft" (Weisheit Kap. 2) — dieser Kampf ist in unserer Zeit geschärfter und heftiger, aber auch verwickelter und selbst für die, welche „geglaubt und erkannt haben," geschweige für die Zweifelnden und Suchenden gefährlicher als jemals. Er ist heftiger, weil er universaler geworden; er ist gefährlicher, weil eine Anzahl alter und neuer Nebenfragen aufkommen, die, weil sie mit krankhafter Erregtheit als gewichtige Hauptfragen behandelt werden, die Positionen von Freund und Feind umnebeln und verwirren, und endlich ein nächtliches Schlachtfeld von „Hochkirch" herbeizuführen drohen. Kann es da wohlgethan sein, das bedeutsame Gebiet der Elementarschule in unseren rheinisch-westfälischen Landen hinsichtlich der pädagogischen Zeitschriften-Litteratur dem zufälligen, zweifelhaften Einflusse der von außen, aus allen vier Winden hereinkommenden Blätter zu überlassen?

Nicht ohne Gottes und seines Christus Walten ist es geschehen, daß das evangelisch-christliche und sociale Leben unserer Provinzen neben seiner eigentümlichen Bewegtheit und der dieser Bewegtheit angemessenen äußeren Fassung auch eine besondere Aufgabe als Vorkämpfer und Grenzwächter gegen die von Süden und Südwesten andrängenden romanischen Tendenzen empfangen hat. Es mag viel daran fehlen, daß alle, die da wissend sein könnten, dieser Erbgüter und Erbpflichten sich klar bewußt sind. Aber es sollte doch so sein, namentlich sollten auch die Lehrer, als mitberufene Pfleger jeder guten und berechtigten Volkstümlichkeit, hierin wachend und wahrend auf ihrem Posten stehen; denn an diesem Erbgut und dieser Erbpflicht ist auch die Elementarschule ohne Zweifel in ihrem Maße beteiligt. Welch eine schöne, segenversprechende Aufgabe hätte ein Schulblatt in Belehrung und Mahnung auch in dieser Hinsicht! Wie viele scheinbar kleine, aber doch im Zusammenhang wichtige Erbstücke können durch den andauernden Mangel eines Wächters und Mahners in unserer nivellier- und uniformsüchtigen Zeit verloren gehen! Während nun jede der östlichen preußischen Provinzen und fast alle anderen deutschen Landschaften, die in ihrer Eigentümlichkeit auch eine gewisse Gesondertheit sich bewahrt haben, längst eigene Schul-Zeitschriften besitzen; während für die katholischen Schulen unserer beiden westlichen Provinzen sogar drei solcher Blätter seit mehreren Jahren bestehen, hat die evangelische Elementarschule seit geraumer Zeit der Beratung und Pflege durch ein solches Organ entbehren müssen. Kann das ohne allen Schaden für unsere provinziellen Erbgüter und Erbpflichten geschehen sein?

Besonders aber auf das Schulleben an und für sich selbst und seine eigene Arbeit im engen Kreise kann eine pädagogische Zeitschrift rechter Art vielfach segensreich einwirken, und der Mangel einer solchen manches Gute

aufhalten und allerlei Übel hervorkommen lassen. Vom außenstehenden Beobachter wird freilich der Schuldienst in der Regel als gar einfach und einförmig angesehen. Der, welcher selbst im Dienst steht, weiß aber zu wohl, daß dabei so viel Mannigfaltiges und Einzelnes beachtet, erwogen, gethan und gehütet sein will, wie kaum in irgend einem anderen Berufe. Wie demnach der Draußenstehende leicht fertig und berufen zu sein meint, über die Schularbeit, ihre Mittel und Ziele sich eine feste, gültige Ansicht zu bilden und dieselbe wohl gar in alleinseligmachende Normen und Bestimmungen zu bringen, weiß der praktische Schulmann nur zu gut: daß die Resultate des Unterrichts nicht wie das Facit einer richtigen Rechenoperation zu gewinnen sind, daß die Ausführung ebenso kompliciert und schwierig ist, als das Urteilen darüber leicht scheint, daß das Schulhalten eine Kunst ist, die wie jede andere nur unter Mühe, Anstrengung und Erfahrung gelernt werden kann; der Praktiker weiß ferner, daß er hierin niemals auszulernen vermag, daß inmitten der Schularbeit da und dort immer wieder neue Beobachtungen und Versuche gemacht werden, die durch Austausch, wozu ein Schulblatt das geeignetste Mittel ist, nicht bloß Gemeingut vieler werden, sondern durch ihr Zusammenkommen wieder neue hervorrufen.

Weiter noch: Es giebt manche — um nicht zu sagen viele — Lehrer hin und her zerstreut, die durch diesen oder jenen beschränkenden Umstand vom Verkehr mit Kollegen, namentlich durch die beengte ökonomische Stellung auch von der pädagogischen Litteratur abgeschnitten sind, und in dem Gefühl des Vergessen- und Verlassenseins in Gefahr stehen, nach und nach in die Reihe derer zu kommen, die mit lässigen Händen und müden Knieen ihr nun doppelt saures Tagewerk treiben, und endlich, verschrumpft, verkümmert und verbittert, das Wort über sich ergehen lassen müssen: Was hindert er das Erdreich? — Für diese, d. i. für die Vergessenen und Verlassenen — nicht für die schon Verkümmerten, denn da ist's wohl zu spät — hat ein Schulblatt besonders eine schöne und dankbare Aufgabe, wie der Mangel eines solchen dort am stärksten empfunden wird und am schwersten sich rächt. Wenn einer pädagogischen Zeitschrift der Segen folgte, daß auch einer von diesen Armen so viel Lehre, Trost und Stärkung daraus schöpfte, um die laß werdenden Hände und die müden Kniee wieder aufzurichten, so wäre wohl Ursache genug, über einen solchen, der jeder Nummer des Blattes mit Sehnsucht entgegensieht, sich zu freuen, vor 99 anderen, die einer derartigen Anregung nicht bedürfen, oder nicht zu bedürfen glauben.

Endlich gilt vom Lehrerleben, was vom Leben überhaupt gilt: Frische Luftströme sind überall zum Wachstum des Lebendigen nötig; bei steter

Windstille wird die Luft schwer und trübe, es sammeln sich böse Dünste, und unbehagliche Mattigkeit lagert sich über die lebendige Kreatur. Offenkundige Zustände und Vorgänge im Lehrerstande geben darüber hinlängliches Zeugnis. — Innerhalb der letztverflossenen drei Jahre sind die bedeutsamsten, umfassendsten, bis ins innerste Mark der Schule eingreifenden gesetzlichen Verfügungen erlassen worden. Die 1800 Lehrer in Rheinland und Westfalen, denen doch die Ausführung zunächst obliegt, haben dieselben — — wenn man ein paar Broschüren von ältern Schulmännern a. D. und einige einsame Zeitungsartikel abrechnet — fast schweigend hingenommen; hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil ein zu eingehender Besprechung geeignetes Organ sich nicht darbot. Das war nicht gut. — Mögen die in den letzteren Jahren häufiger gewordenen Übertritte von Lehrern in andere Berufskreise, und der auffallende Mangel an Schulamtskandidaten die Folge vieler zusammenwirkenden Ursachen sein, so deuten sie doch darauf hin, daß eine Art von Erschlaffung und Unbehaglichkeit im Lehrerstande vorhanden sein muß. Wie dieser Zustand nicht aus einer Ursache entstanden ist, so kann auch natürlich durch ein vereinzeltes Mittel keine radikale Änderung erzielt werden, am wenigsten durch bedrucktes Papier, wie viel auch ein gutes Wort zu aller Zeit wert sein mag. Eine Quelle der geschwächten Frische und Freudigkeit im Berufe läßt sich jedoch bestimmt erkennen und nennen: es ist ein, aus Mißverständnissen und Verkennung oder auch aus Unverstand von unten und oben herstammender, hier den klaren Blick auf die Sachen, dort die hoffnungsstärkende Aussicht auf den blauen Himmel hemmender Nebel, der sich über den Schulverhältnissen gelagert hat. Diesem belästigenden, verwirrenden Nebel gegenüber kann eine pädagogische Zeitschrift, falls es ihr einigermaßen gelingt, sich das Vertrauen der Lehrer zu erwerben, erfolgreiche, durch nichts anderes zu ersetzende Dienste thun: Mißverständnisse beseitigen, Vertrauen wecken, den Unverstand belehren und die erhebende Aussicht auf den lieben Gotteshimmel wieder frei machen helfen. Zu diesen Hoffnungen wird das Schulblatt um so mehr berechtigen, wenn die lesenden Lehrer es in den Händen solcher Männer wissen, die da „Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein“ sind, die mit ihnen in derselbigen Arbeit stehen, dieselben Standesmühseligkeiten tragen und derselbigen Hoffnung sich getrösten. Daß die evangelische Schule im rheinisch-westfälischen Lande in den letztvergangenen wichtigen Jahren ein solches Blatt hat entbehren müssen, ist unbestritten sehr böse, und mancher Schade, der daraus entstanden, kann vielleicht erst in langen Zeiträumen wieder gut gemacht werden.

Darum aber ist der Mangel einer evangelischen Schul-Zeitschrift auch fast ehrenrührig. Bei etwa 1100 evangelischen Lehrern in der Rhein-

provinz und 700 in Westfalen, bei Hunderten von Präsides der Schulvorstände, bei vier Haupt-Seminarien mit ihren Lehrern der Lehrer, bei einer ziemlichen Zahl von Schulpflegern und Schulräten — bei einer solchen Fülle von Personen, Ämtern, Kräften und Gaben sollte nicht das Bedürfnis empfunden werden, auch vermittelst der Presse durch ein vertraulich Wort zu raten, zu pflegen, zu lehren und zu ermuntern? und kein Verlangen sein, solch zutraulich Wort zu hören? Eine solche Annahme wäre noch mehr als ehrenrührig. Es ist aber, Gott Dank! Grund genug vorhanden, zu unserem Schulstande, seinen Pflegern und Leitern eines besseren sich zu versehen. Darum ist auch unter allen, die ein warmes Herz für die Schule haben, der Wunsch, wieder eine eigene, pädagogische Zeitschrift zu bekommen, je länger desto lauter und dringender geworden.

Nachdem wir seit langem vergebens geharrt haben, ob nicht andere sich der schweren Verantwortung und Mühe unterziehen würden, fühlen wir uns jetzt in unserem Gewissen gedrungen und durch vielfache Aufforderungen aufgemuntert, in Verbindung mit den obengenannten Männern den Versuch zu wagen, ein Organ für die evangelischen Elementarschulen Rheinlands und Westfalens wieder ins Leben zu rufen. Es ist wohl selbstverständlich, soll aber doch ausdrücklich gesagt werden, daß wir nicht im Sinne haben, uns zu Ratgebern der Schule aufzuwerfen, sondern zunächst, um der Schule und der ihr anvertrauten Kleinen willen, zu vermittelnden Hülfsdiensten uns anbieten, damit die, welche raten können, und die, welche guten Rat hören mögen, beiderseits die geeignete Gelegenheit finden. Wohl haben wir selbst auch manches auf dem Herzen, was wir gern sagen möchten, sonst hätten wir uns für jenen Hülfsdienst nicht berufen halten können.

In Hinsicht auf Geist und Sinn, in welchem das Rheinisch-Westfälische Schulblatt geleitet werden soll, werden — sofern nicht das Vorstehende schon hinreichende Kunde giebt — die Namen der auf dem Titel genannten mitverbundenen Männer aus den für die Schule bedeutsamsten Stellungen — aus der höheren Schulverwaltung, der Kirche, der höheren Schule, dem Lehrer- und Lehrerinnen-Seminar — das deutlichste Zeugnis und die solideste Bürgschaft geben. Nur hinsichtlich der Redaktoren als solcher wird wohl nötig sein, noch einiges zu bemerken.

Unser Herr Jesus Christus spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich!“ — Dazu bekennen wir uns von ganzem Herzen, und sagen mit dem Jünger: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!“ oder wie derselbe Petrus später spricht: „Es ist in keinem anderen das Heil, ist

auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden!" Indem wir auf diesen Grund, der nicht wanken kann, recht fest uns stellen, um mit Gottes Hülfe nicht davon zu weichen weder zur Rechten noch zur Linken; indem wir ferner, eingedenk der apostolischen Mahnung: „Wenn die Posaune keinen deutlichen Ton giebt, wer will sich zum Streit rüsten?" uns bestreben werden, unsere Melodie so deutlich als möglich vorzutragen, glauben wir eben dadurch um so berechtigter und befähigter zu sein, den lebendigen, reinigenden Austausch der pädagogischen Ansichten, sofern sie um der Wahrheit willen in der Liebe sich kund geben, desto freieren Raum gewähren zu können, — nach Augustinus' goldner Regel: Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem die Liebe! Wir begehren nicht, über jemandes Glauben und Gewissen zu herrschen, möchten aber gern vielen Gehülfen zu zeitlicher und ewiger Freude werden. Das walte Gott!

Wir gehören — in betreff unserer Stellung als Schulmänner — nicht zu denen, die, wenn von Volksbildung die Rede ist, zunächst und hauptsächlich an die Elementarschule denken; wir wissen sehr wohl, daß dabei noch viele andere Kräfte und Institute beteiligt sind, daß es schon weit über die Wahrheit und Wirklichkeit hinausgeht, wenn die Elementarschule als der wichtigere unter diesen Faktoren bezeichnet wird. Nichtsdestoweniger wissen wir uns mit allen unseren Kollegen in einem hohen, heiligen Berufe, dem Großes im kleinen an den Kleinen anvertraut ist; wir können es nicht für ein Übel ansehen, wenn ein Lehrer für sich und ohne Prätension andern gegenüber von seinem Amte groß denkt und recht Großes anstrebt; wir müssen es vielmehr als eine entschiedene Kalamität betrachten, wenn der praktische Schulmann seinen Beruf just so kalt und kleinlich ansieht, wie der ordinäre fremde Beobachter draußen. Wenn von Lehrern hinsichtlich der Schätzung ihrer Arbeit gefehlt worden ist — wie manche Stimmen verlauten lassen — so kann der Tadel nicht mit Recht die Wärme für den Beruf an sich treffen; der Fehler liegt wohl darin, daß Untergeordnetes für das Hochwichtigste gehalten wird, oder daß man auch dasjenige anerkannt und geehrt sehen will, was in diesem Weltverlauf eine Anerkennung weder beanspruchen kann noch soll. — Wir müßten erst unser eigenes besseres Selbst verleugnen und unsere Ehre zu schänden gelernt haben, wenn wir dulden oder gar mithelfen könnten, daß die echte, rechte Wert- und Hochschätzung des Lehreramtes angetastet würde; wir sehen es im Gegenteil als eine Hauptaufgabe des Schulblattes an, die Hochhaltung der Schularbeit und die eifersüchtige brünstige Liebe zu derselben — was eben das gerade Widerspiel der bornierten Selbstgenügsamkeit ist — stets von neuem anzufachen und zu beleben, nach der Weisung

dessen, der uns gelehret hat, nach dem Allerhöchsten zu trachten und gesagt: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden und was wollte ich lieber, denn es brennete schon."

Wir gehören auch nicht zu denen, die etwa phantasieren: Die Elementarlehrer müßten, um etwas Rechtes werden zu können, erst einen ganzen oder halben Universitäts-Kursus durchmachen, oder die da meinen, die Tüchtigkeit des Lehrers richte sich genau, ganz und allein nach dem Grade seines Gefördertseins in Wissenschaft und Kunst. Aber ebensowenig vermögen wir einzusehen, daß in betreff der Lehrerbildung das Erschöpfende gesagt sei, wenn behauptet wird: es komme dabei nicht auf das Wissen und Können, sondern auf das Sein an; wir glauben vielmehr, daß das rechte tüchtige Wissen und Können in Verbindung mit der rechten Gesinnung erst ein rechtes Ganzes oder ein ganz Rechtes giebt. Wohl mag je zuweilen im Lehrerstande eintreffen, was dort geschrieben steht:

Was man nicht weiß, das eben braucht man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

Dies lehrt aber, daß man eben lernen soll, was man braucht, wobei selbstverständlich ist, daß ein Fortschritt im Wissen und Können dieser Art dem rechten Sinn niemals hinderlich, wohl aber einem fruchtbaren Wirken sehr förderlich sein kann. Es wird daher die Aufgabe des Schulblattes sein, in seinem Bereiche über dieses Wissen und Können in Verbindung mit dem rechten Sinn immer mehr Licht und Verständnis verbreiten zu helfen, das Streben nach möglichster Vervollkommnung darin kräftig aufzumuntern und dazu Fingerzeige und Anweisung zu geben.

Endlich: Wir kennen sehr wohl die auch heutzutage noch recht in Blüte stehende Thorheit, die da urteilt: „Dies und das ist gut und nützlich zu wissen — es würde für einen Mann Schade und Schande sein, wenn er nichts davon verstände: also — muß es in der Schule gelehrt und gelernt werden." Dieser trügerische Wahn hat unter viel Schein des Rechten Schüler und Lehrer mit einem Ballast von Wissen beladen, der den Geist mehr beschwert und lähmt als bildet und frei macht; doch möchten wohl die Lehrerseminare (wenigstens in Rheinland und Westfalen) gerade die Lehranstalten sein, wo in dieser Hinsicht am wenigsten gesündigt worden ist. — Indem wir jene Thorheit als eine geisterdrückende von ganzer Seele verabscheuen und aus allen Kräften bekämpfen möchten, leben wir jedoch der festen Überzeugung, daß jeder Lehrer und so auch jeder Elementarlehrer mehr wissen soll, als er zur Notdurft für seine Schüler braucht. Wer in seiner Bildung sich nicht ein höheres Ziel steckt, oder, wenn er's erreicht hat, sich genüglich zur Ruhe setzt, der wird auch bald

nicht mehr haben, was er braucht, nach dem Reichsgrundgesetz: „Wer da hat (und begehret), dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat (und nicht begehrt), dem wird auch genommen, was er hat." Wenn die Lehrerbildungsanstalten, wie alle anderen Schulen, in gründlichem Streben vorwiegend auf das sehen, was der Zögling in Zukunft nötig hat, so ist das im ganzen gewiß recht und gut; wenn aber der ins Amt tretende Lehrer sich damit genügen lassen will, so ist das ebenso unzweifelhaft nicht gut. Er soll nicht bloß in dem Gelernten sich immer mehr vertiefen und vervollkommnen; er soll auch je nach Trieb und Begabung in diesem oder jenem Stücke weiter zu lernen bemüht sein. Es ist darum nicht zu tadeln, vielmehr entschieden zu loben, daß die herkömmlichen Lehrer-Konferenzen — wenigstens die nicht-amtlichen — sich auch als Fortbildungsanstalten im weitesten Sinne ansehen, daß sie auch solche Gegenstände in ihr Bereich ziehen und behandeln, die nicht mehr innerhalb der Grenzen der Elementarschule liegen. Es ist ferner löblich und fürs Ganze ersprießlich, wenn jeder Lehrer, je nach Antrieb und Geschick, irgend ein Gebiet des Wissens zu gründlicherem Studium sich auswählt z. B. Bibelkunde, Heimatsgeschichte, die Muttersprache, Naturkunde 2c., und durch gelegentliche Mitteilungen daraus in den Konferenzen die Kollegen von seinem Nutzen und seiner Freude mitgenießen läßt. Solch Streben veredelt die Person und den Stand, hält den Geist frisch und rüstig, und bewahrt vor manchem Übel.

Unsere Absicht hinsichtlich des Inhaltes, der inneren Ausstattung des Schulblattes läßt sich wohl kurz und gut so formulieren: Es wird alles das bringen — wenigstens soll nichts ausgeschlossen sein — was in einer gut eingerichteten Lehrer-Konferenz zur gegenseitigen Befestigung im Worte der Wahrheit, zur Belebung der Berufsfreudigkeit, zur Beförderung der eigensten Berufstüchtigkeit vorkommen muß, und was hinsichtlich der allgemeinen Fortbildung vorkommen kann; — natürlich alles reguliert nach den Schranken, die der enge Raum von 12—15 Bogen (jährlich) der Redaktion anweist.

So gewiß ein Schulmann, dessen gesamtes Denken auch außerhalb der Schule über das Elementar-Trivium oder Quadrivium nicht hinauskommt, am Ende unsäglich trocken und langweilig werden muß, so gewiß vermag auch ein Schulblatt, das nur dem engsten Kreise der Schulpraxis dienen will, selbst bei den besten mitarbeitenden Kräften auf die Dauer jenem Urteil nicht zu entgehen. Wir glauben demnach nicht bloß auf die Nachsicht, sondern auch auf den Dank der Leser rechnen zu können, wenn wir bei bewußtem Festhalten dessen, was für den Praktiker stets Haupt-

sache ist, auch eins unserer Hauptziele, nämlich recht vielseitige Anregung zu geben, ebenfalls strenge im Auge behalten und unsere Mitteilungen danach regeln.

Geordnet wird sich der Inhalt unseres Schulblattes etwa so darstellen:

1. Eingehende Abhandlungen, oder kürzere, aphoristische Bemerkungen über häusliche und Schulerziehung, über alle Zweige des Elementarunterrichts, über Schuleinrichtung, Lehrmittel, das Verhältnis der Elementarschule zu andern, verwandten Bildungsanstalten 2c.; Beiträge zur Seelenlehre 2c.
2. Praktische Proben zur Behandlung der biblischen Geschichte, des Katechismus, des Kirchenliedes, des Lesebuches 2c.
3. Pädagogische 2c. Thesen und Fragen zur Besprechung in den Lehrerkonferenzen resp. zur Bearbeitung für das Schulblatt.
4. Mitteilungen aus dem Leben bedeutsamer Schulmänner; Nekrologe.
5. Beiträge zur Geschichte des Elementarschulwesens — zunächst in den heimatlichen Provinzen.
6. Lebensbilder aus der Geschichte des Unterrichts und der Erziehung überhaupt.
7. Berichte über Einrichtung und Zustand des Elementarschulwesens in anderen Gegenden Deutschlands und im Auslande; statistische Notizen 2c.
8. Originalaufsätze von Fachmännern zur Belehrung und Anregung, aus solchen Wissensgebieten, deren Studium auch dem Elementarlehrer um seines Amts und um seiner selbst willen empfohlen werden darf.
9. Bücherschau; darunter zunächst und zumeist: Anzeige und Besprechung solcher Schriften, die für den Schulgebrauch oder zur Fortbildung des Lehrers als besonders geeignet bezeichnet werden können.
10. Amtliches: Mitteilung allgemein-wichtiger Verfügungen der Schulbehörden, Personal-Nachrichten 2c.

---

2. Ein vertrauliches Semester-Schlußwort an die Leser.

So hat denn unser Evangelisches Schulblatt mit Gottes Hülfe glücklich das erste Halbjahr durchlebt, und dem Leser Gelegenheit geboten,

wenigstens einigermaßen sich in seinem Urteil mit ihm auseinanderzusetzen. Die Zeit zur Erneuerung des Abonnements rückt heran. Mag es an solchem Zeitpunkt für den Geschäftsmann gutes Recht sein, seine Ware anzupreisen oder sonst etwas zu thun, was seinen Zwecken dienen kann: wir dürfen davon keinen Gebrauch machen, wenn wir aus bekannten Gründen auch dringlich wünschen müssen, daß die bisherigen Leser treu bleiben und wo möglich ihre Zahl sich noch mehre. Die sechs Blätter, welche durch unsern Dienst im verflossenen Semester in die Schulhäuser Rheinlands und Westfalens eingekehrt sind, müssen wir für sich selbst reden lassen, so gut sie es vermögen. — Aber die Redaktion hat doch noch etwas zu sagen. Damit das Schulblatt nicht nur werde, was es werden kann, sondern auch wirke, was es wirken soll, muß es uns am Herzen liegen, mit den Lesern auf einem andern Fuße zu stehen, als ein ehrlicher, reeller Geschäftsmann zu seinen Kunden; wir müssen wünschen, mit der Leserschaft uns möglichst zu verständigen, ihr Vertrauen zu gewinnen, Redaktion, Mitarbeiter und Leser gegenseitig näher zu bringen. Im Gefühl dieses Bedürfnisses zu gegenseitiger Verständigung und vertraulicher Annäherung fühlen wir uns gedrungen, den Lesern einiges aus dem Redaktionshaushalt nebst unseren Gedanken darüber zu geneigter Erwägung vorzuführen. Sollte jemand über den einen oder andern Punkt anderer Ansicht sein, so bitten wir dringend, dieselbe nach etwaiger Besprechung mit Kollegen uns in recht ausführlicher Motivierung mitteilen zu wollen. Mag unsere Anschauung auch dann noch eine verschiedene bleiben oder äußere Umstände uns nicht gestatten, der etwa dadurch gewonnenen richtigern Ansicht Folge zu geben; so wolle der Einsender solcher Zuschrift sich doch stets unseres aufrichtigen Dankes versichert halten.

1. Nichts liegt uns ferner, als die anmaßende Meinung, daß alle lesenden Freunde und freundlichen Leser durch die bisherigen Lieferungen gleichmäßig befriedigt worden seien. Sind doch die Naturen, Stellungen und Bedürfnisse bei gleichgestimmten Seelen so gar verschieden, wie erst bei verschieden gestimmten! Wir sind sogar geneigt anzunehmen, daß sich da und dort jemand finde, der ein ganzes Schock frommer Wünsche für sich und seine Nachbarn uns einhändigen möchte. Wahrscheinlich aber müßten wir in betreff der meisten ihm antworten: „Lieber Freund, wir denken just wie Du! Willst du helfen, daß diese Wünsche und noch einige, die wir dir noch dazu sagen können, nach Gebühr befriedigt werden, so soll deine Hülfe herzlich willkommen sein. Kannst du selbst nicht mit Hand anlegen, so siehe dich nach andern um, die dazu imstande sind. Will auch das nicht angehen, so wollen wir nichtsdestoweniger deine wohlgemeinten Vorschläge mit Dank annehmen: erlauben uns nur auch die

freundliche Bitte: plage dich nicht zu viel mit frommen Wünschen, verkümmere und verleide dir und andern das Gute nicht, was wir schon haben; lassen wir vielmehr seiner uns freuen und es recht genießen, damit wir des Bessern und Besten würdig werden, und nicht um unserer Trägheit und unseres Undanks willen das Gute uns wieder verloren gehe!" —

Wir haben seinerzeit es ehrlich und aufrichtig mit dem gemeint, was wir im Vorwort versprochen haben; wir sind redlich bemüht gewesen und werden auch forthin bemüht sein, dem nachzukommen. Daß das Evangelische Schulblatt in diesem ersten Semester noch nicht alles gebracht hat, was dort überhaupt in Aussicht gestellt wurde, wird kein Verständiger monieren wollen; man kann eben nicht alles in einem Atem sagen. Was noch nicht zur Sprache gekommen ist, mag zu anderer Zeit an die Reihe gelangen: Allseitigkeit kann nur im Laufe der Zeit erzielt werden, wenn die verschiedenen Kräfte und Gaben, an denen es in unsern Provinzen nicht fehlt, in dem wünschenswerten Maße aus der Verborgenheit heraus und zu gemeinsamer Arbeit zusammengebracht sind. Dieses Wecken der Gaben, die zwar da sind, aber dermalen feiern, und ihr Zusammenbringen: das ist eben auch Ziel und Aufgabe unseres Blattes. Selbstredend darf aber das erst im Laufe der Zeit zu Erzielende nicht zum Maßstab des Anfanges gemacht werden.

Wir haben mit dem Material, das uns dargeboten war, in folgender Weise hauszuhalten gesucht. Erstlich trachteten wir dahin, möglichst Mannigfaltiges zu bieten, das nach den verschiedensten Seiten und Kreisen hin Anregung zu bringen geeignet schien. Beispielsweise sei uns gestattet, an den Aufsatz über das Studium altdeutscher Sprache und Litteratur zu erinnern. Es mag wohl sein, daß manche Leser denselben kaum einmal und wohl gar noch flüchtig gelesen haben. Wir sind auch weit entfernt, ihnen darüber einen Vorhalt zu machen. Aber davon sind wir auch fest überzeugt: wenn unter je 300 Lehrern (von den 1800 in Rheinland und Westfalen) vor der Hand auch nur einer durch diesen Aufsatz innerlich gefaßt und angetrieben worden, jenen Wissenszweig mit Eifer nach Kräften zu studieren, so würde dieser kleine Erfolg in seinem fortwirkenden Einfluß für den ganzen Stand mehr Bedeutung haben, ihn innerlich stärker und nach außen ansehnlicher machen, als manches andere, was die Köpfe, Herzen, Füße und Hände der Lehrer zuweilen in schweißtreibende Bewegung setzt, wie z. B. die Verleihung der Verdienstmedaille, wodurch laut Bericht bei sieben badischen Lehrern „dem Verdienst seine Krone geworden" ist, und über welche unerhörte gnadenreiche Maßnahme zur Hebung des Schulstandes der dortige „Schulbote" vor lauter Ver-

wunderung, Lob, Preis und Dank gar nicht zu sich selbst und zum Schweigen kommen kann.

Der andere leitende Gedanke bei unserem Redaktions-Haushalt war: neben dem, was der Hauptsache, d. i. zur Anregung und Belehrung im eigentlichen Schuldienst dienen kann, auch fortgehend solche Arbeiten zu bringen, die des Lesers pädagogischen Gesichtskreis zu erweitern, oder ein Verlangen nach solcher Erweiterung zu erwecken imstande sind. Daher die Mitteilungen über Erziehung, Unterricht und Schuleinrichtungen in andern Provinzen und Ländern, die das Schulblatt bereits gebracht hat, und anderes dieser und ähnlicher Art, das es, so Gott will, noch bringen wird. Wir unserenteils halten — um nur eins herauszuheben — eine Kenntnis der Schuleinrichtungen anderer Gegenden und deren Vergleichung mit den heimatlichen, wenn auch nicht für jeden Lehrer nötig, doch im allgemeinen sehr ersprießlich. Man denke daran, welche Bedeutung die Alten dem Reisen beilegten, und warum sie es thaten! Vermag eine Beschreibung die eigene Anschauung nie ganz zu ersetzen, so ist sie doch einiger Ersatz. So mancher Lehrer liest mit Interesse „geographische Charakterbilder“ aus Afrika, Australien ꝛc., während er vom Charakter der Schulverhältnisse in der benachbarten Provinz nichts weiß, oder gar gutmütig annimmt, dort sei es just wie „bei ihm zu Hause“. Der geneigte Leser lächle hier nicht über eine vermeintliche Übertreibung: wir reden wahre und vernünftige Worte aus dem wirklichen Leben. Haben wir doch hören müssen, daß ein Lehrer, der nicht in der letzten Reihe zu stehen meint und den auch wir nicht dahin rechnen wollen, ganz ernstlich die Frage stellte, ob denn, wie unser Vorwort andeutete, Rheinland und Westfalen wirklich eine Eigentümlichkeit hinsichtlich der Schulverhältnisse anzusprechen hätten?! Was würde der gute Mann erst zu fragen haben, wenn man ihm sagte, daß diese Differenzen innerhalb der Provinzen, z. B. zwischen dem Bergischen und Oberrheinischen, zwischen Ersterem und dem Ravensberg-Mindenschen ꝛc. schon auffallend und merkenswert wären? —

Wie in geographischer, so auch in historischer Hinsicht — in die Breite und die Länge — muß der strebsame Lehrer seinen pädagogischen Blick zu erweitern trachten; wenigstens darf er sich gegen solche Kenntnis nicht abschließen, sie nicht zurückweisen. Wie weit er es darin bringen mag: darüber gedenken wir nicht Richter zu sein. Wenn aber ein Lehrer eines nicht gerade einsam zu nennenden Dörfchens, der außer mit seinen Schulkindern in idyllischer Weise vielleicht nur mit seiner Lieblingsziege vertrauten Umgang pflegt, seine Mußezeit dazu benutzt, Vehse's (Skandal-) „Geschichte der deutschen Höfe“ zur Komplettierung seiner staats-

wissenschaftlichen Kenntnisse, oder, wie Übelwollende ausstreuen, zur Ernährung seines Griesgrams zu studieren, während eine „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts", eine „Geschichte der Pädagogik" und Ähnliches für ihn so gut wie gar nicht vorhanden ist, so darf man doch wohl urteilen, daß ein solcher wenigstens darin nicht thut, was er von Berufs und Rechts wegen thun sollte. Allerdings ist das ein sonderlicher Fall, aber aus dem Leben, und wie wir meinen, recht geeignet, deutlich zu machen, wovon hier die Rede ist. Andere machen's anders und weniger auffällig, aber darum noch nicht besser: sie lesen bändereiche „Welt-", Staaten-, Kriegs-, Kirchen- und Ketzergeschichten, und meinen dabei wunders, was sie thäten, während man Bücher, welche von den Thaten, Leiden und Errungenschaften eines Vittorino de Feltre, eines Trotzendorf, Ratich, Comenius, Flattich &c. erzählen, vergebens auf ihrem Tische sucht. Alle Lieblingsstudien, selbst Liebhabereien in Ehren: aber dem Notwendigen und Nützlichen muß doch stets vor dem Schönen und Angenehmen der Vortritt verbleiben. Daß es wieder andere giebt, die es noch schlimmer machen, daß es leider ihrer noch zu viele giebt, die nicht einmal eine nährende Lieblingslektüre haben, die schlechthin „verbauern", oder im Kampf mit allerhand unverschuldeten und verschuldeten widerwärtigen, drückenden Verhältnissen „versauern", oder nichtsthuerisch Zeit, Geld und Standesehre in anständigen „Gesellschaften" und unanständigen Wirtshäusern vergeuden, — das wissen wir wohl; von ihnen brauchen wir hier nicht zu reden, da eine Anregung zu dem Streben, das hier in Rede steht, nicht das ist, was dort zunächst not thut, abgesehen davon, daß unser Schulblatt schwerlich in solcher Hände kommt.

Wenn wir nun in der Ausstattung unseres Blattes auch das bestimmt ins Auge fassen, was zur Erweiterung des schulmännischen Gesichtskreises in geographischer, historischer &c. Hinsicht dienen kann, so wird doch durch die zu oberst gebotene Berücksichtigung der Hauptsache ein gewisses bescheidenes Maß darin nicht überschritten werden dürfen, und der beurteilende Leser stets sich daran erinnern müssen, daß *eine Zeitschrift*, wie auch eine Konferenz, *das Wünschenswerte leistet*, wenn sie die nötige Anregung, Aufmunterung und Anleitung zum Weiterstreben giebt.

Das sind unsere *Redaktionshaushaltungs-Grundsätze* gewesen. Danach wolle der Leser das Gelieferte prüfen. Wir hoffen nicht bloß, sondern sind vielmehr der guten Zuversicht, daß diejenigen, welche nach einer *vollwichtigen und vollgültigen* Wirksamkeit der Schule sich sehnen, und eine *sichere* Hebung des Schulstandes *von innen heraus* zu sehen begehren, unsern Grundsätzen im ganzen ihre Zu-

stimmung nicht versagen werden. Wollen diese dann auch noch nach Billigkeit des eingedenk sein, daß in allen menschlichen Bestrebungen die Leistungen in der Regel mit dem guten Willen nicht ganz Schritt zu halten pflegen, und darum einer dem andern immer einige Nachsicht disponibel halten muß: so wagen wir zu hoffen, wenn anders Gottes Segen bei uns bleibt, daß wir mit ihnen auch in Zukunft uns verständigen und immer besser verständigen werden.

2. Das „Evangelische Schulblatt" erscheint bisher für die nächstfolgende Zeit in 12 Lieferungen mit ca. 15 Bogen jährlich. Die Redaktion hat neulich ausgesprochen, daß sie bald dahin zu gelangen hoffe, den Preis des Blattes von 25 auf 20 Sgr. vermindern, oder die Zahl der Bogen auf etwa 24 für 1⅓ Thlr. vermehren zu können. Handelte es sich bloß um Verringerung des Preises, so ließe sich aus der Zahl der Abonnenten bald berechnen, was hier ratsam wäre. Ganz anders ist's aber mit Ansehung der Erweiterung der Zeitschrift; da kommen Fragen zur Erwägung, mit deren Beantwortung die Redaktion noch lange nicht fertig ist, auch für sich allein nicht fertig werden kann. Was für die Vergrößerung anzuführen ist, liegt zu nahe, als daß wir es hier ausführlich darzulegen brauchten. Von verschiedenen Seiten sind uns Wünsche in diesem Sinne zugegangen; doch hat es auch an gewichtigen Stimmen für Beibehaltung des bisherigen Modus resp. für möglichste Verminderung des Preises nicht gefehlt. Wir werden nachstehend unsere Gedanken offen darlegen, aber mit der dringenden Bitte an die Freunde des Blattes, diese Angelegenheit ernstlich in Erwägung ziehen und dann die Resultate ihrer Nachfrage und ihres Nachdenkens gelegentlich uns mitteilen zu wollen. Namentlich möchten wir auch den Herrn Schulpflegern diese Bitte dringend ans Herz legen.

Bei unserm Schulblatte muß zuerst und vor allem in äußerer Hinsicht darauf Bedacht genommen werden, daß auch die unbemittelteren Glieder unseres Standes, die ohnehin auf so viele Anregungs- und Bildungsmittel zu verzichten genötigt sind, dasselbe für ihre eigene Person halten können. Freilich könnte ein solcher, falls er nicht gar zu isoliert wohnt, mit mehreren Kollegen ein Exemplar gemeinsam benutzen. Doch scheint uns der Ausweg hier am wenigsten empfehlenswert. Gerade für diejenigen, welche den Fortbildungsmitteln, die andern reichlich zu Gebote stehen, entsagen müssen, ist es besonders wünschenswert, daß dieses — vielleicht ihr einziges — ihnen zu vollständiger, unbekümmerter Benutzung dargeboten werde, daß sie es eigentümlich besitzen, zu jeder Zeit irgend etwas nachschlagen und wieder lesen zu können. Man wolle nicht einwenden, daß die Zahl der Lehrer, die nicht einmal 20—25 Sgr. für

eine pädagogische Zeitschrift übrig haben, eine geringe sei; sie ist größer als mancher denken mag. Wir aber, die besser gestellt sind, müssen es als unsere bestimmte Pflicht erkennen, auch das letzte Glied des Standes nicht zu vergessen oder zu versäumen. Es will uns zwar bedünken, daß allerdings Mittel und Wege zu finden seien, auch den dürftigern Kollegen den eigentümlichen Besitz unseres heimatlichen Schulblattes zu ermöglichen, selbst wenn es noch um einige Groschen teurer wäre. Solange diese aber nicht aufgefunden und in ausreichendem Maße in Anwendung gebracht sind, sollten die besser gestellten Freunde des Blattes wie ein Mann von Herzen bereit sein, lieber auf einen persönlichen Wunsch zu verzichten, als den Unbemittelten die Benutzung eines für sie höchst wertvollen Gutes zu schmälern oder zu erschweren.

Unser zweiter Gedanke in betreff der Erweiterung des Blattes konzentriert sich in dem Wunsche: dasselbe möchte, bevor an ihm etwas geändert werde, erst noch mehr innerlich erstarken und nach außen hin noch vertraulicher in die Lehrerkreise sich hineinleben. Dazu ist aber erforderlich, daß es ihm gelinge, die verschiedenen Kräfte und Gaben, die in irgend einer Weise nach ihrem Maße dem Ganzen zu dienen vermögen, jetzt aber noch müßig sind, zu diesem Dienst willig zu machen, um so mit ihrer Hülfe die Bedürfnisse der verschiedensten Kreise zur Sprache bringen und ihnen entgegenkommen zu können. Dazu ist weiter erforderlich, daß die Leser noch mehr, als es bis jetzt geschehen, mit der Redaktion resp. den Mitarbeitern in Verbindung treten. (Über die Art und Weise, wie letzteres vielleicht geschehen kann, werden wir weiter unten (3.) einige Vorschläge uns erlauben.) Wem nun der Bestand und die Weiterentwicklung unseres Heimatsblattes am Herzen liegt, der wolle nach Kräften dazu beitragen, daß zunächst diesen Erfordernissen Genüge geschehe; denn erst dann dürfte die Erweiterung gewagt und von der Vermehrung des Gedruckten eine entsprechende Vermehrung des Segens erwartet werden.

Bei einer etwaigen Erweiterung ist endlich noch zu fragen: ob die Zahl der Nummern, oder die Bogenzahl, mit Beibehaltung der bisherigen Lieferungsfristen, vermehrt werden solle. Für die eine wie für die andere Weise lassen sich beachtenswerte Gründe anführen. Wir unserenteils müssen nach wohlbedachter Abwägung des Für und Wider dem letzten Modus den Vorzug geben. Die „Zeitschrift für Erziehung und Unterricht im Geiste der katholischen Kirche", herausgegeben von Lehrer Baegs in Goch (Regierungsbezirk Düsseldorf) erscheint alle zwei Monate in Heften à drei Bogen; sie steht im 6. Jahrgange. Der Zeitraum von zwei Monaten will uns doch zu groß vorkommen, monat-

liche Lieferungen scheinen uns geeigneter zu sein. Wenn wir aber den Inhalt dieses Blattes in formeller Hinsicht mit dem anderer Blätter, die alle 14 Tage oder gar wöchentlich erscheinen, und wohl über gleiche mitarbeitende Kräfte disponieren, in Vergleich bringen, so können wir nicht umhin, jenem den Vorzug zuzuerkennen. Der Grund ist wohl einfach darin zu suchen, daß die Redaktion einer Zeitschrift, die in größeren Intervallen ausgegeben wird, nicht so leicht in den Notstand gerät, sich mit untergeordnetem oder unpassendem Lesestoff behelfen zu müssen. — Wir sehen gern auf die Altvordern im Amt; darum ist es uns merkenswert, daß die ältern deutschen Schulblätter, z. B. „Der Schulrat an der Oder“ von Krüger und Harnisch, „Die Rheinische Monatsschrift“ von Rossel, „Der Volksschullehrer“ von Harnisch rc. sämtlich monatliche oder noch längere Fristen gewählt haben. Freilich brachten sie in jeder Lieferung mehr als zwei Bogen; sie thaten wohl und recht daran. Damals gab es noch wenige pädagogische Zeitschriften, sie konnten auf Mitarbeiter und Leser fast im ganzen deutschen Vaterlande rechnen, selbst unter den Lehrern an höhern Schulen. Die Verhältnisse liegen für uns anders. Fast jeder provinziell oder staatlich abgeschlossene Distrikt in den deutschen Landen ist jetzt mit einem eigenen Schulblatte versehen; ungerechnet die allgemeinen Pädagogischen Zeitschriften und die für höhere Schulen. Nur unser evangelisches Rheinland und Westfalen war zur Zeit vakant. Für diese Vakanz hat sich das „Evangelische Schulblatt“ gemeldet; auf höheren und größeren Dienst aspiriert es zunächst nicht. Was bei treuem Fleiß der Mitarbeiter unter Gottes Segen aus ihm werden kann, ist nicht Gegenstand unserer Spekulation, das befehlen wir Gott. Wenn wir jetzt allmonatlich ein oder — wenn's gehen will — zwei Bogen gesunde, anregende Lektüre liefern, so thun wir in unsern Verhältnissen ebenso recht und wohl, wie die Alten in den ihrigen. Einesteils werden monatliche Lieferungen von zwei Bogen einem großen Teil der Lehrer vollaus genügen, und andernteils dürfen wir so auch hoffen, hinsichtlich des Preises das richtige Maß zu treffen, ohne die einen zu sehr zu belasten und ohne den andern, welche weitere Bedürfnisse und für diese die nötigen Mittel haben, hinderlich in den Weg zu treten.

Außer dem Angeführten haben wir aber noch einen besondern, echt pädagogischen Grund für die Beibehaltung monatlicher Lieferungen. Wir sind geschworene Gegner des kursorischen Lesens, der Vielleserei. Nicht Vielerlei, sondern Viel, nicht oberflächlich, sondern gründlich — ist unser unabänderlicher Wahlspruch, den wir auch in unserm Redaktionsberuf nicht vergessen können. Wüßten wir es möglich zu machen, monatlich einen Bogen kerngesundes, praktisches, unantastbar musterhaftes Material zu be-

schaffen, und wären wir dabei versichert, daß eine zu dem Bestande des Blattes notdürftig genügende Zahl solcher Leser sich fände, die denselben Sinn und dieselbe Bedachtsamkeit zum Lesen und Verarbeiten des Gelesenen mitbrächten, welche die Verfasser beim Schreiben bewiesen: so würden wir mit aller Gemütsruhe die voluminösen Zeitschriften draußen ihren Weg ziehen lassen, und weder Freund noch Feind sollte uns bewegen, auch nur eine Zeile darüber hinaus zu Papier zu bringen. Wohl ist das mit „Wenn“ und „Aber“ und dazu etwas straff geredet; wohl wissen wir, daß bei einer Zeitschrift, und wäre es auch eine so ernste wie die pädagogische sein soll, Redaktion, Mitarbeiter und Leserschaft solche stramme Anforderungen gegenseitig nicht stellen dürfen; aber es dünkt uns doch wohlgethan zu sein, daß jeder Teil des höheren Zieles eingedenk bleibe, und sich selbst wie den andern daran erinnere. — Die Alten lieferten Monats- oder gar Vierteljahrshefte. Diese Weise ist heutzutage im allgemeinen nicht beliebt; als Zugabe läßt man sich „Vierteljahrsschriften“ und „Jahrbücher“ allenfalls gefallen. Vierzehntägig, wöchentlich, kurz: so oft wie möglich, würde bei den pädagogischen Zeitschriften, wie es bei den politischen bereits vorliegt, den meisten Anklang finden. Das ist ein Charakterzug der Zeit; aber — kein gesunder. Oder ist es wirklich Wißbegierde, was die Leute zu der Tages- und Pfennigslitteratur treibt? War es die Stumpfheit der Leser, die dort an Vierteljahrslieferungen sich genügen ließ? Wir sind nicht gewillt, die „gute, alte Zeit“ hierin schlechtweg zu loben, wollen gern in Rechnung bringen, was der Fortschritt in den Verkehrsmitteln ꝛc. hierbei wirkt; doch glauben wir der Wahrheit nicht zu fehlen, wenn wir behaupten: Während die Alten in ihrer Weise vorzugsweise der Wißbegierde der Leser dienen wollten, spekulieren die modernen Wochen- und Tagesschriften zugleich und mit gutem Erfolg auch auf die Neugier. Die Aufgabe und Bedeutung einer pädagogischen Zeitschrift ist in unsern Augen zu hoch, als daß wir sie daneben auch in den Dienst niedrigen Gelüstes stellen könnten. Zwei so verschiedenen Herren kann niemand treu und ehrlich dienen. — Noch eins. Je öfter eine Zeitschrift erscheint, desto mehr nimmt sie vom Charakter der Zeit, von ihrer Flüchtigkeit an; desto mehr veranlaßt sie den Leser unbewußt und unwillkürlich auch in seinem Lesen denselben flüchtigen, hinweggleitenden Charakter anzunehmen. Kaum ist ein Blatt durchlaufen und — bestenfalls — sein Inhalt in etwa bedacht, geprüft und überlegt, wie die erkannten Wahrheiten in That und Leben umzusetzen seien, so ist schon wieder ein neues da, das gelesen sein will und nun auch gelesen wird. So wird manche innere Gedankenentwicklung durchbrochen, abgeschnitten und der in der Geburt begriffene Entschluß, auf den doch am Ende alles an-

kommt, im Keim verkümmert und zerstört. Weiter auseinanderliegende Lieferungen einer Zeitschrift scheinen uns darum viel fruchtbarer, die monatlichen aber gerade passend zu sein. Im Verlauf eines Monats ist Raum genug, das zu Lesende mit Sorgfalt durchzugehen, das Wichtigere zwei und mehrmal zu lesen, mit Muße zu überdenken, in der Konferenz oder bei anderer Gelegenheit mit Kollegen zu besprechen und dann auch das als wahr und nutzbar Bewährte zur Einführung in That und Leben bereit zu machen. Was Mayer hinsichtlich der Sprachbildung so wahr als treffend sagt: „Man mache ein gut geschriebenes Buch zum völligen Eigentum eines Schülers, und er spricht gerade so gut, wie der Autor schreibt; — hat auch in Ansehung jeder andern Seelenkraft und deren Ausbildung seine volle Wahrheit. „Zu völligem Eigentum machen“, verdauen, assimilieren: das ist die Sache. Was von leiblicher wie von geistiger Speise nicht in Fleisch und Blut verwandelt, nicht zum völligen Eigentum gemacht wird, mag dem momentanen Begehr: dem Hunger, der Neugier, dem Zeitvertreib 2c. ein Genüge gethan haben; aber für die Zukunft, fürs Leben ist es bedeutungslos. Und das nicht bloß; eine gestörte Verdauung, leibliche und geistige, kann bei fortgesetzter undiätetischer Lebensweise perpetuierlich werden: das Ende aber ist die Schwindsucht. — Wer diese Wahrheit im Princip anerkennt, wird uns wohl verstehen, wenn wir dafür halten, daß auch bei einem bescheidenen Schulblatte von der Redaktion wie von den Lesern dagegen gefehlt werden kann; und wird es uns danken, wenn wir an unserm Teile diesem Fehler möglichst aus dem Wege zu gehen suchen.

Resultat: Sollte bei gebührender Berücksichtigung dessen, was eben in betreff der unbemittelten Standesgenossen und in Ansehung der Vorerfordernisse zu einem segenbringenden Heimischwerden des Blattes in den Schulhäusern der rheinisch-westfälischen Lande gesagt ist, eine Erweiterung desselben allgemein gewünscht werden, so würden wir vorschlagen, die Bogenzahl zu vermehren, die monatlichen Lieferungen dagegen beizubehalten, also jährlich 12 Nummern à 2 Bogen für 1 1/3 event. für 1 Thlr. zu geben.

3. Wir haben eben den Wunsch ausgesprochen, daß die Leser noch mehr als es bis jetzt geschehen, mit der Redaktion resp. den Mitarbeitern in lebendigen schriftlichen Verkehr treten möchten. Hier einige Vorschläge über die Art und Weise, wie eine solche Verbindung vielleicht zweckmäßig herzustellen ist.

a) In erster Linie müssen wir die Hauptartikel, die das Schulblatt bringt, als Gegenstand gegenseitiger Verhandlung in Vorschlag bringen.

Der Gang dieser Verhandlung läßt sich etwa so denken: Irgend ein Leser sieht sich in der Lage, den in einem gelesenen Aufsatze dargelegten Ansichten in Hauptpunkten nicht zustimmen oder ergänzende Zusätze dazu machen, oder endlich verstärkende Gründe dafür nachweisen zu können. Erscheint ihm eine Mitteilung seiner Gedanken an die Redaktion resp. den Verf. angemessen, so setzt er sich hin, bringt dieselben kurz und bündig zu Papier und teilt sie dann vorab einigen Freunden, die sich für denselben Gegenstand interessieren, oder allen Kollegen in der Lokal-Konferenz mit. Nach geschehenem Durchsprechen auf diesem Wege, wodurch sich vielleicht noch ein Dritter bewogen findet, seine Gedanken darüber niederzuschreiben, mag er noch einmal erwägen, ob weitere Schritte angemessen sind. Findet er's auch dann noch passend, so schicke er seine Arbeit (vielleicht mit einem Resümee über die Verhandlung mit den Kollegen) an die Redaktion oder, wenn der Verf. des bezüglichen Artikels im Schulblatt bekannt ist, direkt an diesen. Kommt es der ersteren zu Händen, so wird dieselbe zunächst erwägen, ob in dem Eingesandten etwas zur Veröffentlichung sich eignet; ist dies nicht der Fall, so sendet sie es dem betreffenden Mitarbeiter (Verfasser des Artikels im Schulblatt) zu. Dieser hat nun Gelegenheit — falls er es für gut, oder überhaupt unsern Vorschlag nicht zu belästigend findet — sei es im Schulblatte sei es in einem direkten Schreiben an den Einsender, noch einmal auf den besprochenen Gegenstand einzugehen. — Bei Zusendungen dieser Art an die Redaktion müssen wir aber ausdrücklich bitten, nicht allemal von vornherein darauf Anspruch zu machen, daß etwas daraus abgedruckt werde. Möglicherweise können ja von mehreren Seiten Zuschriften über dieselbe Angelegenheit einlaufen, und dadurch schon der Abdruck unmöglich werden. In solchen Fällen wolle man also ohne Rückhalt uns anheimgeben, zu entscheiden, was und wieviel daraus zum Druck, d. i. für die Öffentlichkeit geeignet ist. Die Schreiber haben dabei auch den Vorteil — worauf wir besonders aufmerksam machen — daß sie in guter Zuversicht auf unsere Diskretion ganz frei, unumwunden und vertraulich ihre Bedenken niederschreiben können, und also auch um so vertraulichere, unumwundene Gegenantwort erwarten dürfen. Die Einsender brauchten sogar dem betreffenden Mitarbeiter nicht einmal genannt zu werden, wenn die Vermittlung hin und her durch die Redaktion geschieht. — Wahrscheinlich werden bei dem einen und andern Leser die Portokosten ein schweres Bedenken erregen, da die Redaktion wie der einzelne Mitarbeiter nicht füglich damit belastet werden können. Durch gute Überlegung und freundliches Entgegenkommen der Beteiligten dürfte jedoch auch an diesem Stein des Anstoßes vorbeizukommen sein; fürs erste hat nämlich jeder

der drei Teile die Regel festzuhalten: für die Zusendung möglichst Gelegenheitswege zu suchen. Wer sucht, der findet. Zum andern muß der erste Einsender, wenn sein eigener Beutel nicht zureicht, versuchen, andere Kollegen oder die gesamte Konferenz dafür zu interessieren und zur Mittragung der Kosten willig zu machen. Drittens muß der Schreiber sich so fassen und solches Papier wählen, daß das einfache Briefporto, was höchstens 3 Sgr. beträgt, nicht übersteigen wird. Werden diese drei Winke wohl beachtet, so können die Kosten so gar groß nicht werden. Geschieht die Zusendung direkt an den Verfasser, so bleibt es bei dem einfachen Porto hin und zurück. Erfolgt sie zu Händen der Redaktion, so wird in der Regel dasselbe stattfinden, da zwischen dieser und den Mitarbeitern die Sendungen meistens durch Gelegenheit geschehen können.

Wenn in dieser Weise Redaktion, Mitarbeiter und diejenigen Leser, welche auf einen solchen schriftlichen Verkehr einzugehen bereit sind, in aufrichtigem Sinn, ohne welchen die Wahrheit nicht gefunden werden kann, sich entgegenkommen und die Hände reichen: dann kann ein gesegneter Erfolg nicht fehlen. Der geneigte Leser wolle aber bei der Prüfung unseres Vorschlages sich nicht zu sehr auf seine Einzelheiten einlassen: er fasse nur unsern Hauptgedanken: Herstellung eines Gedankenaustausches innerhalb der Leserschaft, zunächst zwischen dieser, der Redaktion und den Mitarbeitern. Die Nebendinge geben wir gern preis, wenn die Hauptsache nur zum Leben kommt. Langes Hin- und Herverhandeln über Einzelheiten schafft wenig Nutzen. Wer einen geeigneteren Modus weiß, teile ihn mit; aber besser noch: er beginne sofort mit der Ausführung in seiner Weise. Wir stehen nach Kräften zu Dienst.

b) Zweiter Vorschlag; in unsern Augen ist er wichtiger noch und zugleich praktischer, als der erste. — Jedem Schulmanne, der seine Arbeit als Lehrer und Erzieher mit Verstand und Besonnenheit thut, stoßen bei den Vorkommnissen des Tages zuweilen Gedanken auf, die er selbst nicht recht zu Ende denken kann, — Fragen, die er allein sich nicht befriedigend zu beantworten versteht, — Vorschläge und Pläne, die er andern gern zur Prüfung vorlegen möchte. Z. B.: Während des Unterrichts in der biblischen Geschichte gerät er an einen Begriff, einen Satz oder ein historisches Faktum, worüber er selbst nicht ganz im klaren ist oder sich den Schülern nicht zur Genüge verständlich zu machen weiß; — oder: während des geographischen Unterrichts wird ihm die Unzulänglichkeit oder Unzweckmäßigkeit der vorhandenen Hülfsmittel schmerzlich fühlbar, er weiß aber nicht, wo er mit den Geldmitteln, die dafür disponibel sind, ganz geeignete bekommen kann; — oder: mitten aus der lebendigen Praxis, sei es in der Schule, im eigenen oder Nachbarhause, drängt sich ihm ein besonderes

pädagogisches Problem auf, als: die Behandlung solcher Kinder, welche beim Alleinsein im Finstern von auffälliger Furcht befallen werden; — oder endlich: hinsichtlich seiner äußeren amtlichen Verhältnisse kommt er in eine Lage, wo er über sein Verhalten über einzuschlagende Wege nicht klar ist und nach gutem Rat sich umsehen muß. Wie derartige Fragen, Wünsche 2c., die recht aus der lebendigen drängenden Praxis herauswachsen, über die Maßen trefflich geeignet sind, zu einem gesegneten Verkehr zwischen der Redaktion, den Mitarbeitern und Lesern Veranlassung zu geben, so dürfte andrerseits eine Redaktion, die des rückhaltlosen Vertrauens ihrer Leser sich zu erfreuen gewürdigt ist, vermöge ihrer Verbindungen nach den verschiedensten Seiten hin, gerade die geeignete Stelle zur Rats- und Auskunfts-Vermittlung für solche Wünsche und Fragen sein.

Darum erlauben wir uns, alle Leser freundlich zu bitten, auf die Notierung und Sammlung derartiger, nicht erdachter, sondern erlebter Fragen 2c. Bedacht nehmen und dieselben sofort oder bei Gelegenheit uns einsenden zu wollen. Je nach Befinden würden wir dann einiges unter der Rubrik: „Thesen, Fragen 2c." sogleich dem Schulblatte übergeben; anderes dagegen direkt zur Beantwortung an solche Männer senden, die mutmaßlich darüber Auskunft zu geben imstande sind. Dringliche oder vertrauliche Fragen würden selbstverständlich auch demgemäß behandelt werden.

4. Unter den Beiträgen zum evangelischen Schulblatte, die uns im Laufe des vergangenen Semesters aus den Lehrerkreisen zugegangen sind, haben wir zu unserm großen Bedauern eine Art derselben fast ganz vermissen müssen: wir meinen kurze Berichte und Notizen aus dem Schulleben. Wie einfach und selbst einförmig das Schul- und Lehrerleben auch in einiger Hinsicht ist, so läßt sich doch viel und mancherlei darin erleben. Man wolle das Erlebte nur fixieren und sammeln. Da aber vielleicht mancher Leser so ohne weiteres noch nicht weiß, wie es mit den von uns gewünschten „Berichten und Notizen aus dem Schul- und Lehrerleben" gemeint ist, so wollen wir in der Kürze angeben, was wir darunter verstehen und nicht verstehen.

Wir meinen nicht: ausführliche, langstilige Beschreibungen von allerlei Festlichkeiten, als Jubiläen, Schulweihen 2c. Dürfen wir von uns selbst auf andere schließen, so müssen wir befürchten, daß die Aufzählung der dabei herkömmlichen Komplimente und Beräucherungen manchem Leser vielleicht das Gegenteil des Wohlbehagens errege. Zudem gleichen sich derartige Festivitäten und also auch ihre Berichte, wie ein Ei dem andern. — Man wird uns hoffentlich nicht so verstehen, als ob wir grundsätzlich Gegner aller Lehrerfeste seien. Festtage, im rechten Sinn und in der

rechten Weise verlebt, haben unstreitbar ihre gottgewollte Bedeutung — — aber für die landläufige Form derselben können wir uns nicht begeistern. Ist ein solcher Tag harmlos, fröhlich und gesegnet begangen, so lasse man es damit gut sein, und beschreie und besinge ihn nicht weiter. Wir wenigstens können derartige Berichte nicht willkommen heißen, es sei denn, daß besondere Umstände mit hineinspielen, deren Mitteilung unzweifelhaft andern Kollegen nützen oder sie erfreuen könne. Wem diese Ansicht zu streng dünkt, den müssen wir bitten, uns „ein wenig Eifer" zu gut zu halten, und die Versicherung gelten zu lassen, daß er nur der Ehre der Schule und unseres Standes gilt.

Was wir wünschen, sind erstlich Berichte über Schulverhältnisse und Schulzustände und dann Mitteilungen über die Schularbeit und von Erlebnissen in der Arbeit. Zur Veranschaulichung dessen, was uns vorschwebt, wollen wir einige Beispiele schon an dieser Stelle folgen lassen, bedauern aber, daß sie zum Teil nicht erfreulicher Art sind. Es standen uns aber keine andern zu Gebote.

A. Über Schulverhältnisse und Schulzustände.

Im Regierungsbezirk Düsseldorf kommt es manchmal vor, daß die Berufsurkunde dem neuerwählten Lehrer erst nach dem Eintritt in seine Stelle vorgelegt wird. Es ist begreiflich, daß daraus leicht allerhand haderhafte Unannehmlichkeiten entstehen können. Schreiber dieses hat auf seiner ersten Stelle, wo er freilich nur acht Monate war, gar keine schriftliche Vokation in den Händen gehabt; jedoch gottlob nicht in Veranlassung von Streitigkeiten.

In K. ist ein Lehrer schon drei Jahre im Amte, dessen Berufsurkunde noch immer nicht vollzogen ist. In dem dortigen Schulbezirk war nämlich ein sog. „Umgang" zur Einsammlung von Geldgeschenken in Gebrauch. Bei der Wahl des genannten Lehrers hatte der Schulvorstand versprochen, den „Umgang" wegfallen zu lassen und dafür ein entsprechendes Fixum anzusetzen. Auf dieses Versprechen hin hatte der Lehrer die Stelle angenommen. Als ihm aber endlich die schriftliche Vokation vorgelegt wurde, fand er zu seiner Überraschung den bez. „Umgang" wieder mit aufgeführt. Der Gemeinderat hatte nämlich die Auszahlung des beantragten Fixums abgelehnt. Der Lehrer weigerte sich zu unterschreiben; auch die höhere Behörde drang darauf, daß der „Umgang" abgeschafft werde. Die Angelegenheit steht jedoch heute noch auf dem alten Flecke, und der Lehrer wartet noch immer auf das versprochene Fixum.

Aus N. Bei der Berufung eines neuen Lehrers an eine vakante Stelle, wo bisher der Schulgeldsatz um einige Pfennige niedriger als an

den übrigen Schulen der Gemeinde gestanden hatte, wurde seitens des Schulvorstandes dem Lehrer das Versprechen gegeben, daß das Schulgeld in Zukunft dem der andern Schulen gleichgestellt werden sollte. Als die Vokation dem dortigen Gemeinderate zur Genehmigung vorgelegt wurde, bestritt derselbe die angesetzte Erhöhung und untersagte dem mittlerweile eingezogenen Lehrer die ohne Widerspruch der Eltern bereits begonnene Erhebung des höheren Schulgeldes. Der Schulvorstand, wahrscheinlich in der Meinung, daß jetzt nichts weiter zu thun sei, nahm vor diesem Hindernis sein Versprechen zurück, und der Lehrer muß sich bis heute mit dem Trost beruhigen, daß ihm wenigstens einmal etwas *versprochen* worden ist. Kurze Zeit nachher kam in derselben Gemeinde diese Frage bei einer andern vakanten Stelle noch einmal zur Sprache, erledigte sich aber auf dieselbe Weise. — Nach unserer Meinung — wer es besser weiß, wolle uns gütigst belehren — unterliegt die Vokation eines Lehrers da, wo Schulgeld besteht, der Genehmigung des Gemeinderates nur in denjenigen Punkten, welche die Gesamtgemeinde berühren, d. i. hinsichtlich der Beschaffung des Schulhauses, der Lehrerwohnung und des sog. Normalgehaltes. Das Schulgeld aber ist lediglich Sache des Schulbezirks resp. der Vertretung desselben. Nach unserm Dafürhalten hätte in den vorhingenannten Fällen der Schulvorstand sich an den Einspruch des Gemeinderates gar nicht kehren, sondern sein Versprechen aufrecht halten und bei der Königlichen Regierung auf Bestätigung desselben antragen sollen. Nach andern Vorgängen zu urteilen, würde diese ihre Genehmigung nicht versagt haben.

In derselben Gemeinde, wo, wie gesagt, glücklicherweise noch das Schulgeld üblich ist, wurde in einer Sitzung der Stadtverordneten beschlossen, daß in Zukunft allen Berufsurkunden der neuangestellten Lehrer der Passus einverleibt werden sollte: „Eine spätere Fixierung des Gehaltes, *nach* **freier** *Bemessung der Stadtverordneten*, bleibt vorbehalten.“ So viel uns bekannt, hat keiner der verschiedenen Schulvorstände der Gemeinde, denen es obliegt, die Rechte und Einkünfte der ihnen anvertrauten Schulen zu wahren, gegen solchen bedrohlichen Beschluß Einsprache gethan. Im Gegenteil, als bald darauf ein neuer Lehrer in die Gemeinde berufen wurde, nahm der betreffende Schulvorstand jenen Passus ohne weiteres in die Vokation auf, redete sogar dem Lehrer zu, sie in gutem Vertrauen zu unterschreiben. Leider haben wir nicht die Genugthuung, wenigstens von dem Lehrer das berichten zu können, was wir gern berichten möchten. Er hat in guten Treuen den Kopf in die Schlinge gesteckt und den Beruf unterschrieben. Was die Königliche Regierung zu diesem Handel gesagt hat, ist uns noch nicht bekannt. — Frage: *Wem*

sollte denn der Lehrer vertrauen? Über Zeit und Weise können in allen beteiligten Stellen: im Bürgermeisteramt, in der Gemeindeverordneten-Versammlung, im Schulvorstande — ganz andere Leute sitzen; was dann? — Würde ein neuerwählter Pfarrer eine ihm präsentierte Vokation, worin der Passus stände: „eine spätere Fixierung der Accidentien, nach freier Bemessung des Presbyterii, bleibt vorbehalten," — ohne weiteres bona fide unterschreiben? Oder würde ein Superintendent es sich beikommen lassen, eine solche Pfarrer-Vokation dem Konsistorium zur Bestätigung vorzulegen, oder gar den betreffenden Prediger zur Unterschrift zu bereden?

Aus Düren berichten die Zeitungen, daß dem ersten Lehrer der dortigen evangelischen Schule, Herrn B., bei der Feier seines 25jährigen Jubiläums ein Kapital von 2400 Thlrn. eingehändigt worden sei. Diese Summe wurde durch freiwillige Zeichnung von den früheren Schülern und Schülerinnen des Jubilars aufgebracht und demselben mit der zarten Bezeichnung: „als eine Beihülfe zur Erziehung seiner Kinder, und zugleich als ein geringes Äquivalent des geistigen Kapitals, für das sie dem geliebten Lehrer ihrer Jugendzeit noch heute zum größten Danke sich verpflichtet gefühlt hatten," übergeben. Schön und ehrend für Geber und Empfänger!

Aus Elberfeld. Der Antrag der städtischen Schul-Kommission, den Lehrer der Arrenberger Schule, Herrn B., wegen seiner Krankheit zu pensionieren, wurde von der Stadtverordnetenversammlung angenommen, und demselben eine jährliche Pension von 250 Thlrn. zuerkannt.

Aus Menden. Die hiesige kleine israelitische Gemeinde hat ihren Lehrer Dinkelspiel in Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste mit Beibehaltung seines vollen Gehalts (210 Thlr.) in den Ruhestand versetzt.

In Barmen wurde im Laufe dieses Jahres der Lehrer einer Landstelle, der wegen Altersschwäche sein Amt nicht mehr versehen konnte, mit 150 Thlr. Ruhegehalt verabschiedet. Eigenes Vermögen besitzt der Mann nicht, hat auch auf seiner knappen Stelle nichts ersparen können. — Einem Lehrer und ehemaligen Leiter der dortigen Realschule, der vor einigen Jahren nach 50jähriger Wirksamkeit aus dem Amte schied, wurde mit erfreulicher Municifenz eine jährliche Pension von 800 Thlrn., und kurz darauf einem andern Lehrer und Dirigenten derselben Anstalt, der wegen Kränklichkeit nach 25jährigem Wirken ausschied, ein Ruhegehalt von 450 Thlrn. zuerkannt.

Wer solche und ähnliche Berichte zu geben weiß, halte sich nicht zurück. Die erfreulichsten sind uns die liebsten; eine frohe Botschaft wird

überall willkommen geheißen. Es versteht sich von selbst, daß jeder Einsender für die Wahrheit seines Berichtes in allen Teilen muß eintreten können.

B. Berichte über Schularbeit

ist die andere Art der gewünschten Mitteilungen. Es sei uns gestattet, „Schularbeit" hier in dem weitesten Sinn zu fassen, so daß auch das Wirken des Lehrers außer der Schule, sein kollegialisches und häusliches Leben mit einbegriffen wird. Wenn solche Mitteilungen hier erst in zweiter Linie genannt sind, so sollen sie damit keineswegs nach ihrem Werte rangiert sein. Der Leser kennt unsere Meinung in dieser Hinsicht aus der zweiten Nummer unseres Blattes vom vorigen Jahr. Des Lehrers unantastbare Ehre und eine unversiegbare Quelle der beseligendsten Freuden liegen da, wohin ihn seine eigenste Arbeit weist. Darum werden amtsbrüderliche Mitteilungen aus diesem Gebiete, wenn sie rechter Art sind, stets am vernehmlichsten zum Herzen sprechen, am wirksamsten korrigierend und reformierend in das Denken und Streben eingreifen. Jene Berichte über Schulverhältnisse und Schulzustände reden vorwiegend von äußeren Dingen und Beziehungen, worin, wie die Welt einmal geht und steht, der Lehrer amtlich wenig zu sagen und noch weniger zu thun hat. „Beobachtungen und Erfahrungen aus der Schularbeit" schlagen dagegen einen ganz andern Ton an. Sie appellieren an des Lehrers eigene Lebens- und Thatkraft; sie können zu jeder Zeit mit Wucher verwertet werden.

Es ist uns sehr behältlich geblieben, daß der verehrte Herausgeber der „Schulchronik" seiner Zeit fort und fort die Bitte um Mitteilungen aus dem Schulleben in die Lehrerwelt ergehen ließ; aber leider fast ganz vergeblich bitten mußte. Wie reich die pädagogische Litteratur heißen mag, und wie sehr sie von Tag zu Tage anschwillt: „pädagogische Beobachtungen und Erfahrungen" sind selten und teure Ware. Seitdem uns der Blick in dieser Hinsicht geöffnet und geschärft worden, haben wir uns mit Fleiß nach Schriften, die auch nur dem Titel nach das Gesuchte versprechen, Umfrage gehalten, aber wenig Ausbeute gefunden. Wohl finden sich — wie allbekannt — in Biographien von Schulmännern, und in denen anderer Personen, wo der Jugendentwicklung besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist, viele vereinzelte und zerstreute Fruchtkörner dieser Art. Aber eine Sammlung solcher keimfähigen Samen, wie wir sie wünschen, ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Alle pädagogischen Sammelwerke, so auch das neueste von Ludwig, bieten nur allgemeine Betrachtungen und theoretisierende Räsonnements. Wir

lassen den Schriften dieser Art ihren Wert; aber sie geben das nicht, was uns not zu sein scheint. Wir suchen nicht pädagogische Worte, sondern Kräfte; anschauliche Darstellung von dem Wirken leibhaftiger Personen; wahrhaftige, nicht gemachte pädagogische Charakterbilder. Und daran ist, wie gesagt, unsere Litteratur im Vergleich zu ihrer sonstigen Fülle, fast arm.

Es ließe sich freilich dieser Mangel auch in gutem Sinne erklären. Erziehliches Wirken ist keine Fabrikarbeit. Gerade bei den einflußreichsten Erziehern — von dem Lehrer an, „dem kein Lehrer gleich,“ bis zu dem „in das Habit eines württembergischen Dorfpfarrers verkleideten neutestamentlichen Salomo“ (Jeremias Flattich) — wird die charakteristische Eigentümlichkeit ihres Wesens und Handelns sich am schwersten portraitieren lassen. Einmal, weil die resultatreichste, nachhaltigste erziehliche Einwirkung vorwiegend nicht ein Machen, ein „Werk“, sondern ein stiller, verborgener, wir möchten sagen: mystischer Einfluß von Person auf Person, eine „Zeugung“ ist, die auf allen Gebieten dem beobachtenden Auge sich entzieht; dann, weil von allen wahren Jüngern nach ihrem Maß gilt, was vom „Meister“ gesagt ist: „Und er bedrohete sie, daß sie ihn nicht kund machten; auf daß erfüllet würde, was gesagt ist durch den Propheten Jesaias, der da spricht: Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählet habe, und mein Liebster, an dem meine Seele Wohlgefallen hat; — er wird nicht zanken noch schreien, und man wird seine Stimme nicht hören auf den Gassen“ — und endlich, weil zur Auffassung und Darstellung dessen, was dennoch an einem Meister faß- und darstellbar ist, wiederum eine Meisterschaft in ihrer Art erfordert wird.

Weist uns diese Erklärung des bezeichneten Mangels in der pädagogischen Litteratur zunächst wieder auf den Rat unsers lieben heimgegangen Mitarbeiters, in dem Aufsatz über die Stille, als das erste Geheimnis einer guten Schule, hin: „Werde eine in sich vollendete Persönlichkeit!“ — so werden wir doch und eben darum nicht umhin können, nach „Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Lehrerleben“ immerfort Umfrage zu halten, und die vorliegenden, von denen an, welche die Jünger des vom Himmel gekommenen Meisters uns vermacht haben, bis zu denen des letzten treuen Lehrers in der verborgensten Landschule und denen der „Gertrud, die ihre Kinder lehrt“, immer genauer und lernbegieriger anzusehen. Gerade dieses Ansehen und Nachtrachten wird immer mehr dahin führen zu erkennen, daß die wahre pädagogische Weisheit und Kunst sich nicht so leichthin absehen und ablernen läßt; es wird dahin drängen, dem eigentlichen Geheimnis solcher Persönlichkeiten und ihres Wirkens immer mehr auf die Spur zu kommen. Ist dieses Mysterium erfaßt, so tritt

auch das Absehen und Ablernen in sein volles Recht; „denn wir wissen, daß das Gesetz gut ist, so jemand sein recht gebrauchet.“ Auch soll sich niemand abhalten lassen, die in seinem kleinen Kreise gemachten Beobachtungen zu sammeln und mitzuteilen. Das Leben bringt fortgehend neue Probleme, Fragen und Anfechtungen. Wie viel und wie wenig auch jemand darin versucht, erfahren und geleistet hat, so wird es doch wohl also sein, daß sich noch andere finden, die gerade in diesem Stücke im Beginn des Versuchens begriffen und also guten Rates bedürftig sind. Es gehe daher, wie geschrieben stehet: „So diene zu dieser Zeit euer Überfluß ihrem Mangel, auf daß auch ihr Überfluß hernach diene eurem Mangel, auf daß geschehe, das gleich ist.“ Man erwäge weiter, daß nach einem Naturgesetz der zehnjährige Knabe nicht nach dem achtzehnjährigen Jüngling, sondern nach dem vierzehnjährigen Knaben sich richtet; daß überhaupt auf jeder Stufe jeder zunächst und zumeist von dem ihm am nächsten stehenden Obern lernen kann und mag; dann wird man eingedenk bleiben, daß im vielgestaltigen Leben vielerlei verwendet werden kann, auch „Kleinigkeiten“ großen Nutzen schaffen können, und darum ein Schulblatt trachten soll, immer mehr dem rechten Schriftgelehrten und Hausvater ähnlich zu werden, „der da Neues und Altes aus dem guten Schatz seines Herzens hervorträgt“. Endlich sei auch daran erinnert, daß aus mißlungenen Versuchen, schmerzlichen Erfahrungen und nicht bestandenen Anfechtungen viel zu lernen ist. „Lehrt mich der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.“ —

Wir freuen uns, wenigstens eine Erstlings-Mitteilung aus dem Bereiche der Lehrererfahrung hier einreihen zu können. Möge sie bald Nachfolger finden! — Auch von unserer Umfrage in der Litteratur nach Erziehungserfahrungen kommen wir nicht mit ganz leeren Händen zurück. Von dieser Ausbeute folgen ebenfalls einige Proben.

„Die gesegnete Kur. — Welcher Lehrer hätte es nicht erfahren, daß körperliche Züchtigungen bei schwereren Vergehen der Schüler häufig unangenehme Auftritte mit deren Eltern zur Folge hatten? Wem wäre es nicht schon vorgekommen, daß der aufgeregte Vater oder die zürnende Mutter eines mit den heilsamsten Absichten bestraften Kindes eine Flut von Grobheiten und Beleidigungen über ihn ausgeschüttet hätte? In solchen Fällen ist es für den Lehrer, der sich bewußt ist, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben, oft schwer, ein Wohlverhalten zu beweisen, das segensreich für Eltern und Schüler sich erweise. Nachstehende Thatsache mag zeigen, daß es durch ruhiges und besonnenes Verhalten in solchen Not- und Probeständen unter Gottes Segen doch auch gelingen kann, zuweilen ein überaus günstiges Resultat herbeizuführen.

Einer meiner leichtsinnigsten und rohesten Schüler war der Sohn eines ebenfalls rohen und brutalen Schleifers. Alle Mittel, welche ich anwandte, diesen Knaben in Schranken zu halten, schienen fruchtlos zu sein. Da versuchte ich endlich das Äußerste, und was Bitten und Ermahnungen nicht vermochten, gelang mit der Rute. Aber was war die Folge? Als am folgenden Morgen kaum die Schule begonnen hatte, und ein Schüler anfing, die biblische Geschichte „vom verlorenen Sohne" zu erzählen, trat der Vater des bestraften Kindes in höchst aufgeregter Stimmung in die Schule mit den Worten: „Meister, wer hat Euch die Erlaubnis gegeben, meinen Sohn zu mißhandeln? Das will ich nicht haben. Untersteht Euch nicht, u. s. w." — Ruhig trat ich zu dem Manne, nahm ihn freundlich bei der Hand und sagte: „Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen, so setzen Sie sich einen Augenblick hier auf meinen Stuhl, sogleich wollen wir weiter darüber sprechen;" — und damit zog ich ihn sachte auf den angewiesenen Platz. Der Mann stutzte, ließ es sich jedoch gefallen, und war mit einem Male wie verstummt. Ich erzählte nun die Geschichte, worin wir durch den unerwarteten Gast unterbrochen worden waren, den Kindern ausführlich und entwickelte dann aus dem vorhandenen Stoffe den entsetzlichen Jammer, in den ein Kind sich stürzen könnte, wenn es den heilsamen Ermahnungen der Eltern und Lehrer nicht folgte; wie es deshalb die Pflicht der Eltern und Lehrer sei, die Kinder zum Gehorsam zu gewöhnen auch mit strenger Zucht u. s. w. Plötzlich richtete sich unser Gast, der sehr aufmerksam zugehört hatte, auf und sprach, mich unterbrechend: „Schlagt den Jungen tot! ich sage, schlagt ihn tot, sobald er wieder ungehorsam ist!" — „Nein, mein lieber Mann," erwiderte ich, „tot schlagen, — davor soll mich der liebe Gott bewahren. Ich will ihn aber, wenn es sein muß, strenge züchtigen, damit Ihr einst Freude an ihm erlebt." — „Vergebt mir, Herr Lehrer," sprach dann der Mann, „ich habe dem Bengel mehr geglaubt als Ihnen; ich sehe jetzt ein, daß Sie recht hatten." — Der Vater war geheilt, der Sohn von dem Tage an wie umgewandelt, und ich habe späterhin noch viele Freude an ihm erlebt. (F. H.)" —

Nun zur Litteratur. Wir beginnen mit dem Neuesten. Doch sei es gestattet, zuvor nach Gebühr das Erste und Älteste in Erinnerung zu bringen.

Wenn man, um „Gutes zu reden und alles zum besten zu kehren," annimmt, daß jeder christliche Lehrer seinen Christennamen nicht aus Heuchelei oder zum Spott, oder um des „Gewerbes" willen trage; wenn man ferner annimmt, daß es ehrliche Rede und nicht Phrase oder Heuchelwort ist, wenn ein solcher Jesum Christum als einen „Lehrer, dem

kein Lehrer gleich" ist, bekennt: — so sollte man wohl auch stillschweigend voraussetzen können, daß die Biographie, die Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Leben dieses unvergleichbaren, weltgeschichtlichen Pädagogen die erste und häufigste Lektüre eines christlichen Lehrers sei, daß keine Konferenz christlicher Schulmänner stattfinden könne, in der man sich nicht durch die gemeinsame Betrachtung und Besprechung über das Wirken dieses an Weisheit, Liebe und Eifer reichen „Meisters am Jordan" zu erbauen suchte. Trifft diese Voraussetzung zu? Wir müssen sagen: leider nein! Woher das, werte Amtsgenossen? Ist jene Annahme richtig, warum ist's denn diese Voraussetzung nicht? — Wir wollen es hier einstweilen mit dieser Frage, einer Frage an Herz und Gewissen, genug sein lassen. Möge sie vorläufig einen guten Ort finden und es uns gegeben werden, zu guter Stunde darauf zurückzukommen. —

Im Laufe dieses Jahres (1857) kam uns gelegentlich die Anzeige der vor kurzem erschienenen Schrift des Weimarischen Schulrats Dr. Lauckhardt: „Aus einem Lehrer-Tagebuche" in die Hände. Der Leser, welchem der Titel hier zuerst vor Augen kommt, wird vielleicht unwillkürlich bei sich selbst ausrufen: Da haben wir doch endlich einmal „Mitteilungen aus der Schularbeit!" — und wird sich sehnen, das Buch selbst an- und durchsehen zu können. Uns wenigstens erging es bei seinem Anblick so. Eiligst wurde das Buch bestellt, bis zu seiner Ankunft die Tage gezählt, und, als das sehnlichst erwartete endlich anlangte, mit Hast und Eifer zur Hand genommen, zuerst das Register und endlich die Schrift selbst durchlaufen. Aber, o weh! Statt der gesuchten Thatsachen, der Erlebnisse in der Schularbeit fanden wir theoretisierende Betrachtungen über dieselbe: wir hatten ein Nebelbild umarmt. Oder — um richtiger zu sagen und dem Buche kein Unrecht zu thun — es erging uns, wie jener guten Frau, die ihres lang abwesenden Mannes angesagte Heimkehr von Minute zu Minute erwartete und, als sie endlich die wohlbekannten Tritte auf der Treppe vernahm, dem Eintretenden mit allem Feuer der Sehnsucht und der Zärtlichkeit um den Hals fiel, aber durch des Geliebkoseten befremdliches Sträuben plötzlich zu ihrem Schrecken gewahrte, daß sie nicht den ersehnten, sondern einen wildfremden Mann in den Armen hielt. Will der geneigte Leser mit Hülfe seiner Phantasie sich auch noch vorstellen, daß die schmerzlich getäuschte Frau eine ziemliche Weile nötig hatte, bevor sie zu sich selbst und zu einem gebührlichen Empfang des Fremden kommen konnte, und daß dieser trotz der unerwarteten Liebkosungen auch dann noch nicht sofort das erwartete freundliche Willkommen fand, als er sich bereits als einen durch Briefwechsel bekannten und geliebten, doch persönlich unbekannten Freund des Hauses legitimiert

hatte; — so hat er damit ein ziemlich getreues Bild von dem Empfang, der Lauckhardts „Tagebuch“ bei dem Schreiber dieses zu teil wurde. Doch ist noch ein kleiner Unterschied anzumerken; ein „Aber“. Das „Tagebuch“ enthält nämlich viele treffliche praktische Gedanken und Ratschläge für die Schularbeit, über Erziehung, über den Sprach- und Leseunterricht, über Turnen, Schulvisitation und Realschulen ꝛc., wie sie nur aus der Feder eines im Schuldienst gestandenen Mannes hevorgehen können; in diesem Sinne wollen wir es hiermit empfehlend angesagt haben. — Aber: Wir vermissen leider! das offene, deutliche Bekenntnis und die gebührliche Hinweisung zu dem „Einen, der unser aller Meister ist, Christus,“ nebst alle dem, was mit diesem Grundmangel zusammenhängt. Darum haben wir den Ankömmling auch nach näherer Prüfung nicht als Herzensfreund empfangen können, können ihn also auch nicht als solchen bei den uns gleichgesinnten Lesern empfehlend einführen. — Um endlich auch eine kleine Überraschung, die uns bei diesem Tagebuche begegnet ist, nicht zu verschweigen, merken wir noch an, daß unter seinen 184 Seiten sich 60 Seiten geographisches Material (über Afrika und Palästina) befinden. (Preis 24 Sgr.) —

Besser erging es uns mit einer anderen neuen Schrift: „Erziehungsresultate. Geschichten, Charakteristiken und Bilder nach dem Leben. Ein Beitrag zur praktischen Erziehung für Eltern und andere Erzieher.“ (Hannover, Ehlermann, 1857, V und 286 S. Preis 1 Thlr.) Das ist doch endlich ein Beitrag zu dem sehnlich Gesuchten, dachten wir wieder beim Anblick des Titels; trifft doch schon dieser den Notnagel auf den Kopf. Und auch nach aufmerksamem, wiederholtem Durchlesen müssen wir sagen, daß der Titel nicht trügt: es ist wirklich ein Beitrag zur praktischen Erziehung, den wir freudig willkommen heißen, willkommen als das, was er ist und bietet, und willkommen als Vorläufer dessen, das nach ihm kommen soll, als Vorzeichen der Umkehr oder, wenn man's lieber anders nennt: des Fortschrittes von der Pädagogik der Redensarten und Theorien zu der Pädagogik der Thatsachen und der Kraft. — Der Gegenstand und das Buch ist zu wichtig, als daß wir hier im Vorbeigehen das Ausreichende darüber sagen könnten; wir werden besonders darauf zurückkommen. Um jedoch denjenigen, welche auf das Gesagte hin schon den Wunsch hegen sollten, diese Schrift näher kennen zu lernen, einigermaßen anzukündigen, was sie darin suchen und was sie nicht suchen dürfen, seien uns noch einige Worte gestattet. — In der Vorrede heißt es:

„Der Medizin ist durch eine lange Reihe von Beobachtungen und Erfahrungen gelungen, gegen eine ziemliche Anzahl krankhafter Zustände

specifische Heilmittel zu entdecken, welchen man allgemeine Anwendbarkeit zuschreiben kann. — — Die Erziehungskunst — — hat dieses Glück noch nicht gehabt; wird auch wohl für immer darauf verzichten müssen. Die Zustände der Seele sind ungleich mannigfaltiger als die des Körpers. — — Ihre richtige Behandlung setzt genauere Kenntnis der Individualität des Zöglings, wie der Umgebungen und Verhältnisse voraus, in welchen derselbe lebt und gelebt hat. — — Darin liegt die Ursache, daß es specifische Erziehungsmaßregeln, d. h. solche, welche ohne Rücksicht auf die Individualität des Zöglings und seiner Umgebungen stets dieselbe Wirkung hervorbringen, fast gar nicht giebt. Die wenigen wirklichen allgemeinen Regeln für die Erziehung lassen sich auf eine Oktavseite schreiben. Darum ist nichts gefährlicher, als ein bestimmtes Kind nach einem bestimmten Erziehungssystem zu erziehen, und hierin liegt eine der Ursachen, warum gerade die eigenen Kinder von Pädagogen und Lehrern so oft mißraten, daß es andern auffällt. In dieser Beziehung haben Erziehungslehren ungleich mehr Schaden angestiftet, als populäre medizinische Bücher, weil sie zur Anwendung von Lehren, Vorschriften und Regeln, die sich für allgemein ausgeben, ohne Berücksichtigung der Individualität verleiten. — — — Für diesen Zweck sind unstreitig Erziehungsgeschichten noch geeigneter. — Die hier dargebotenen Geschichten, Charakteristiken und Bilder, die der Erfahrung und dem wirklichen Leben entnommen sind, können in die Kategorie von Erziehungsgeschichten gesetzt werden, wenn auch nicht alle eine vollständige Geschichte der Erziehung eines bestimmten Individuums geben. Sie haben wenigstens alle einen durchaus psychologisch-erziehlichen Zweck, und wollen nicht aus dem Gesichtspunkte der Unterhaltung beurteilt sein. — — Im besonderen geht aber ihr Zweck dahin, in freierer Form, als der eines Lehrbuchs oder Systems, Anregung zu geben zum Nachdenken über erziehliche Gegenstände und zur Bildung des Erziehungsgeistes, welcher allein ein sicherer Führer bei der Erziehung eines bestimmten Kindes ist; und dadurch vielleicht beitragen, daß das Interesse an Erziehungsgegenständen und das Denken darüber in den Kreisen wieder mehr zugelassen wird, aus welchen es bisher fast verbannt war."

Zweck und Anlage des Buches werden aus diesen Vorworten dem Leser ziemlich klar werden. In den dargebotenen 15 kürzeren oder längeren Erziehungsgeschichten treten einige bekannte Personen auf: Karl Witte, Fr. Aug. Wolf, der (unglückliche) Sohn eines berühmten Mannes (Jean Pauls). Die übrigen Personen sind nicht genannt; damit hängt auch wohl zusammen, daß der Name des Verfassers verschwiegen ist. Das Buch

legitimiert seinen Autor als einen Mann, der zu einem solchen Werke alle erforderliche natürliche Begabung und Tüchtigkeit hat: ungemein feinen Beobachtungssinn, zarten pädagogischen Takt, Kenntnis der Menschen und der menschlichen Natur, und eine Gabe der Darstellung, wie sie nur einer gründlichen, vielseitigen Bildung eigen sein kann. Somit ist klar, daß ein Buch von solcher Herkunft auch geeignet sein muß, dem Leser zur Aneignung dieser Fähigkeiten, so weit sie überhaupt auf diesem Wege möglich ist, dankenswerte Dienste zu leisten. Wer das sucht, kann es hier finden.

Nur noch zwei Worte über das, was man hier nicht suchen darf: ein allgemeines, und ein besonderes für unsere Leser, die Lehrer der Volksschule.

Wir nannten vorhin das Buch einen „Vorläufer", und zwar in einem doppelten Sinne. Der eine liegt im Worte selbst, der andere in der historischen Bedeutung desselben, den der nachdenksame Leser auch wohl schon mitgefaßt hat; er steht Apg. 18, 25. Es mag wohl sein — wir wollen uns in unserm Urteil gern bescheiden — daß der Verfasser von dem wahrhaftigen realen Erziehungsgeist mehr weiß, als das Buch sagt; daß er mit Absicht in dieser Beziehung manches verschweigt und verhüllt. Doch halten wir in Ansehung der Schrift selbst unsere Bezeichnung vor der Hand aufrecht. Der Herr spricht auch: „Das Gesetz und die Propheten weissagen bis auf Johannes, und von da an wird das Evangelium vom Reiche Gottes gepredigt."

Für die Leser aus der Volksschule ist insbesondere zu sagen, daß die in dem Buche gezeichneten Bilder meist außer ihrem Lebens- und Gesichtskreise liegen. Die vorgeführten Personen gehören fast ohne Ausnahme den höheren gesellschaftlichen Ständen an; was in unterrichtlicher Beziehung vorkommt, ist aus der Arbeit der höheren und höchsten Schulen oder des vornehmen Privatunterrichts entnommen, nur da, wo der Schauplatz das Haus und seine nächste Umgebung ist, tritt er uns nahe, d. h. so nahe, als der Unterschied der Stände es zuläßt.

Wir meinen, zur Orientierung über diese „Erziehungsresultate" einstweilen genug gesagt zu haben. Einer Sorge aber müssen wir noch einen Ausdruck geben, im Hinblick auf die „falschen Brüder", welche aus der Pädagogik eine Börsenspekulation, ein „Gewerbe" machen. Wir befürchten gar sehr, daß, wenn der Blick des Publikums auf solche Erziehungsgeschichten gelenkt und sein Appetit danach geweckt ist, die pädagogischen Männlein der Jugendbibliotheken und die en gros-Fabrikanten der Volksschriften sich in dieses Heiligtum drängen und nach vollbrachter Verwüstung ihren Raub davontragen werden. Davor behüte uns, lieber Herr Gott!

Zum Schluß nennen wir dem Leser noch eine neue Schrift, wo er, wenn auch nicht specielle Schulerfahrungen, so doch ein liebliches Lehrerbild finden, und durch dessen Betrachtung er sich in mancher Feierabendstunde erquicken und zur mühsamen Werktagsarbeit stärken kann: einen lebendigen Kommentar zu des Apostels Wort: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!" — Der schlichte Schulmann und Kantor, der darin vorgeführt wird, ist schon längst dem Leibe nach aus seinem Schülerkreise geschieden, aber er redet noch, wiewohl er gestorben ist. Über wenigem ist er getreu gewesen, der Herr hat ihn vor unsern Augen jetzt schon über viel gesetzt: Sein Geist und seine Worte haben drei Jahrhunderte hindurch Tausende und aber Tausende von Schülern herbeigezogen und werden sie forthin herbeiziehen, die, „wenn seine Stunde zu räuchern kommt," mit seinen Worten Herzen und Hände zum Himmel erheben; am heiligen Christfest anstimmen: „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich 2c.," am großen Ostermorgen jubelnd ertönen lassen: „Erschienen ist der herrlich' Tag 2c." und, wenn Sterbensgedanken das Herz überfallen, die Hände zusammenschlagen in sein Valetgebet:

Wenn mein Stündlein vorhanden ist,
Und soll hinfahr'n mein Straße,
So g'leit du mich, Herr Jesu Christ,
Mit Hülf, mich nicht verlasse;
Mein' Seel' an meinem letzten End
Befehl ich, Herr in deine Händ',
Du wirst sie wohl bewahren!

Der Leser merkt schon, von wem das Büchlein redet. Es ist der „alte Kantor" von St. Joachimsthal, Nikolaus Hermann, der, „wenn sein Pfarrer und Herzensfreund Matthesius eine gute Predigt gethan, geschwind dagewesen und den Text mit den vornehmsten Lehren in Reime und Form gebracht hat."

Der Titel des Schriftchens lautet: „Nikolaus Hermann. Lebensbild eines evangelischen Lehrers aus der Reformationszeit von Ernst Pfeifer." (Berlin 1857, Wiegandt & Grieben. 88 S. Preis 7 1/2 Sgr.) — Nicht eine vollständige Biographie soll hier geboten sein, auch nicht eine streng historische. Statt eines ausführlichen, dürren Lebensabrisses, wird ein Stück wirkliches Leben aus zwei Epochen, unter der Überschrift: „Das Amt" und „Der Emeritus", anschaulich dargestellt, in der Weise ungefähr, wie Wildenhahn das Leben der evangelichen Kirchenväter: Luther, Joh. Arnd, Spener und Paul Gerhardt, beschrieben hat, doch mit engerem Anschluß an die Geschichte. — Dem Büchlein zu gut und denen, die es vielleicht selbst nicht kaufen

können, zu lieb, vor allem aber dem evangelischen „Schulvater“ aus St. Joachimsthal zu Ehren, müssen wir wohl ein paar Züge seines teuren Bildes unserm Schulblatt einzeichnen.

„Das Amt.“ In St. Joachimsthal bestand zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine Knabenschule, an der ein Rektor, ein Kantor und zwei Adjunkten fest angestellt und ausreichend besoldet waren. — An einem Spätsommerabend des Jahres 1526 saß der jugendliche Kantor Nikolaus Hermann in seiner Wohnung hinter der Bergkirche, still und nachdenklich in einer Schrift lesend. Es war Dr. Martin Luthers Aufruf an die Ratsherren deutscher Städte, daß sie sollten christliche Schulen aufrichten und halten, vom Jahre 1524. Die Worte dieses Mannes, der einmal wieder gewaltig redete, nicht wie die Schriftgelehrten jener und unserer Zeit, drangen tief in die Seele des jungen Schulmannes; sie beschäftigten ihn noch am späten Abend, weckten ihn am Morgen und geleiteten ihn zur Schule. Eben war er in den langen Gang des Schulhauses getreten, an dessen Seitenwand in lateinischer Sprache der Spruch stand: „Wer da lehret, regiert, dient, der lehre, regiere und diene also, als stünde Gott, dem er sich mit einem heiligen Eide verpfändet und verschworen hat, und dem er auch am jüngsten Tage von seinem ganzen Amte wird Rechenschaft geben müssen, gegenwärtig da und sähe ihm zu.“ Alle Tage, die er in seiner Klasse verlebt hatte, war er unter dieser Aufschrift hingegangen, oftmals hatte er diese Schriftzüge gelesen; als er sie aber jetzt wieder sah, erschien es ihm, als wäre sie erst an diesem Morgen dorthin verzeichnet worden. So wie heute hatte sich noch nie ihr ernster Sinn in seiner Seele aufgeschlossen. Eine solche Gewissenhaftigkeit kannte er noch nicht. An Eifer und Hingebung hatte er wohl keinem nachgestanden, und seine freundliche, leutselige Liebe hatte noch immer die Thür zu den Herzen seiner Schüler gefunden, aber wie Joseph vor seinen Brüdern, wie unter Gottes Augen — so, das sagte ihm eine innere Stimme, hatte er sein Amt noch nicht geführt. — Der Brief Luthers hatte ein Licht fallen lassen auf den Spruch in der Schule zu St. Joachimsthal, das nun in dem Gemüte Hermanns einen Wiederschein gab, der nimmer verlosch. Es war die Stunde seiner Konfirmation von oben, als eines evangelischen Lehrers, der die Liebe zu den Kindern adelt durch die Wahrheit, und sein bescheidenes Werk an ihnen krönt durch gewissenhafte Treue, als diene er nicht den Kleinen und Kleinsten, sondern dem allmächtigen Gott.

Mit einem freundlichen: Gott grüß Euch! gingen die Schüler, ihr Käpplein ziehend, an dem geliebten Lehrer vorüber in ihre Klasse, ohne zu

wissen, daß er, der unterrichten sollte, eben über sie und sich selbst die höchste Unterweisung empfangen hatte. Dennoch konnten sie es bald spüren, daß ihrem Lehrer eine Gabe zugefallen sei, die er bisher noch nicht gehabt hatte, und deren Eigentümlichkeit es ist, daß sie mit den Jahren nicht abnimmt, sondern wächst, und alle Tage größeren Segen giebt. Es war, als verdoppele sich seine Geduld gegen die Schwachen, seine Freundlichkeit gegen die Zaghaften, seine Milde gegen die in jugendlichem Leichtsinn Strauchelnden, sein Ernst gegen die Übermütigen. Seit er keinen mehr versäumte und das Kleinste pflegte, als sollte es das Größte werden, war es, als ob selbst die Noten, die er an die Wandtafel schrieb, besser in die Stimme fielen, als ehedem. Doch nicht aus den besseren Erfolgen seines Unterrichts, — als vielmehr aus dem Segen, der seiner Zucht und seinem ganzen Umgange mit den Knaben sichtbar nachfolgte, erkannte jung und alt, daß in dem guten Lehrer ein treuer Vater wirke.

Eins aber fehlte ihm noch, und er vermißte es mit Schmerzen in seinem Amte: ein Mann seines Sinnes und Berufes, mit welchem er Hand in Hand, Auge zu Auge und Herz zu Herzen sein konnte. Ist es doch nicht von ungefähr, daß unser Heiland je zwei und zwei seiner Jünger hinaus in das Land sandte. Es ist nicht leicht einem Lehrer, dessen Gewissen geschärft ist, das Joch der Schule in Geduld und Freudigkeit das ganze Jahr hindurch zu tragen. Der da weiß, was wir bedürfen, wollte ihm auch hierin aushelfen zu seiner Zeit, — Johannes Mathesius kam als Rektor nach St. Joachimsthal. Rektor und Kantor wurden Herzensfreunde und blieben es auch, als später der erstere ins Diakonat und aus diesem ins Pfarramt einrückte. Sie hielten fest an dem Wort eines alten Lehrers: „Die seien eins, lehren eins, bekennen eins, welche von Christi Namen einen Namen tragen.“ — Warum soll denn diese Mahnung aufhören, ihre Gültigkeit zu behalten, wenn der eine Namensträger auf der Kanzel, der andere auf dem Schulschemel lehrt? Warum machen wir bösen Unterschied unter dem Namen dessen, der seinen Jüngern die Füße gewaschen hat? Was hindert die, so eines lehren und eines bekennen, auch eins zu sein in ihren Häusern und Familien? Wer will die Schuld ertragen, Unfrieden aufkommen zu lassen zwischen Pfarr- und Schullehrerhäusern, von welchen doch das Band des Friedens um alle andern Häuser gewunden werden soll?

Die beiden Joachimsthaler Lehrer gönnten dem bösen Feinde die Freude über den Zwiespalt und die Entfremdung ihrer Familien nicht. Einer kam dem andern mit Ehrerbietung zuvor, und weil keiner dem andern etwas schuldig blieb, außer der Liebe, so schadete es nichts, daß

Hermann Kantor war, während Matthesius des größeren Ansehens genoß.

„Der Emeritus." Mühsam auf seinen Stab gestützt ging am St. Johannistage 1557 der Kantor Hermann dem Schulhause zu. Es mußte ein schwerer Gang sein, den der Greis that, denn er konnte die Grüßenden auf der Straße nicht wieder grüßen, noch zu den Fenstern der Nachbarn aufsehen, wie es sonst seine Gewohnheit gewesen war. — Er sollte Abschied nehmen von dem Schulamte, seine Hand abthun von dem Pfluge, an welchem sie fast vierzig Jahre gelegen hatte. O wie gern hätte er sie noch länger an dem seligen Werke liegen lassen! Aber die siebziger Jahre hatten Lasten und Beschwerden auf den sonst rüstigen Mann geworfen, die er mit dem ernstesten Willen nicht abschütteln konnte, Stimme und Hände waren unsicher geworden, und an seine Füße hatte sich ein Bleigewicht gehängt. Er konnte nicht mehr in dem Weinberge arbeiten; denn sein Herr rief ihn heraus mit deutlicher Stimme.

An der Thür des Schulhauses erwartete Matthesius den alten Freund. — „Der Herr segne deinen Eingang und Ausgang!" sprach er zu dem Eintretenden. — „Von nun an bis in Ewigkeit!" — antwortete Hermann gefaßten Herzens, indem er an den untersten Stufen der Thürtreppe die dargestreckte Hand des Freundes ergriff, um sich von ihm in den Betsaal führen zu lassen, wo Lehrer und Schüler ihrer harreten.

Was nun geschah, war ein Spiegelbild dessen, was Moses auf dem Berge Hor an Aaron that. „Und Moses zog Aaron seine Kleider aus." — Solch Entkleidetwerden thut weh. Still und in sich gekehrt saß der alte Kantor vor den Augen seiner Schüler. Da es zum Scheiden kam, spürte er, wie lieb ihm die Stätte sei, an welcher er nun sein Gezelt abbrechen sollte, wie unentbehrlich selbst die Mühen, die seiner hier gewartet hatten.

Matthesius las nun den 84. Psalm und sprach:

„Sehet da, liebe Kinder und ehrbare Lehrer, einen Menschen, der den Herrn Zebaoth für seine Stärke gehalten hat und ist ihm von Herzen nachgewandelt sein Leben lang. Unser Hermann da hat seine Altäre gefunden und in seinem Hause gewohnt hier unter euch und in ganz Joachimsthal. Darum gehet es ihm wohl, wiewohl er krank und alt ist, und er wird geschmückt mit viel Segen. Ich weiß, wie viele Siege er in den 25 Jahren, die ich neben ihm hergegangen bin, in dieser Stadt erhalten hat; doch nicht er, sondern unser Gott, den er drüben in der Kirche, hier in der Schule, daheim in seinem Hause und unter seinen Mitbürgern in Wort und Wandel also gelobet hat, daß auch unsere Feinde sehen müssen, der rechte Gott sei zu Zion. — Nun soll er ruhen von

seiner Arbeit, denn der Abend seines Lebens ist herbeigekommen. Aber wie geschrieben steht: „Und seine Werke folgen ihnen nach," so trifft's auch bei ihm ein, obschon er noch lebt. Fraget eure Väter und Mütter, sie werden sie euch zeigen. — Und was du mir gewesen bist," — so wandte er sich zu dem Freunde, der seine Augen nicht wollte aufheben — „will ich hier nicht rühmen. Der zu Abraham gesagt hat: „Ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn," wolle dies Wort auch an dir erfüllen hie zeitlich und dort ewiglich."

Der Alte sprach nur wenig zum Abschied, gewiß, daß der alte treue Gott ihn in seinem Alter und die Jugend auf ihrem Wege nicht verlassen werde. Er reichte ihnen allen beim Weggange die Hand und sprach zu dem ersten: „Ich habe nun keine größere Freude denn die, daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln." — Der Tag des Amtsabschieds war vorüber, Hermann auf die Einsamkeit seines Hauses angewiesen. Auf dem geräumigen Schulplatze, an welchem die Kantorei lag, tummelten sich die Knaben in fröhlichen Spielen, als ginge sie der Wandel der Zeit nichts an. Seine Stelle unter ihnen war einem jungen Manne aus fremdem Lande übergeben worden, der, weil er eben eine neue Erscheinung war, die Augen von dem alten Vorgänger auf sich zog. Seit der amtliche Verkehr mit der Gemeinde aufgehoben war, traten nur die alten Freunde zu ihm ein. Kurz, es war recht einsam um den alten Mann geworden. Zwar stand noch seine treue Gehülfin an seinem Lehnstuhl, und drei erwachsene Töchter liehen dem gebrechlichen Vater ihre Hände. Allein so wie es heute noch ist, so war's damals: Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen. Weil die Kantorstöchter kein groß Gut und Geld zur Mitgift erhalten konnten, blieben die Freiersleute aus. — Da mußte denn nun der gute Alte manch Seufzerlein von seiner Hanna hören, die er früher, als er den halben Tag auswärts war, nicht vernommen hatte. War früher schon das Maß des Einkommens nicht übergeflossen, als er die Stelle eines Lehrers und Kantors zugleich bekleidete, so wollte es nun, wo er es mit seinem Nachfolger teilen mußte, gar nicht zulangen. Seine Hanna wollte sich in die neue Lage nicht finden und meinte, es sei ihnen doch bitter Unrecht geschehen. In der That war Hermann bei seiner Emeritierung zu kurz abgefunden worden. Es ging ihm wie dort den Kindern Israels, als ein anderer Pharao in Ägypten aufgekommen war, der nichts wußte von Joseph. Im Rate der Stadt saßen manche Neulinge, die von der Arbeit und dem Verdienste des alten Mannes nichts wußten, und manche von denen, die meinen, wenig sei immer noch genug für einen alten Lehrer; und sie hatten um so weniger Bedenken über die kärgliche Abfindung Hermanns, als dieser in seiner kindlichen Einfalt und

Hermann Kantor war, während Mathesius … war. —
genoß. … welche

„Der Emeritus." Mühsam auf … gen zurück-
St. Johannistage 1557 der Kantor Herma… ihren wollte.
mußte ein schwerer Gang sein, den der … Seinigen Sor-
Grüßenden auf der Straße nicht wieder … mer. Sei doch
Nachbarn aufsehen, wie es sonst seine … Mathesius beim
sollte Abschied nehmen von dem Schula… Schild und sehr
Pfluge, an welchem sie fast vierzig … fle nicht, solange
hätte er sie noch länger an dem seli… Sie hat er denn der
siebziger Jahre hatten Lasten und
Mann geworfen, die er mit dem er… das vor ihm lag,
Stimme und Hände waren unsich…
sich ein Bleigewicht gehängt. Er
arbeiten; denn sein Herr rief ih… Weib,

An der Thür des S… Leib
Freund. — „Der Herr segn…
zu dem Eintretenden. — „ … frommer Mann
Hermann gefaßten Herzens … nehmen an,
treppe die dargestreckte H…
den Betsaal führen zu l… angefochtenen, leidenden Kantors-

Was nun geschah, … Florian von Grinsped, ein feiner
Berge Hor an Aaron … und Waisen, der Alten und Ge-
— Solch Entkleidetw… Des frommen Kantors Mangel war
alte Kantor vor den … geblieben. Der alte Dichter preist
spürte er, wie lieb
brechen sollte, wie
hatten.

… bei seinem Feu'r
… wär mir sonst teu'r;
… die Stund noch leb,
… die Ehre ich ihm geb. — —
… mir sich setzt,
… allein ergetzt
… dem alten Mann,
… gethan,
… genießen lan,
… han.
… hat
… Majestät.
… mein Wort.
… und dort!" — —

Mathesius …
„Sehet da, …
Herrn Zebaoth …
nachgewandelt …
funden und …
Joachimsthal. …
und er wird …
den 25 Jah…
halten hat; …
Kirche, hier …
bürgern in …
sehen müß… Mai 1561, als eben die Sonne um die Ecke
… war und ihre freundlichen Strahlen an die Fenster

...orfen hatte, ging der Schulvater von St. Joachims- ...rn Freude.

...ugen sie ihn hinüber auf den Gottesacker. Unter ... Linde haben sie ihn in die Grube gesenkt und seinen

... des alten Kantors ist längst geebnet. Seine Stätte ... mehr. Die Blüte des Evangeliums ist in St. Joachims- ...itze der Verfolgung längst abgefallen. Ihre Stätte kennet ...hr. Nur die Chronik der Stadt nennet dem jetzigen Ge- ...himsthals die Namen: Hermann und Matthesius. Wir aber ...edenk sein, was Hebr. 13, 7 geschrieben steht: „Gedenket ... Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; ... ihr Ende an und folget ihrem Glauben nach!"

Es war zu Anfang nicht unsere Meinung, hiermit das Semester- ...ßwort zu schließen. Wir haben noch manches zu vertraulicher Mit- ...ng auf dem Herzen. Es sei jedoch für andere Gelegenheit aufgespart. ...rum Punktum und: Gott befohlen!

Mitteilungen aus dem Redaktionshaushalt.

Schlußworte von 1859 und 1860.

In dem nächsten Jahrgange hoffen wir, regelmäßig monatlich 1½ Bogen und je nach Gelegenheit noch mehr liefern zu können; doch wird der Preis von 25 Sgr. einstweilen derselbe bleiben. Dies ist aber nur dann durchzuführen, wenn auch die Leser treu bleiben und es sich angelegen sein lassen, dem Blatte auch da Teilnahme zu erwecken, wo es bisher noch ein Fremdling geblieben ist. Solche Bemühung wird freilich hier und da bald am Ende und doch nicht am Ziele sein. Es giebt leider auch im Schulstande noch viele, welche bei sich selbst und im Verkehr mit andern immer nur mit äußerlichen und den äußerlichsten Dingen beschäftigt sind und durchaus nicht an irgend etwas Tieferes und Ernstes erinnert sein wollen. Wenn's hoch kommt, so haben sie vielleicht noch einige Freude daran, von sog. welthistorischen Personen und pädagogischen Meistern zu hören und zu reden, aber nicht von der einen weltgeschichtlichen Person und dem einen pädagogischen Meister, welcher der anspruchsloseste und anspruchsvollste von allen gewesen, — so anspruchslos, daß er sich ohne Widerrede unter die Erde scharren ließ, und so anspruchsvoll, daß er aller Welt ins Angesicht sagte: Ihr werdet mich doch nicht los,

Bescheidenheit auch mit dem geringen Ruhstandsgehalt zufrieden war. — Bald spürte Hanna, die gern ihrem siechen Nikolaus wer weiß welche Labsal bereitet hätte, daß sie in Küche und Keller mit allen Maßen zurückgehe, wenn sie mit gewohnter Ehre ihren Hausstand weiterführen wollte. Aber die gebeugten Schultern Hermanns konnten auch der Seinigen Sorgen noch tragen. „Woher? liebe Hanna -- fragst du immer. Sei doch stille und harre! Habe ich dir nicht gesagt, was mein Matthesius beim Abschied drüben zu mir sprach von einem, der unser Schild und sehr großer Lohn sein will? — O Hanna, glaub's und zweifle nicht, solange du noch Sperlinge über unser Dach fliegen siehst. Wie hat er denn der Witwe zu Zarpath gethan?"

Dabei griff Hermann nach einem Blatt Papier, das vor ihm lag, und fuhr lesend fort:

„Drum sei getrost, mein liebes Weib,
Ich sterb heut oder morgen,
Dein' arme Kindlein und dein'n Leib
Wird Christus wohl versorgen,
Und wird sich noch ein frommer Mann
Dein und der Kinder nehmen an,
Wie Elisa der Witwen."

Wirklich kam auch ein Elisa zu den angefochtenen, leidenden Kantorsleuten. Das war der kaiserliche Rat Florian von Grinsped, ein feiner ritterlicher Mann, ein Helfer der Witwen und Waisen, der Alten und Gebrechlichen in Stadt und Land. — Des frommen Kantors Mangel war diesem Herrn Florian nicht verborgen geblieben. Der alte Dichter preist seinen Patron, wenn er singt:

„Jetzt wärm ich mich bei seinem Feu'r
Singen und Dichten wär mir sonst teu'r;
Ja, daß ich jetzt die Stund noch leb,
Nach Gott die Ehre ich ihm geb. — —
Da jedermann von mir sich setzt,
Mein's Leids er mich allein ergetzt
Und sprach: ich will dem alten Mann,
Der bei der Jugend Fleiß gethan,
Sein' treuen Dienst genießen lan,
Daß er mög Unterhaltung han.
Drauf er für mich gebeten hat
Die kaiserliche Majestat.
Und treulich geredet mein Wort.
Herr Christe, zahl's ihm hie und dort!" — —

Am Morgen des 3. Mai 1561, als eben die Sonne um die Ecke des Kirchturms gezogen war und ihre freundlichen Strahlen an die Fenster

der Kantorwohnung geworfen hatte, ging der Schulvater von St. Joachimsthal ein zu seines Herrn Freude.

Am 6. Mai trugen sie ihn hinüber auf den Gottesacker. Unter dem Schatten einer Linde haben sie ihn in die Grube gesenkt und seinen Hügel geschmückt.

Das Grab des alten Kantors ist längst geebnet. Seine Stätte kennet ihn nicht mehr. Die Blüte des Evangeliums ist in St. Joachimsthal in der Hitze der Verfolgung längst abgefallen. Ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Nur die Chronik der Stadt nennet dem jetzigen Geschlechte Joachimsthals die Namen: Hermann und Matthesius. Wir aber wollen eingedenk sein, was Hebr. 13, 7 geschrieben steht: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; schauet ihr Ende an und folget ihrem Glauben nach!"

Es war zu Anfang nicht unsere Meinung, hiermit das Semester-Schlußwort zu schließen. Wir haben noch manches zu vertraulicher Mitteilung auf dem Herzen. Es sei jedoch für andere Gelegenheit aufgespart. Darum Punktum und: Gott befohlen!

Mitteilungen aus dem Redaktionshaushalt.

Schlußworte von 1859 und 1860.

In dem nächsten Jahrgange hoffen wir, regelmäßig monatlich $1^1/_2$ Bogen und je nach Gelegenheit noch mehr liefern zu können; doch wird der Preis von 25 Sgr. einstweilen derselbe bleiben. Dies ist aber nur dann durchzuführen, wenn auch die Leser treu bleiben und es sich angelegen sein lassen, dem Blatte auch da Teilnahme zu erwecken, wo es bisher noch ein Fremdling geblieben ist. Solche Bemühung wird freilich hier und da bald am Ende und doch nicht am Ziele sein. Es giebt leider auch im Schulstande noch viele, welche bei sich selbst und im Verkehr mit andern immer nur mit äußerlichen und den äußerlichsten Dingen beschäftigt sind und durchaus nicht an irgend etwas Tieferes und Ernstes erinnert sein wollen. Wenn's hoch kommt, so haben sie vielleicht noch einige Freude daran, von sog. welthistorischen Personen und pädagogischen Meistern zu hören und zu reden, aber nicht von der einen weltgeschichtlichen Person und dem einen pädagogischen Meister, welcher der anspruchsloseste und anspruchsvollste von allen gewesen, — so anspruchslos, daß er sich ohne Widerrede unter die Erde scharren ließ, und so anspruchsvoll, daß er aller Welt ins Angesicht sagte: Ihr werdet mich doch nicht los,

ich komme wieder! — Unter solchen Schulleuten, solange sie bleiben, was sie sind, wird das Evang. Schulblatt niemals heimisch werden. Sie wollen über den Pflichten, welche der Hinblick auf das ewige Ziel des eigenen und des Schullebens unerbittlich fordert, nun einmal schlafen und schnarchen, und wollen darin nicht gestört sein, am wenigsten von einem Dinge, das jährlich volle 25 Sgr. kosten soll. Wohl möchte das Evang. Schulblatt auch gern bei ihnen einkehren, und alle Monate ein herzliches: „Gott zum Gruß!" auf dem innern und dornenreichen Schulwege ihnen zurufen; aber wie soll es denn Eingang finden, wenn die Thür verschlossen ist und es gar vorkommt, daß bestellte Wächter der Schule ihm den Eingang erschweren? — — Außerhalb dieser verschlossenen Schulkreise giebt es ohne Zweifel noch sehr viele Lehrer, welche bloß darum unserer Zeitschrift fern geblieben sind, weil niemand sie ihnen nahe gebracht oder nicht in rechter Weise nahe gebracht hat. Möchten auch diese bewogen werden, mit Hand anzulegen. Wir sagen: *mit Hand anzulegen*; denn es ist eine irrige und höchst schädliche Meinung, die dafür hält, ein *Schulblatt* d. i. ein *rechtes*, sei ein Ding, welches gewisse Leute, die Lust am Schreiben haben, herstellen, und welches dann andere Leute für ihr Geld benutzen. Es sollte uns leid thun, wenn im Kreise der bisherigen Leser diese Ansicht Raum genommen hätte.

Ein *Schulblatt* d. h. ein solches, das auf *Charakter* Anspruch macht, ist ein *sittliches Institut*; zuerst gleichsam eine *große deutsche Lehrerversammlung*, die, wie bei uns, allmonatlich zusammentritt, um zum Frommen der Schule zu verhandeln. In der unserigen befinden sich außer Schulmännern und Schulfreunden aus Rheinland-Westfalen Lehrer von Reval in Rußland bis nach Amsterdam, von Lübeck bis Basel, von Aurich bis Landskron in Böhmen; aus jeder preußischen Provinz und aus jedem der andern deutschen Länder stellt sich eine kleinere oder größere Zahl von Kollegen ein. Die Mitglieder sehen sich zwar nicht von Angesicht zu Angesicht, aber es kann doch von Herzen zu Herzen geredet werden; auch fassen sie keine Majoritäts-Beschlüsse, aber zu heilsamen Entschlüssen ist Veranlassung genug vorhanden. Hier, wie bei allen größeren Zusammenkünften, können freilich nicht alle reden, es hat eben nicht jeder die Gabe und den Mut vor einem großen Publikum aufzutreten; und doch kann in *dieser* deutschen Lehrerversammlung auch noch mancher in der engen Redaktionsstube zu Wort kommen, der in einem großen Saale sich nicht dazu melden würde. Wer nicht zu begreifen vermag, daß ein solches Institut, wenn es auch nicht so viel Lärm macht, als eine wirkliche große Versammlung, von nicht geringer Bedeutung für die Schule ist, der muß noch niemals zehn Minuten lang darüber nachgedacht

haben, oder überhaupt nicht denken können. Wo es aber nach seiner bedeutenden moralischen Macht begriffen wird, da begreift man auch, daß der einzelne — heiße er Leser, Redakteur, oder Mitarbeiter, Zuhörer, Präses oder Redner — für sich nichts mehr als eine einzelne Person ist, und das Ganze erst durch vereinte Kraft der Einzelnen zu stande kommt. Wer dessen Segen nur daran messen und daran denken will, was er selbst für sein besonderes Bedürfnis und Gelieben an handgreiflichem Nutzen herausziehen kann, der ist eben beschränkt und ein Egoist dazu. Er bringt dem Ganzen auch kein Heil, weil er nicht an das Ganze denkt. Nur diejenigen Leser (Mitglieder) helfen das Institut tragen, die auch eine Verpflichtung dazu innerlich fühlen und mit Freudigkeit erfüllen. Auf die Zahl kommt es überhaupt nicht an; wenn diese ausreicht, um die Anstalt aufrecht zu erhalten, so ist sie groß genug. Ein einzelner Leser, der im rechten Sinne das Blatt für sich hält, gilt mehr als ein großer Leserkreis, in dem ein einziges Exemplar zum eiligen Lesen die Runde macht.

Möchte das Evang. Schulblatt auf solchen Sinn, der nicht nur für sich nützen, sondern es auch mit stützen helfen will, immer mehr rechnen können. Wir sprechen das um so unbefangener aus, als wir uns selbst bloß als zeitweiligen Präses dieser Lehrerversammlung ansehen, welchen Posten wir nur um der Erhaltung des Instituts willen behalten, aber mit Sehnsucht auf den Tag warten, wo die Männer, welche es haben gründen helfen, einen andern für diese verantwortungsvolle Stelle finden werden, und wir in die Reihe der Leser zurücktreten können. Wir meinen auch, in der Eigenschaft als getreuer und fleißiger Mitarbeiter besser dienen zu können, als jetzt, wo oft das Blatt dafür büßen muß, was die ungefällige Eigenart seines Redakteurs verschuldet hat.

In betreff der in Nummer 11 d. Bl. von einem Schulfreunde angeregten Angelegenheit, nämlich eine Veranstaltung zu treffen, um hart bedrängten Kollegen da und dort mit einer kleinen Unterstützung beispringen zu können, sei noch bemerkt, daß wir die Sache im Auge behalten haben; die Leser hoffentlich auch! Abgesehen von etwaiger Beihülfe von seiten bemittelter Schulfreunde, glauben wir ein Mittel gefunden zu haben, um auch auf einem andern Wege eine nicht zu verachtende Hülfsquelle flüssig zu machen. Der Gedanke ist derart, daß seine Ausführung ohne Zweifel vielen Lesern Freude machen würde, wenn auch der bezeichnete gute Zweck nicht damit verbunden wäre. Wir hoffen, bald Genaueres mitteilen zu können.

Gott zum Gruß!

Mit dem Jahre 1861 wird das „Evangelische Schulblatt", so Gott will, seinen fünften Jahreslauf antreten. Wir können aber den laufenden Jahrgang nicht zu Ende gehen lassen, ohne nach früherem Gebrauch den Lesern einige Mitteilungen aus dem Redaktionshaushalte zu machen.

Zu unserer Freude sind wir auch in diesem nun bald verflossenen Jahre reichlich mit Beiträgen unterstützt worden, so reichlich, daß mancher Aufsatz gar lange auf Abdruck hat warten müssen, oder auch, weil er mit gleichartigen von andern Seiten zusammengetroffen, noch immer warten muß. Um nun noch etwas mehr Raum zu gewinnen, und um auch in dem Äußern des Blattes auf den Punkt zu kommen, den die Redaktion von Anfang an im Auge hatte, müssen wir den Lesern ein kleines Opfer zumuten. Der Preis des Schulblattes wird in Zukunft einen Thaler betragen, und für die Preiserhöhung die jährliche Bogenzahl entsprechend vermehrt werden.

In betreff der Beiträge sei noch bemerkt, daß außer den oft gewünschten kurzen Erfahrungen aus dem „Schul- und Lehrerleben", namentlich auch kleine Nachrichten über neue Schuleinrichtungen, Schulzustände, Schulverordnungen u. s. w. sehr willkommen sind. Unter den Abhandlungen legen wir auf diejenigen ein besonderes Gewicht, welche eine ganz specielle Frage aus der Schularbeit, aus der Schuleinrichtung und der Schulordnung u. s. w. kurz und bündig besprechen. So hat die Frage des Schulpflegers aus dem Regierungsbezirk Koblenz über die Schulentlassungszeugnisse, wie sie im Trierschen angeordnet sind (vgl. Nr. 8 d. J.), leider noch keine Antwort gefunden. Könnten die Leser im Regierungsbezirk Trier nicht wenigstens einige Erfahrungen mitteilen?

Im Laufe des Jahres ist die Zahl der Leser in Rheinland und Westfalen im ganzen die frühere geblieben und wird auch in Zukunft, solange nicht ein lebendigerer Odem in die Kirchen und Schulen gewisser Distrikte einkehrt, dieselbe bleiben. In den andern deutschen Gegenden dagegen, von Pommern bis Zürich, hat sich die Zahl der Leser und Mitarbeiter gemehrt. Wie einige Freunde aus der Ferne uns wiederholt mitgeteilt haben, dürfte das Blatt dort noch mehr Eingang finden, wenn nicht der Zusatz auf dem Titel: „für Rheinland und Westfalen" die Meinung verbreitet hätte, das Evangelische Schulblatt sollte nur ein Lokalblatt sein, d. h. vorzugsweise solche Fragen besprechen und solche Mitteilungen und Anzeigen zc. bringen, welche nur für den engern Leserkreis von Interesse wären. Die Leser wissen freilich, daß die Redaktion sich stets bestrebt hat, vorzugsweise solche Artikel zu liefern, die auch in weiteren Kreisen mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden können. Wir gehören auch nicht zu den Verehrern der „Kirchspiels-Pädagogik", die da

meint, daß die pädagogische Einsicht jenseits des Horizontes ihres Kirchturms ein Ende habe, sondern halten vielmehr dafür, daß die westdeutschen, nord- und süd- und mitteldeutschen Lehrer gegenseitig von einander lernen können und — müssen. Indem wir auf dem betretenen Wege fortzufahren gedenken, steht uns also nichts im Wege, den Kollegen außer Rheinland und Westfalen mit einer kleinen Gefälligkeit entgegenzukommen und den hinderlichen Zusatz auf dem Titel fallen zu lassen. Die Freunde des „Evangelischen Schulblattes“ werden auch ohne ausdrückliche Versicherung glauben, daß durch diese kleine Veränderung an der Kopfbedeckung Kopf und Herz selbst unberührt bleiben werden. Thut sie dagegen die beabsichtigte Wirkung, so kommt der erzielte Vorteil allen Lesern zu gut.

Das „Evangelische Schulblatt“ ist mitunter auch direkt oder indirekt nach seinem „Kirchenzeugnis“ gefragt worden. Leider können wir das in der sonst üblichen Form nicht beibringen, weil uns keine Instanz bekannt ist, die dafür angesehen wäre, daß sie rechtskräftig mit der christlichen Beurteilung der Schulblätter sich zu befassen habe. Von sich selber zu zeugen ist aber nicht anständig, und das Urteil der Freunde d. h. derjenigen Leser, welche sich mit dem Blatte befreundet haben, möchte nicht unparteiisch genug erscheinen.

So bleibt uns also nichts anderes übrig, als uns auf das Urteil derer zu berufen, welche das „Evangelische Schulblatt“ nicht leiden können. Vorlegen können wir natürlich dies Zeugnis auch nicht. Wem es darum zu thun ist, es zu bekommen, braucht sich nicht viele Mühe zu geben. Er gehe nur in die ihm bekannten Distrikte und Gemeinden Rheinlands und Westfalens hinein, wo die Kirchenwege immer öder und die Wege zu den Wirtshäusern immer belebter werden, und frage bei Lehrern und Pfarrern nach, ob das „Evangelische Schulblatt“ dort Eingang und Anklang gefunden habe. Das Urteil, was er da vernehmen wird, soll des Schulblattes „Kirchenzeugnis“ sein. Solange diejenigen Kirchen- und Schulleute, welche es für eine Beleidigung halten würden, wenn man sie auch nur von ferne zu den „Pietisten“ rechnen wollte, ihm die Ehre anthun, es zu theologisch, zu kirchlich, zu einseitig zu nennen, und in der Regel seinem Anblicke, ja seinem Geruche möglichst auszuweichen: so lange glauben wir auf dem richtigen Wege zu sein. Für noch bedeutsamer fast gilt uns das Urteil derer, welche weder kalt noch warm sind und in der „Lauheit“ ihre Ehre suchen. Sollte es jemals sich zutragen, daß diese in Masse dem Blatte zufielen und ihm Beifall spendeten, so würde die Redaktion darin die bestimmteste Aufforderung erkennen müssen, sich ernstlich zu besinnen und wie jener griechische Redner bei ähnlicher Veranlassung die

Freunde zu fragen: „Was habe ich denn eigentlich Dummes gesagt?“ — Bisher ist uns aber noch keine Veranlassung gegeben worden, ein Lob von dieser Seite her ablehnen zu müssen.

Doch wollen wir hier einen ausdrücklichen Vorbehalt machen. Es giebt unter mannigfacher Form und Gestalt viele natürlich ehrliche, nach Wahrheit suchende Gemüter, die vielleicht nur darum die „eine köstliche Perle“ nicht finden können, weil die menschliche Thorheit in ihrer Umgebung sie in allerlei Emballage verpackt hat; — oder die unter der Verpackung wohl einen Schatz ahnen, aber dadurch wieder irre werden, daß man ihnen zumutet, auch die menschliche Emballage als göttliche Ware zu schätzen. Vor Menschen sind sie freilich nicht immer offenbar; Gottes Auge aber, das Herzen und Nieren prüft, kennt sie. Wenn einige oder viele von diesen das „Evangelische Schulblatt“ lesen oder gar gern lesen mögen, so soll uns das eine Freude und Ehre sein. Ihre Unterschrift möchten wir bei unserm „Kirchenzeugnis“ nicht gern vermissen.

Damit sei das Schlußwort geschlossen. Einiges andere, was uns die Redaktionserfahrung auf das Herz gelegt hat, versparen wir zum Vorworte des nächsten Jahrganges. Gott befohlen!

Ein praktisches Schulblatt.

Schlußbemerkungen 1861.

Der Herausgeber hält es für angemessen, diesen Jahrgang mit einigen redaktionsgeschäftlichen Bemerkungen zu schließen, namentlich um derjenigen Leser willen, welche das Evangelische Schulblatt erst in seinen letztern Jahrgängen kennen gelernt haben.

1. Zur Mitarbeit am Evangelischen Schulblatte ist jeder eingeladen, der in der Lage zu sein glaubt, etwas zum gemeinen Besten der Schule mitteilen zu können, und mit den Grundsätzen, welche das Blatt vertritt, sich im wesentlichen einverstanden weiß.

Die auf dem Titel genannten Männer wollen nur als solche Mitarbeiter angesehen sein, welche sich zuerst zur Gründung des Schulblattes verbunden haben. Wer nun mit Hand anlegt, gehört zur selbigen Reihe: er hilft das Werk fortführen. Daß jene Namen den verschiedensten Stellungen im öffentlichen Schuldienst und Schulregiment angehören, soll den Wunsch ausdrücken, einmal, daß das Volksschulwesen von verschiedenen Seiten aus besprochen, und zum andern, daß je zuweilen auch ein berechtigter Blick auf die nächstangrenzenden Schulgebiete ermöglicht werden möchte.

2. Es wird ohne Zweifel nicht wenige Lehrer geben, welche ein in dieser Weite angelegtes Schulblatt nicht ganz nach ihrem Geschmack und Bedürfnis finden. Ihnen handelt es sich zunächst oder vielmehr ausschließlich um den eigentlichen Schuldienst. Dafür Rat und Handreichung zu finden, ist ihr Begehr. Der Herausgeber hat auch den lebhaften Wunsch, ihnen zu dem Begehrten reichlich verhelfen zu können. Unter den Lehrern, welche vor allem nach „Praxis“ fragen, giebt es aber neben den ehrenwerten Männern auch manche sehr einseitige. Arbeitet ein solcher etwa gerade an der Unterklasse, so hat er nur für deren Bedürfnisfragen lebhaftes Interesse; ebenso geht es denen, welche just auf eine Mittel- oder Oberklasse, auf eine Mädchen- oder Knabenklasse, auf eine Stadt- oder Landschule angewiesen sind. Was *sie* eben zu thun haben, das erfassen sie mit innerer Teilnahme; und was *ihre* Teilnahme erregt, das nennen sie „*praktisch*“. Sollte es der Fall sein, daß diese Gattung von Lehrern — wie es fast den Anschein hat — im Zunehmen begriffen wäre, so würde nach unserer Ansicht der Schulstand in einem bedenklichen Rückschritt begriffen sein: der Schuldienst würde, wie es schon mit vielen Handwerken geschehen, bei der geteilten *Fabrik*arbeit ankommen. Es mag sein, daß ein Schulblatt, welches auf pädagogische Fabrikarbeiterbedürfnisse spekulieren wollte, gute Geschäfte machen könnte, zumal es bei manchem Praktikus schon hinreicht, wenn er das Wort „praktisch“ auf dem Titel liest, auch wenn das Wort im Grunde nichts weiter sagt als die bekannten Aufschriften auf den Weinflaschen. Es ist aber ebenso gewiß, daß ein rechtschaffenes Schulblatt nicht vor allem dahin zielen wird, „ein gutes Geschäft zu machen,“ sondern den Schulstand auf dem Standpunkt erhalten oder dahin bringen zu helfen, wo er von Gottes und Rechts wegen stehen soll. Der Lehrer soll aber *nicht* auf dem eines pädagogischen *Fabrikarbeiters* stehen; selbst der Standpunkt, von dem aus ein ehrenwerter *Handwerksmann* die Technik seines Gewerbszweiges kennt und ausübt, sollte dem deutschen Lehrer nicht genügen, wenigstens sollte es eine nicht ganz kleine Zahl von Lehrern geben, die auch von der *Wissenschaft* ihres Faches d. h. von der *Theorie* und *Geschichte* der *Schularbeit* und der *Schuleinrichtung* eine angemessene Kenntnis besitzen. Wie die Theorie und Geschichte der Pädagogik einerseits die pädagogische Kunst auf sichern Grund zu bringen hat, damit dem Meinen und Experimentieren nicht zu großer Spielraum bleibe; so muß sie andererseits auch den Wahn austreiben helfen, der das Schulwesen in ganz Deutschland nach einer Schablone einrichten will, nicht minder aber auch die Schule vor der Gefahr schützen, daß der jeweilige Schulherr sie nach dem jeweiligen „Winde der Lehre“ so oder so umforme,

wie das Mädchen seine Puppe nach Mode oder Laune bald so bald anders ankleidet.

3. Zu diesen Erwägungen, welche für ein respektables Schulblatt durch *alle* Zeiten hindurch maßgebend sein müssen, giebt es aber noch besondere, welche gerade der *gegenwärtigen* Zeit angehören; denn ein Schulblatt ist eben eine *Zeitschrift*. Unter diesen letztern Erwägungen nehmen in jetzigem Zeitlauf diejenigen, welche sich auf das *Regiment* und die (innere) *Einrichtung* der Schule beziehen, eine hervorragende Stellung ein. *Einmal* darum, weil die pädagogische Wissenschaft gerade in der *Theorie* und *Geschichte* der *Verfassung* und Einrichtung des Schulwesens am *schwächsten* ist; die Schulzeitschriften und namentlich die, welche die Schule auf *evangelisch-christlichem* Boden erbaut wissen wollen, haben in diesem Betracht schwere Schulden gemacht, — nicht durch Reden, sondern durch Schweigen. *Zum andern*, weil die deutsche Schule derzeit noch an das Schicksal des Staatswagens gebunden ist und diesem nun auf den noch ungebahnten Wegen des Staatsregiments über Stock und Stein folgen muß, und so lange folgen muß, bis durch Geschichte und Theorie des Schulwesens den Staatsmännern klar gemacht wird, daß die schwache Konstitution der Schule das Gestoße und Gepolter und das Klima des politischen Wechselfiebers nicht vertragen kann. *Zum dritten* ist man bei Verfassung und Einrichtung des Schulwesens bisher im wesentlichen der Tradition gefolgt, oder hat sich wohlmeinend aufs Experimentieren gelegt; die größern norddeutschen Städte, wie Berlin, Hamburg u. s. w. haben es bekanntlich noch nicht einmal zu einem allgemeinen *öffentlichen* Volksschulwesen gebracht. Da nun in den letztern Jahren fast alle politischen Institutionen in einer Umwandlung begriffen oder doch in Frage gestellt sind, so kommen in Bezug auf die Weise, wie die Schule bisher dem Staate einverleibt und durch ihn regiert und beaufsichtigt war, auch viele Fragen auf, für welche die *traditionelle* Ansicht vom Schulregiment keine befriedigende Antwort hat. Es gilt nun eine solche Theorie erspähen zu helfen, die allerdings auf *Geschichte*, aber nicht minder auf feste *Principien* gegründet ist. — Diese unsere Ansicht wird freilich etlichen Leuten nicht einleuchten: zuerst denen nicht, welche dafür halten, es müsse „halt" alles beim alten bleiben; dann aber auch jenen andern nicht, welche imstande zu sein glauben, in Kraft frommer Wünsche eine Schulordnung fix und fertig aus dem Ärmel schütteln zu können. Beide ermangeln der Einsicht, daß eine auf Principien gegründete *Theorie* vor allem nötig und in der That auch erst zu suchen ist; und die letztern leiden überdies noch an dem Fehler, daß sie die Bedeutung der *Geschichte* nicht kennen. Diese wie jene müssen

noch etwas lernen; der Gang der Dinge wird schon das Lehramt übernehmen.

Vermöge dieser Erwägungen wird das Evangelische Schulblatt für die nächste Zeit noch genötigt sein, der Geschichte und Theorie des Schulregiments und der innern Schuleinrichtung etwas mehr Raum zu widmen, als in gewöhnlichen, ruhig dahinfließenden Zeiten nötig ist. Schon die in Sicht gestellte neue Preußische Schulordnung würde den Herausgeber dazu zwingen, wenn er nicht gutwillig wollte.

4. Ein gewisser Teil unserer Leser — wir meinen die Lehrerinnen — werden vermutlich an den letztbezeichneten Verhandlungen wenig Geschmack finden, obwohl sie auch davon einigermaßen berührt sind, namentlich dann, wenn es sich um die (innere) Schuleinrichtung handelt. Es ist in der That auch nicht zu verlangen, es wäre unnatürlich, wenn Lehrerinnen sich für alles das interessieren wollten, was des Lehrers Teilnahme in Anspruch nimmt, — wie es ja auch unnatürlich wäre, wenn Männer nach Interesse und Gesichtskreis gleichsam weibliche Natur annehmen wollten, wohin uns leider die oben erwähnten pädagogischen Fabrikarbeiter zu bringen drohen. Es giebt einmal Lehrerinnen-Seminare; es giebt und wird geben Lehrerinnen auch im öffentlichen Schuldienst. Schreiber dieses hält auch dafür, daß sie in demselben wirklich schätzenswerte Dienste leisten können, vorausgesetzt, einmal daß eine gesunde Theorie der Schuleinrichtung die angemessene Stellung für sie zu finden weiß, und dann, daß die Lehrerinnen nicht von geizigen oder tendenziösen Schulherren mißbraucht werden, um mit ihrer Gesundheit und anderm Gut einen wohlfeilen und „unterthänigen" Schulstand erkaufen zu helfen. Er kann den Lehrerinnen, solange sie im öffentlichen Schuldienst stehen, auch nur raten, sich vor wie nach an die gewöhnlichen Schulblätter zu halten. Eine Schulzeitung separat für Lehrerinnen wäre nach seiner Anschauung fast einer Landeskalamität gleich zu achten; es würde der Anfang zu einer leider bereits vorgeschlagenen „Emancipation der weiblichen Schule", und dies wieder ein Anfang der berüchtigten „Emancipation (d. h. Degradierung) des Weibes" sein. Wenn unsere bisherigen Leserinnen auch weiterhin den Versuch machen wollen, ob das Evangelische Schulblatt ihnen dienen kann, so will der Herausgeber sich zum voraus für diese Ehre und Freude bestens bedankt haben.

5. Den Herren Mitarbeitern, sowohl den bisherigen als denen, welche künftig sich anzuschließen willig sind, erlaubt sich die Redaktion auch noch einige Wünsche auszusprechen.

Fürs erste möchte er bitten — namentlich, wenn vom Unterricht die Rede sein soll — den Blick auf specielle, dem Umfange nach be-

schränkte Fragen zu richten. Z. B. in betreff des Rechnens: Aufgaben zu sammeln und im Schulblatte mitzuteilen, welche mehr als die gewöhnlichen dem Handwerkerleben, der Landwirtschaft und der Haushaltung entnommen sind und die Schüler mit der Nase darauf stoßen, daß auf diesen Gebieten auch eine rechnende und zwar genau rechnende Überlegung nützlich, ja nötig ist; — ferner: was aus der Bruchrechnung in der Unter- und Mittelklasse schon tüchtig geübt werden kann, ohne daß von einer Bruchlehre als etwas Besonderem geredet zu werden braucht. (Was wir meinen, ist eigentlich eine Prüfung resp. Vervollständigung dessen, was etliche Rechenbücher in diesem Betracht schon dargeboten haben.) — In betreff des Sprachunterrichts z. B.: Gedrängte Zusammenstellung dessen, was zur Übung in der Sprachkunst aus der Sprachlehre in die Volksschule gehört. (Wer das erforderliche grammatische Material — das onomatische abgerechnet — nicht auf ein Quartblatt bringen kann, verdient nach unserm Maß in diesem Stücke den Namen eines „praktischen" Schulmannes noch nicht.) Ferner: Welches sind speciell die Vorübungen, Übungen und Kenntnisse (auf Unter-, Mittel- und Oberklasse verteilt), welche den Schülern eine Sicherheit und Fertigkeit in der Interpunktion zu geben vermögen? weiter: welche Übungen dienen auf jeder Stufe insbesondere der Sprachfertigkeit? (Die Verwirrung auf dem Gebiete des Sprachunterrichts würde nicht so groß geworden sein, wenn man das, was der Sprachfertigkeit, und das, was der Sprachrichtigkeit dienen soll, stets schärfer auseinander gehalten hätte.) Ferner: Welche Übungen haben sich als geeignet bewährt, um gewisse lokale Erbsprachfehler (z. B. in der Verwechselung der Kasus) gründlich zu beseitigen? — In betreff der Geographie, Geschichte und Naturkunde, die man in ihrer Zusammenfassung etwa (nach Harnisch) „Weltkunde" oder heimatliche Weltkunde oder kurzweg Heimatkunde nennen könnte: z. B. Beschreibung des Schulbezirks resp. des Gemeindebezirks in geographischer, naturkundlicher und menschenkundlicher Hinsicht, als Grundlage und Grundstoff dessen, was ein Elementarschüler aus der „Weltkunde" zu lernen hat. Sofern diese Beschreibung im Schulblatte mitgeteilt werden soll, würde die Darstellung an den Punkten, wo sie allgemeines Gebiet berührt — z. B. bei der Physik und Naturbeschreibung — nur skizzenhaft sein können; die detaillierte Darstellung ist da Sache des Lesebuches. An allen übrigen Punkten müßte aber die Beschreibung so gefaßt sein, wie wenn sie ein Teil des Lesebuchs werden sollte. — Eine andere Frage aus diesem Gebiet: Was kann in der Unterklasse zur Vorbereitung auf den weltkundlichen Unterricht geleistet werden? —

In betreff des Religionsunterrichts etwa: Praktische Behandlung einiger schwierigen biblischen Geschichten für die Unter- oder für die Mittelklasse, z. B. der Pfingstgeschichte; die darum wohl manchem schwierig erscheinen mag, weil er nicht weiß, wie er den Begriff „Heiliger Geist" den Kleinen anschaulich nahe bringen soll. Oder: Erläuterung eines Psalms oder eines Kirchenliedes in der Oberklasse. Schreiber dieses denkt übrigens nicht an die gewöhnliche Behandlung, wie sie in Handbüchern und sog. „Praktischen" Schulblättern anzutreffen ist, welche durch das maßlose Erklärungsmaterial auf den Verstand und das Gemüt des Schülers ungefähr die Wirkung ausüben muß, die man auch erzielt, wenn man auf ein kleines Feuer so viel Brennmaterial häuft, daß der Luftzug gehemmt wird. Die Pointe unserer Aufgabe ist: Mit möglichst wenigen und kurzen Erläuterungen das Wortverständnis, und mit möglichst angemessenen historischen Beispielen das Sachverständnis zu vermitteln.

Aus diesen Beispielen wird der Leser zur Genüge erkennen, wie unser oben ausgesprochener Wunsch nach Beiträgen, welche specielle, dem Umfange nach bestimmt begrenzte und beschränkte Fragen behandeln, gemeint ist. Allgemeine Abhandlungen, die im Verfolg nicht auf bestimmte einzelne Aufgaben hinauskommen und auch deren Lösung versuchen, sind das Unwillkommenste, was man einem Schulblatte anbieten kann. Es sieht aus, wie „Theorie" und ist doch keine; und für die sog. „Praxis" ist ebenfalls nichts darin. Leider sind solche „Stilübungen" in Lehrerkonferenzen noch sehr häufig anzutreffende Artikel. Daher kommt es denn, daß auch die Schulblätter sich ihrer nur mit Mühe und selbst bei vieler Mühe noch nicht völlig erwehren können.

Zweitens müssen wir nochmals mit Dringlichkeit die Bitte aussprechen, die von Anfang an wiederholt im Schulblatte ausgesprochen worden ist, aber leider verhältnismäßig wenig eingetragen hat, — erstlich um Mitteilung von „Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Schul- und Lehrerleben," und dann: Korrespondenz-Mitteilungen über Schulverhältnisse und Schulzustände. Beiträge der erstern Art haben die frühern Jahrgänge mehrere gebracht; der laufende Jahrgang hat auch mehrere der letztern aufzuweisen. Wir sind fest überzeugt, daß es keinen einzigen Lehrer giebt, der nicht irgend eine derartige Gabe dem gemeinen Besten darbringen könnte. Es lasse sich nur niemand durch den Gedanken abhalten, das, was er zu bieten habe, scheine zu geringfügig. Thatsachen sind nie geringfügig. Geschichten, Thatsachen sind die ersten Lehrmeister; nur auf Grund von Thatsachen läßt sich eine Theorie bauen. Der Herausgeber darf nicht müde werden, namentlich mit Bezug auf die Korrespondenzen über Schul-

verhältnisse und Schulzustände zu wiederholen: Jeder Leser möge sich doch besinnen, ob nicht aus seinem Gesichtskreise thatsächliche Mitteilungen zu machen wären, die andern Kreisen von großem Nutzen sein könnten. Es dürfte kaum eine Gegend geben, die nicht in irgend einer Hinsicht von einem besondern Vorzug, von einem besondern Segen, von besondern Erfahrungen zu sagen wüßte. Man teile dergleichen doch mit und suche es zum Gemeingut vieler zu machen. „Wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde" (Jak. 4, 17). — Mit Betrübnis müssen wir sagen, daß etliche Kollegen, die in der That ganz nutzbare Mitteilungen zu machen hatten, selbst durch wiederholte direkte Bitten unsererseits sich nicht haben bewegen lassen, die kleine Mühe des Aufschreibens zu übernehmen. Man verspricht wohl, aber man hält nicht Wort. Der Herausgeber könnte sogar dergleichen Beispiele mit ganz sonderlichem Detail erzählen: aber wozu? Es ist schon genug, daß einer sich über die Indolenz und Kaltsinnigkeit von Amtsgenossen betrüben muß.

6. Bei dieser Gelegenheit kann die Redaktion nicht umhin, auch über die Aufnahme der eingesandten Beiträge eine Bemerkung zu machen. Der Herausgeber ist für jeden ihm zugehenden Artikel dankbar, aber er wünscht sich doch vor allem solche Mitarbeiter, die ihm das Vertrauen schenken, daß er über die Aufnahme ihrer Beiträge nach bestem Wissen und Gewissen entscheide, und die gescheit genug sind, um zu wissen, daß er schon aus Mangel an Zeit nicht in der Lage ist, ihnen immer die Gründe etwaiger Ablehnung mitteilen zu können. Der Redakteur eines Schulblattes, wie das unserige ist, hat in der That bei der Auswahl der abzudruckenden Artikel gar mannigfache, zum Teil sehr eigentümliche Erwägungen anzustellen, — Erwägungen, die auch dadurch eigentümlich sind, daß man sich nicht gern öffentlich darüber aussprechen mag. Dadurch kann es vorkommen, daß ein Artikel zurückgelegt wird, der an sich der Mitteilung wohl wert gewesen wäre; oder daß er aus besondern Rücksichten einstweilen zurückgestellt werden muß, dann aber infolge der Wartezeit vielleicht seine Bedeutung verliert. Auch der Fall tritt zuweilen ein, daß mehrere Artikel einlaufen, welche ein und denselben Gegenstand behandeln; hat nun zufällig keiner einen besondern Vorzug vor dem andern anzusprechen, oder sind sie zu lang, um beide abdrucken zu können, so ist natürlich für den Redakteur guter Rat teuer. Er muß sich dann helfen, so gut er kann. Wer diese Andeutungen über die Redaktionsverlegenheit näher erwägen will, wird hoffentlich geneigt werden, anzuerkennen, daß wir in unserer Stellung mehr bedenken müssen, als er von seinem Platze aus übersehen kann. Übrigens darf der Herausgeber allen Mitarbeitern noch die Versicherung geben, daß das, was man Redaktionsgeheimnis

nennt, bei ihm unter allen Umständen wohl aufgehoben ist; die nähern Freunde werden ihm gern das Zeugnis geben, daß er an Schweigsamkeit einem Freimaurer nichts nachgiebt, und nur etwa der Unterschied obwaltet, daß der letztere gar keine Geheimnisse weiß, die des Anhörens wert sind.

7. In betreff der Bücherschau ist dem Herausgeber bei etlichen Lesern ein seltsames Mißverständnis aufgestoßen. Da es möglicherweise weiter verbreitet sein könnte, so muß er ihm eine kurze Bemerkung widmen. Es besteht nämlich die Ordnung, daß die Herren Mitarbeiter ihre eigenen Schriften selbst im Schulblatt zur Anzeige bringen. Erklärt aber ein Mitarbeiter, von diesem Rechte keinen Gebrauch machen zu wollen, so wird sein Buch dem betreffenden Recensenten übergeben. So ist es bisher, einen einzigen Fall ausgenommen, gehalten worden. Diese Ordnung hat man nun hie und da als eine ungehörige Bevorzugung der Mitarbeiter angesehen. Sehr mit Unrecht, da sie lediglich dazu getroffen ist, um dem Verdacht litterarischer Kamaraderie vorzubeugen. Daß die Einrichtung also auch im Interesse der Leser ist, liegt auf der Hand.

8. Die Beiträge für das Schulblatt können durch Buchhändler-Gelegenheit an den Herrn Verleger oder (frankiert) direkt an die Redaktion gesandt werden. Jeder aufgenommene Artikel wird, falls der Verfasser nicht ausdrücklich darauf verzichtet, mit 5 Thlr. per Druckbogen honoriert, und der Betrag am Ende des Jahres durch den Verleger ausgezahlt. Bei den Mitarbeitern, welche Honorar in Anspruch nehmen, wird dagegen auch vorausgesetzt, daß sie die Artigkeit haben, ein Exemplar des Blattes für sich zu halten.

Das erste Lustrum

(1862)

hat das Evangelische Schulblatt in diesem Jahre vollendet. Es scheint wünschenswert, ja nötig, einen uns selbst prüfenden, Gott dankenden und bittenden Rückblick auf die durchlaufene Zeit seiner Existenz zu thun.

Ein Lustrum ist ein Jahrfünft, ein Zeitraum von fünf Jahren. Gedenkt man mit Recht des Schlusses eines Jahres und vollends eines Jahrhunderts und macht ein Fest daraus: warum nicht nach alter, wenn auch römischer Sitte, eines Jahrfünfts? Es muß ja deshalb recht gerade besonders gejubelt sein.

Darum vor allen Dingen soli Deo gloria!

Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen, daß wir evangelischen Lehrer Rheinlands und Westfalens wieder seit fünf Jahren

[illegible] Schulblatt, einen besondern Sprechsaal für unsere Amts- und Berufs-[illegible] haben! Achte das keiner gering. Sollte in einer Zeit, wo man sich für alle nur möglichen Bestrebungen und gemeinsamen Zwecke vereinigt, um in der Vereinigung stark zu sein, nur die evangelische Schule eines eigentümlich gegliederten Länderbereichs von solcher Ausdehnung wie Rheinland-Westfalen einen solchen geistigen Sammelplatz entbehren? Mit Recht wurde ein solcher Mangel beim Beginn unserer Zeitschrift in der ersten Nummer vom Herausgeber „fast ehrenrührig“ genannt. Bei etwa 1100 evangelischen Lehrern in der Rheinprovinz und 700 in Westfalen, bei Hunderten von Präsides der Schulvorstände, bei vier Haupt- und mehreren Nebenseminarien mit ihren Lehrern der Lehrer, bei einer ziemlichen Anzahl von Schulpflegern und Schulräten — bei einer solchen Fülle von Personen, Ämtern, Kräften und Gaben sollte nicht das Bedürfnis empfunden werden, auch vermittelst der Presse durch ein vertraulich Wort zu raten, zu pflegen, zu lehren und zu ermuntern und kein Verlangen sein, solch zutraulich Wort zu hören?“ — Aber nicht bloß Gott Dank, daß diese Fragen in guter Zuversicht zum voraus bejaht werden konnten, sondern auch, daß sich in den mehr als fünf Jahren des Bestehens des Evangelischen Schulblattes seine Existenz befestigt hat, ja daß es, obwohl stets zunächst im provinziellern Bedürfnis wurzelnd und an demselben festhaltend, doch eine allgemeinere, weitertragende Stellung einnehmen und bereits seit vorigem Jahr aus einem „Evangelischen Schulblatt für Rheinland und Westfalen“ ein „Evangelisches Schulblatt“ schlechthin werden konnte; daß sich die Nachfrage nach demselben in jedem Jahre gemehrt, so daß die am Anfange desselben überflüssigen Exemplare gegen Ende desselben meist die Bestellungen darauf nicht mehr alle befriedigen konnten.

Doch damit sind wir noch nicht über alle Berge, äußerlich nicht, innerlich nicht, auch im Beginn des angetretenen zweiten Lustrums noch nicht. Ein Lustrum heißt nicht eigentlich ein Jahrfünft; sondern eine Wachsenszeit. Ist nun unser Schulblatt damit ein Blatt, das sich gewachsen hat? Manche meinen wohl so etwas und schreiben an den [illegible] Redakteur gar freundliche Worte. Aber die eigentlichen Träger des Blattes, der Redakteur und seine Mitarbeiter, wollen dies damit doch nicht [illegible] haben. Sie bekennen gewiß gerne, daß unser Blatt es noch [illegible] habe oder schon vollkommen wäre; aber das können sie be-[illegible] das bezeugen viele der eifrigen Mitträger — der Leser des-[illegible] Blick und Streben ist mit ganzer ehrlicher Kraft auf das ge-[illegible] was der Schule und dem Leben wahrhaft frommt, und zwar auf [illegible] der Wahrheit, die allein lehren kann und eine gewisse ist, auf

dem Wege, auf dem man mit Paulo bekennt, „daß man von Christo Jesu ergriffen ist“, von ihm gehalten und geleitet wird. Ein Wicht, der sich nicht das für ihn von Gott gewollte Beste und Höchste in seinem Lebenskreise und Berufe zum Ziele setzt! Das Evangelische Schulblatt möchte kein solcher Wicht sein: es möchte ehrlich arbeiten, ehrlich kämpfen auf dem ihm angewiesenen Platze. Darum sieht es sich selbst vor allem scharf an, nach Verlauf seines ersten Lustrums, nimmt sich ins Gericht und prüft sich selbst — und wenn die Leser desselben, die Schulblattgemeinde (nach altem Sinn des Wortes), sich um die Redaktion und deren Mitarbeiter scharen zu einem Organismus und einer Korporation, um so besser! Das Gericht wird dann um so ernster, die Buße um so gründlicher, das Urteil um so gerechter, der Dank auch um so aufrichtiger — der Segen um so fühlbarer und nachhaltiger werden. Denn ich will es nur gestehen, daß Lustrum doch nicht geradezu Waschenszeit zu übersetzen ist, sondern Reinigungszeit, Sühnopfer.

Bei den alten Römern war nämlich eins der höchsten Staatsämter das der Censoren, die das Vermögen abzuschätzen und über die öffentlichen Sitten zu richten hatten. Es war eine große Weltweisheit, daß diese beiden Ämter in einer Person verbunden waren. In der alten Zeit waren diese Censoren strenge Sittenrichter, die auch die Reichsten und Vornehmsten nicht verschonten, und solange das Censoramt ernstlich gehandhabt wurde, waren die Römer ein starkes Volk. Ein Censor wurde auf fünf Jahre gewählt. War seine Zeit um und er hatte alles wohl ausgerichtet, so hatte so ein alter Heide doch Menschenverstand genug, um einzusehen, daß noch viele Sünden, die nicht bekannt geworden, nicht bestraft waren, auf seinem Volke lagen. Da stand nun das Volk auf einem großen Platze, dem Marsfelde, versammelt, da nahm der Censor drei Opfertiere, führte sie rings um das Volk herum und opferte sie dann den Göttern zu einem Sühn- und Reinigungsopfer für das Volk. Das war sein letztes Amtsgeschäft.

Warum aber fünf Jahre? Wären es sechs gewesen, so könnte man fragen: warum sechs? Antwort: ich weiß es nicht. Aber ich habe so meine Gedanken dabei wegen des Lustrums für die Sünden des Volks. Die Zahl fünf ist nämlich ein Sinnbild des Menschen. Wie diese Zahl die erste ist, die zusammengesetzt ist aus gerade und ungerade, so ist der Mensch zusammengesetzt aus gut und böse, aber die ungerade Zahl ist größer als die gerade und das Böse im Menschen stärker als das Gute. Schüttelst du den Kopf dazu? Gehe bei dem alten Heiden Sokrates in die Schule, dessen Wahlspruch war: lerne dich selbst kennen! oder besser zum Apostel Paulus, der dir sagt: ein jeglicher prüfe sein Selbstwerk!

Subtrahiere nun einmal, was Gottes Werk in dir ist, von deinem Selbstwerk, so wirst du nicht einmal sagen: Gutes verhält sich zum Bösen in mir wie 2 zu 3, sondern wie 1 zu 100, oder es vergeht dir gar das Rechnen und Proportionenmachen.

Und wenn du dann noch deine lieben Kinder ansiehst, die eigenen wie die andern deiner Pflege und Unterweisung befohlenen: — nicht wahr, da willst du noch weniger an die Fünfe daran — du wirfst eben mit dem Apostel alles auf einen Haufen und sprichst: Wir mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten.

Das Evangelische Schulblatt ist nicht allen recht gewesen. Den einen war es zu fromm — mit ihnen haben wir hier nicht zu reden noch zu rechten. Den andern war es zu wenig christlich; sie wünschten darin mehr Schriftauslegung und dahin Einschlagendes. Lieben Freunde, die ihr dies meint, bedenkt, das Schulblatt will vielen dienen, vielen innerlich und äußerlich auf verschiedenen Stufen Stehenden; vielen, die in Lehre und Unterricht vielerlei zu treiben haben, mehr oft, als sie möchten, manches selbst, worüber sie seufzen. Es hält darum zunächst an dem Satze fest: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ Wie nun in einem ordentlichen christlichen Haushalte Morgen- und Abendandacht und Tischgebet als feste Ordnung sich finden, im übrigen aber den Tag über viel Arbeit und saurer Schweiß: so auch in unserm Schulblatt — nur — und das ist die Hauptsache — daß Haus wie Schulblatt getragen und durchdrungen seien von Gottes Geist und des Apostels Ermahnung allezeit festhalte: „Ihr esset oder ihr trinket, oder was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre.“ Manchem ist des allgemeinen Grundlegenden darin zu viel gewesen; man wünscht der Artikel weniger, welche den ganzen Menschen angehen, welche auf den rechten Mittelpunkt unsers Seins und Thuns in Tüchtigkeit, Treue, Strebsamkeit und Fleiß, auf Vertiefung und Verinnerlichung des Lebens dringen als auf den Grund, worauf zuletzt das Heil der Schule wie der Person des Lehrers hauptsächlich beruht: man wünscht dagegen mehr Besprechung einzelner Schulgegenstände, Methoden und Übungen, wo möglich fertige Stundenpräparation. Im ersteren liegt ein ganz unberechtigter Vorwurf, auf den wir wieder zurückkommen; im letzteren teilweis eine billige Forderung, der auch das Schulblatt, soweit sie statthaft, möglichst nachgekommen ist. Wie es bestrebt war, allmählich alle Seiten des Lehrerberufs zu erfassen, davon wird ein Blick in das Inhaltsverzeichnis der einzelnen Jahrgänge jeden Leser überzeugen. Aber das Schulblatt ist kein bloßes pädagogisches Receptenbuch; eine Schablonenpädagogik möchte es durchaus nicht fördern helfen. Wohl aber recht viele Lichtblicke und befruchtende Einzelheiten, Erfahrungen und Ge-

danken aus dem Schul- und Lehrerleben geben, wie man auch nur von Beispielen auf die Regel, von der Einzelheit aufs Ganze, von der Erscheinung auf das Gesetz schließen kann. Zu langen Kathederabhandlungen und breitspurigen Vorträgen, besonders Tüchtiges abgerechnet, ist Papier und Druck zu beschränkt und zu teuer, und die Zeit der Lehrer zu kurz und knapp gemessen. Kurze Andeutungen und Winke genügen oft schon dem nachdenklichen Leser. Lesen ist aber bekanntlich eine schwere Kunst, lesen, daß man sich etwas herauslese, und zwar gerade das, was für unsere Verhältnisse paßt. Aber da muß die oft ausgesprochene Klage wiederholt werden: gar viele Leser sehen in einem Schulblatt eine Zeitschrift, die die einen schreiben, die andern halten, bezahlen und etwa lesen; so sollte es nicht sein, auch unser Blatt mehr ein Sprechsaal werden. Jeder hat irgend einmal in seiner Schule, in seinem Amte etwas erlebt, Freudiges oder Leidiges, dessen Mitteilung für andere von Nutzen sein kann. Nun, er teile es mit, daß die Arbeit mehr noch eine gemeinsame werde. Gerade solche kurze inhaltreiche Mitteilungen, Züge aus dem Leben, Blicke in dasselbe, wie es wirklich ist, sind besonders willkommen. Und wenn selbst das nicht wäre: hätte nicht jeder irgend einmal etwas zu fragen, einen Rat zu begehren, eine Verlegenheit zu bezeichnen?

Manchem Leser ist der Artikel und Besprechungen über Organisation und Reform des Schulwesens zu viel gewesen, er liebt mehr das Erfreuliche und Beschauliche; andern war das gerade recht, ja sie begehren mehr noch darüber zu hören. Wie hätte wohl bei dem brennend heißen Kampfe der Gegenwart, bei der herrschenden Verwirrung und Aufregung darüber geschwiegen werden können! Der Redakteur hat in der großen Arbeit einer Doppelnummer ausführlich, offen und frei die Stellung der Schule und ihrer Lehrer gezeichnet, die als die naturgemäße erscheint und zugleich die Schule dem Gewühl des großen politischen Marktes und den Streitfragen des Tages entzieht und möglichst fern davon in der ihr so nötigen Stille hält. Darum möchte es aus der Schule heraus die Familie wieder bauen helfen; das wird denn auch der rechte Dienst sein, den die Schule der Kirche, mit der sie sich innig verbunden fühlt, und der staatlichen Ordnung zu leisten hat; freilich kann sie dies nur insoweit, als das Haus seines Teils diesen Dienst annimmt und fördert.

Daß das Blatt ein Herz hat für die Lehrer, ihre Freuden und Leiden, daß es in diesem Sinne nicht über ihnen, sondern so recht eigentlich mitten unter ihnen steht und stehen will, daß es selber „weiß und kennt, was beißt und brennt", das hat es wohl zur Genüge bewiesen. Es ist und will sein ein Schulblatt, meist geschrieben von Lehrern

und zunächst für dieselben; ist nicht offiziell getragen von weltlichen oder geistlichen Behörden oder staatlichen Stützen, möchte auch, unbeirrt nach oben und unten, nach links und rechts, seinen Weg gehen, auch offene Schäden aufdecken, wo es von solcher Beleuchtung irgend Heilung und Heil hoffen darf, möchte aber dabei, so viel als nötig, immer zunächst aufs eigene Haus sehen, an den eigenen Stand denken, daß es wohl im Hause stehe, indem ein jeder zuvörderst lerne „seine Lektion". Oder hätten wir den Mut nicht, ins Selbstgericht zu gehen, sondern die Meinung, mit Forderungen an andere zu beginnen? — Das Evangelische Schulblatt hat es sich vielfach zur Aufgabe gemacht, hinzuweisen auf die stille kräftige That, auf die Treue im kleinen, die niemand sieht und wofür niemand dankt, kurz darauf, daß wir wirklich Ernst machen in unserm eigenen Leben mit dem, was wir lehren und im Unterricht bekennen, daß wir in jedes Thun das ihm zukommende Teil unserer Persönlichkeit legen — sollte das manchem unbequem geworden sein? — Halten wir auch das fest, daß manche unsere Freunde sind, die es nicht zu sein scheinen, und umgekehrt manche als Freunde sich uns Lehrern aufdrängen, die es nicht sind.

Und nun in Gottes Namen mutig und getrost weiter! Vorwärts mit dem neuen Jahre in die zweite Hälfte des ersten Jahres des zweiten Lustrums, ob es gelingen möge auch durch den Dienst dieses Blattes, auf dunkle Stellen Licht zu werfen, in manches Herz Lebensfrische und Wärme hineinzutragen, daß unsere Füße gewissere Schritte thun und die Hände sich rühren zu entschlossener That!

Viel des Alten hat die Zeit zertrümmert, viel Neues drängt sich an den Tag. Gewiß ist nicht dieses Alte alles schlecht, noch alles Neue darum schon gut: Prüfung thut uns not. Aber getrost, getrost! Was auf ihn, den Fels der Jahrhunderte, gebaut ist, wird bestehen und bleiben, ob Berge weichen und Hügel hinfallen, denn es trägt selbst von der Felsennatur an sich, die nicht ins Bereich der Vergänglichkeit gehört. Er, der Fels des Heils, ob er gleich ist der Stein, den die Bauleute verworfen, den auch jetzt in unserm Jahrhundert viele laut- und tonangebende Bauleute verwerfen, er bleibt doch der Grund- und Eckstein. Wehe uns, wenn uns sein Wort einst träfe: „Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen; auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen."

Mit heiligem Ernst, mit getrostem Herzen vorwärts! Getrosten Mut auch dem Redakteur unsers Schulblatts! Wir glauben es ihm gern, daß der Arm ihm oft ermüden möchte, um so mehr, je weniger er oft die Unterstützung findet, die er wohl erwarten dürfte. Wir können es ihm nachfühlen, wenn er jüngst an einen Freund schrieb: „Lebendige Schulblätter müssen wir haben, sonst werden die papiernen zu Blättern, mit

denen der Wind spielt. Nicht durch Evangelien- und Epistelschreiben haben die Apostel die Gemeinde des Herrn gegründet und ausgebreitet, sondern durch lebendige, persönliche Einwirkung. Wenn ich vor sechs Jahren das gewußt hätte, was ich jetzt weiß, so würde ich schwerlich Mut und Freudigkeit gehabt haben, die Redaktion unsers Blattes zu übernehmen, und noch jetzt fällt mir häufig genug der Gedanke auf die Seele, ob ich nicht — lieber das Papier unter die Bank legen und statt der Feder meine Füße zum Dienste des Herrn in der nächsten Umgegend gebrauchen sollte." — Getrost und ruhig voran, ihr lieben Kollegen, werdet solche lebendige, beredte Schulblätter, die auch dieses papierne emsiger als bisher weiter tragen helfen! Getrost voran, ihr lieben Kollegen, getrost auch in euern Familien! Auch für uns Lehrer und unser Weib und Kind steht geschrieben, nicht bloß als Warnung, sondern auch und ganz besonders als Verheißung und Trost (Hebr. 13, 5): „Der Wandel sei ohne Geiz; und lasset euch begnügen an dem, das da ist. Denn er hat gesagt: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen!" Und jenes andere Wort (2. Kor. 9, 9—11): „Er hat ausgestreuet und gegeben den Armen; seine Gerechtigkeit bleibet in Ewigkeit. Der aber Samen reicht dem Säemann, der wird ja auch Brot reichen zur Speise, und wird vermehren euren Samen, und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit, daß ihr reich seid in allen Dingen, mit aller Einfältigkeit, welches wirket durch uns Danksagung Gotte."

Ja „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen!"

Ein Mitarbeiter.

Das Schulblatt — eine große Lehrerversammlung.

Zum Jahresschluß. 1863.

Mit diesem Hefte vollendet das Evangelische Schulblatt seinen siebenten Jahreslauf. Auf einem solchen Höhepunkt angekommen, ist es nicht minder geziemend als einladend, dem zurückgelegten Wege und seiner Umgebung einen überschauenden Blick zu widmen; und gewiß würde es in unserm Falle an interessanten Beobachtungen und Betrachtungen nicht fehlen. Der übriggebliebene Raum dieses Heftes will jedoch eine eingehende Rundschau nicht gestatten; aber einige Bemerkungen müssen wir uns doch erlauben.

Vor allem ist es dem Herausgeber und ohne Zweifel auch allen Freunden des Evangelischen Schulblattes ein Bedürfnis, an dieser Stelle ein dankbares „Ebenezer" aufzurichten. Wer es wissen und bedenken kann,

mit welchen Hindernissen die Gründung und Fortführung eines Schulblattes, wie das unsrige ist, zu kämpfen hatte, wird auch wissen, daß, wenn irgendwo, dann gerade hier, alles menschliche Thun schier verloren sein mußte, wenn auf des Herrn Hülfe nicht gehofft werden durfte. In Gottes Namen wurde vor sieben Jahren das Werk begonnen; die Hoffnung ist nicht zu schanden geworden. Gott hat den Stand und Gang des Blattes sichtbar gesegnet. Darum ihm allein die Ehre!

Die werten Mitarbeiter nah und fern, die alten, welche treulich ausgehalten, und die neuen, welche rüstig mit Hand angelegt haben, und alle Leser, die teilnehmend dem Blatte in allerlei Weise förderlich geworden sind: sie wollen fröhlichen Mutes in Gottes Namen fortfahren in diesem Werke. „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden!" — so vermahnt einer, der mehr gethan hat als wir alle. Lassen wir uns diese Mahnung wohlgefallen und in den neuen Kursus eintreten mit dem alten Spruch in Herz und Mund:

„Zur alten Wahrheit neue Liebe,
Zum neuen Leben neue Triebe,
Vor altem Bösen neues Grauen,
Zum alten Gott ein neu Vertrauen,
Ein neues Schwert zum alten Kriege,
Zum alten Kriege neue Siege;
Immanuel!"

Was das Evangelische Schulblatt will, braucht den Bekannten nicht gesagt zu werden. Wohl aber darf an etwas anderes wiederholt erinnert werden, weil es auch bei den Freunden leicht in Vergessenheit gerät. Ein Schulblatt ist gleichsam eine große Lehrerversammlung, die bei dem unserigen allmonatlich zusammentritt, um zum Frommen der Schule zu verhandeln. In unserer Schulblattsversammlung befinden sich nun nicht bloß Schulmänner und Schulfreunde aus dem nächsten Bereiche, aus Rheinland-Westfalen, sondern aus jeder andern preußischen Provinz wie aus jeder andern deutschen Landschaft stellt sich eine kleinere oder größere Zahl ein; selbst von weit her, wo in fremdem Lande noch die deutsche Zunge Gott im Himmel Lieder singt — aus Rotterdam, Paris, Florenz, Odessa, Petersburg, Kopenhagen, New-York — haben sich einzelne Genossen eingefunden. Die Mitglieder sehen sich zwar nicht von Angesicht zu Angesicht, aber es kann doch von Herzen zu Herzen geredet werden; auch fassen sie keine Majoritätsbeschlüsse, aber zu heilsamen Entschlüssen kann jeder Anregung genug empfangen. Hier wie bei allen größeren Zusammenkünften können freilich nicht alle reden; es hat eben nicht jeder den Mut und die Gabe vor einem großen Publikum aufzutreten; aber bei unsern Verhandlungen vermag doch noch mancher zum Wort zu

gelangen, der sich in einem großen Saale nicht dazu melden würde. Große Kosten sind mit dieser deutschen Lehrerversammlung nicht verbunden; für einen Thaler kann man jährlich zwölfmal daran teil nehmen und hat überdies Gelegenheit, die Verhandlungen nach Jahr und Tag wieder nachlesen zu können. Die Bedeutung eines solchen Institutes muß demnach für jeden, der nachdenken will, augenfällig sein. Wo man nun die moralische Macht desselben erkennt, da wird man auch begreifen, daß der einzelne Beteiligte — heiße er Leser, Mitarbeiter, Herausgeber, oder Zuhörer, Redner und Präses — für sich nichts mehr als eine einzelne Person ist, daß das Ganze erst durch vereinte Kraft der Einzelnen zu stande kommt. Wer hier, wie bei allen größeren Zusammenkünften, den Segen derselben nur daran messen will, wie viel handgreiflicher Nutzen für sein besonderes Bedürfnis oder Gelieben dabei abfällt, der ist eben beschränkt und ein Egoist dazu; er selbst bringt dem Ganzen auch wenig Teil, weil er nicht an das Ganze denkt. Nur diejenigen Teilnehmer helfen in der That und Wahrheit das Institut tragen, welche dazu eine innerliche Verpflichtung fühlen und sie mit Freudigkeit erfüllen.

Übrigens werden durch die schriftlichen Verhandlungen in einem Schulblatte, obwohl sie weniger kostspielig sind als mündliche, diese letztern doch nicht ganz ersetzt und überflüssig gemacht. Ohne Zweifel haben viele Leser oft im stillen sehnlich gewünscht, daß sich eine Gelegenheit bieten möge, wo die durch das Evangelische Schulblatt oder durch ähnliche Zeitschriften verbundenen Gesinnungsgenossen sich von Angesicht zu Angesicht sehen und mündlich miteinander verkehren können. Und in der That, der Wunsch nach einer deutschen evangelischen Lehrerversammlung regt sich allerwärts immer mehr und mehr. Von verschiedenen Seiten her, im Norden wie im Westen und Süden, sind auch bereits mancherlei Vorbereitungen zu einer Zusammenkunft evangelischer Schulmänner und Schulfreunde getroffen worden, und wir glauben hier die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß die formelle Einladung dazu nicht lange mehr auf sich warten lassen wird. Nach meinem Dafürhalten empfiehlt es sich aus mehreren Gründen, zunächst drei lokal gesonderte Versammlungen zu veranstalten: eine für das Gebiet des Rheins und der obern Donau, eine zweite für das Flußgebiet der Weser und Elbe, und die dritte für die Distrikte der Oder und Weichsel, — dann in Zukunft die allgemeine Konferenz mit den gesonderten von Jahr zu Jahr abwechseln zu lassen. — Es ist sehr schlimm, daß diejenigen Schulmänner, welche Bildung und Christentum ungetrennt erhalten wollen, nicht längst schon auf einen persönlichen Zusammenschluß und Verkehr hinzuwirken gesucht haben. Hier ist in der That viel versäumt worden; namentlich werden die ältern Schulblätter, welche auf dem Grunde

des Evangeliums stehen wollen, den Vorwurf eines Versäumnisses nicht von sich abweisen können. Dazu kommt noch eins. Der deutsche Schulstand war innerhalb der Schulverfassung bisher sozusagen rechtlich unmündig; nur seine Organe in der Presse bildeten eine Art von Mund dem öffentlichen Wesen gegenüber. Es muß mit Dank anerkannt werden, was deutsche Schulblätter, namentlich auch die, welche zu entschieden christlichen Grundsätzen sich bekennen, für die Förderung der Schularbeit geleistet haben; aber damit war ihre Aufgabe keineswegs vollständig erfüllt, auch damit noch nicht, daß sie unzweckmäßigen Schulverfassungsformen mit milder oder scharfer Kritik entgegentraten; vielmehr war es ihre heilige Pflicht, auch der berechtigten Wünsche des Lehrerstandes ratend und befürwortend sich anzunehmen, wie es die Zahnsche Schulchronik zu ihrer Zeit auch redlich gethan hat. Wo die pädagogischen Blätter diese Pflicht versäumt haben, da liegen die übeln Folgen am Tage; es sind dieselben auf dem Schulgebiet, die man auch auf dem socialen, kirchlichen und politischen Gebiete, wo ähnliche Versäumnisse stattgefunden haben, sehen kann. Reformiert m u ß werden in allen Formen menschlicher Vergesellschaftung und zwar von Generation zu Generation: denn „d i e W e l t l i e g t i m a r g e n." Wenn nun diejenigen, welche die unerläßlichen Fundamente alles wahren Fortschrittes kennen und vertreten, zu nötigen und heilsamen Reformen nicht vorangehen, sogar nicht einmal die Hand dazu bieten, ja wohl gar ihnen sich entgegenstemmen: da ist es kein Wunder, wenn die Unbefestigten an jenen Fundamenten selbst irre werden und samt den Urteilslosen und den schon längst Entfremdeten denen nachlaufen, die ihnen durch äußere Verfassungsreformen den Himmel auf die Erde zu bringen versprechen. Ist einmal der Sinn in dieser Weise verwirrt, so sind auch die Ohren verstopft; mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht; nur durch Fühlen mögen sie vielleicht noch wieder zurechtgebracht werden (Pred. 4, 15. 16). Was versäumt ist, kann freilich nicht ganz nachgeholt werden, aber doch zum Teil. Was geschehen kann, m u ß auch geschehen, wenn das Übel nicht noch größer werden soll. Hoffen wir, daß es b a l d geschehe, daß namentlich alle Schulblätter, welche eine evangelisch-christliche Pädagogik vertreten, vorab auch dazu mitwirken, eine deutsche evangelische Lehrerversammlung zu stande zu bringen. Offenbar können die pädagogischen Zeitschriften erst dann zu ihrer vollen Wirksamkeit gelangen, wenn das geschriebene Wort durch das mündliche ergänzt und verstärkt wird.

Das Evangelische Schulblatt hat seiner Zeit ein grünes Kleid angezogen und das mit Absicht. Hat die Pädagogik „des Meisters am Jordan" in Deutschland noch eine Zukunft, so hat auch das christliche

Schulwesen eine solche, die besser sein wird, als die Vergangenheit war. Der Herausgeber der Blätter wenigstens hofft mit Zuversicht darauf. Allerdings wird zunächst alles davon abhängen, wie der Schulstand selbst seinen Beruf fassen und sich dafür ausrüsten will. Wie die Kunst durch die Künstler, und die Kirche durch ihre Diener sich hebt oder verfällt, so verfällt und hebt sich das Schulwesen durch die Lehrer. Wollen diese, wie es leider vielfach Brauch ist, bei ihrem äußerlichen Schulhandwerk stehen bleiben und der tiefern Auffassung ihres Berufes, die das Evangelium lehrt und fordert, beharrlich sich verschließen: so werden sie nichts dawider einwenden dürfen, wenn man sie und ihr Werk nach ihrer eigenen Schätzung taxiert. „Mit dem Maß, damit ihr messet, wird euch wieder gemessen werden." — Ein evangelisches Schulblatt ist der Verkündiger einer frohen Botschaft, einer Botschaft, die auch für die Schule und ihre Diener köstliche Verheißungen hat. Möchte das unsrige dieser seiner Bestimmung, worauf sein Name und sein Kleid es verpflichtet, immer besser und würdiger nachzukommen imstande sein. Zu diesem Ende wird es vor allem solche Mitarbeiter sich wünschen müssen, die mit fröhlichem Mute von evangelischer Hoffnung zu zeugen verstehen und kraft solcher Hoffnung auch die Leser zu fröhlichem Mute anzuregen vermögen. „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet," — sagt der Apostel. Er hat es auch für die christlichen Lehrer gesagt, und hat mit Bedacht die Hoffnung vorangestellt, weil sie die notwendige Bedingung der andern Stücke ist. Die „göttliche Traurigkeit" wirket eine Reue, die niemand gereut, aber die „Traurigkeit der Welt" wirket den Tod. Trübsinnige Kopfhängerei ist nirgend weniger am Platze als unter einer muntern Kinderschar; und wo der Stand, welcher an dem hoffnungsvollen Werke der Jugenderziehung mitarbeiten soll, in die Stimmung haderhafter Nörgelei verfällt, da ist ein Nationalunglück passiert, mag daran schuld sein, wer will. Das Evangelische Schulblatt möchte gern solcher „Eiterung in den Gebeinen" wehren helfen. Darum geht es allem kleinlichen Gehader möglichst aus dem Wege, glaubt aber eben deswegen die fundamentalen Bedingungen der äußern Schulpflege und des innern Schullebens desto kräftiger vertreten zu können. Wer dazu mitzuwirken Freudigkeit und Gabe empfangen hat, wolle sein Pfund nicht vergraben: sein Dienst wird vielen willkommen sein. „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!"

Ein Wort der Entschuldigung.

Hausblatt oder Lesezirkel?

„Im Laufe des vorigen Jahres haben die Leser statt der versprochenen einfachen Monatshefte viermal Doppelhefte erhalten, — und die Redaktion, obgleich sie wußte, wie unbequem diese Änderung den meisten Freunden des Blattes war, hat sich doch nicht ein einziges Mal herbeigelassen, denselben ein wenig Aufschluß über den Grund jener Unregelmäßigkeit zu geben."

So ungefähr wird von manchem Leser bei sich selbst gedacht oder auch seinem Nachbar geklagt worden sein. Und zwar mit Recht, — fügt der Herausgeber hinzu.

„Nun, wenn die Redaktion denn selbst zugeben muß, daß sie den Lesern mehr als eine nackte Bitte um Verzeihung schuldig gewesen wäre, — warum hat sie diese Schuld nicht längst abgetragen?"

Still', lieber Leser — höre auf zu mahnen; der Schuldner ist endlich mürbe geworden und will nun ehrlich bezahlen.

Vorab eine Bemerkung über das bisherige Schweigen. Neben den Gebrechen, die der Leser bereits an der Redaktion kennt, klebt dem Herausgeber auch noch die mehr verdeckte Schwachheit an, wonach das Reden über Angelegenheiten, die seine Person mitbetreffen, ihm oft gar zu peinlich ist, namentlich in solchen Fällen, wo die Besorgnis nahe liegt, es möchte etwas Selbstrühmerisches darin gefunden werden können. Darum wurde ihm auch im vorliegenden Falle das Reden schwer; das ist der Grund des Schweigens.

Nun zur Sache — zur Ursache der fraglichen Unregelmäßigkeit, die leider auch in diesem Jahre schon wieder nötig geworden ist.

Das Evangelische Schulblatt ist nicht bloß nach seinem inneren Charakter auf bestimmte Grundsätze basiert, sondern auch in seinem äußeren Erscheinen. Die ersteren sind den Lesern bekannt; von den letztern, die doch zum geheimen Redaktionshaushalt gehören, muß jetzt notgedrungen auch etwas gebeichtet werden.

Bekanntlich gab es in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts nur sehr wenige pädagogische Zeitschriften auf deutschem Boden; jetzt erscheinen deren, wenn Referent nicht irrt, vierzig und einige. Das ist offenbar ein Fortschritt. Mit der Vermehrung der Schulblätter sind bekanntlich auch die Lesezirkel immer mehr in Aufnahme gekommen, wir meinen die Lesezirkel, wo 15, 20, 30 Lehrer und Pastoren so glücklich sind, für wenig Geld ein Dutzend und vielleicht noch mehr pädagogische, kirchliche &c.

Blätter lesen zu können. Das ist auch ein Fortschritt — ein Fortschritt in der Kunst, durch Vereinigung stark zu werden.

Die beiden genannten Fortschritte haben indes, wie es unter dem Mond nicht selten ist, auch einige Rückschritte im Gefolge gehabt, neben den Lichtseiten zeigen sich bedeutende Schattenseiten.

Über die beträchtliche Vermehrung der Schulblätter bemerkte die „Allgemeine deutsche Lehrerzeitung" jüngst in einem lesenswerten Artikel, es sei sehr zu beklagen, daß dadurch manches Unbedeutende dem Bedeutenderen Weg und Raum versperre. Diese Bemerkung verdient weitergetragen zu werden; doch mag der Schreiber dieses nicht gern mehr darüber sagen.

Die Schattenseite der Lesezirkel läßt sich bequemer besehen und besprechen. Bekanntlich bringen die Tagesblätter — wie es kaum anders sein kann — durchweg leichte Ware. Was wird nun die Folge sein, wenn einem Lehrer, der doch selten viel Zeit zum Lesen hat, monatlich drei, sechs und wer weiß wie viel Blätter zum Lesen angeboten werden? Das Angebot reizt zur Annahme — die Annahme nötigt zum eiligen, flüchtigen Lesen — die Flüchtigkeit gewöhnt zum oberflächlichen Lesen und zwar um so mehr, da der Inhalt gemeinhin keine großen Ansprüche an das Nachdenken macht. Die Leute, welche nun so viel Zeit auf die pädagogische, kirchliche, politische, landwirtschaftliche ꝛc. Tageslitteratur verwenden — wie viel Zeit bleibt ihnen dann für gediegenere Lektüre, welche Ernst und Fleiß erfordert, übrig? und wenn sie ja noch Zeit hätten, wie steht es um die Lust und Kraft zum ernstgemeinten Studieren? — So viel ist gewiß: Durch die große Vermehrung der pädagogischen Blätter und namentlich durch die Lesezirkel hat die eilige, oberflächliche Leserei bedeutende Nahrung erhalten und die Freudigkeit zum stillen, angestrengten Studium empfindlichen Abbruch erlitten. Dagegen zu polemisieren ist wohlfeil; es wird auch keine Kritik eines Übelstandes Beachtung finden, wenn der Kritiker nicht beweist, daß er Mut, Kraft und Ausdauer habe, aufs Bessere hinzuwirken.

Das deutsche Schulland zeigt aber auch dunkle Stellen, die andern Ursprungs sind. Von Münster bis Wien und noch weiter in den Osten hinein giebt es eine große, sehr große Zahl von Diaspora-Lehrern, die einerseits zu knapp besoldet sind, um allein ein teures Blatt halten zu dürfen, und andrerseits zu isoliert stehen, um an einem Lesezirkel sich beteiligen zu können, und denen doch aus vielen Gründen die Lektüre eines evangelischen Schulblattes zu wünschen ist. Wer sorgt nun für diese, die der Fürsorge am dringendsten bedürfen? —

Nach den vorbezeichneten beiden Seiten hin hat das Evangelische Schulblatt sich von vornherein bestimmte Aufgaben gestellt: es wünschte

nicht so sehr in vielen Lesezirkeln umzulaufen, als vielmehr da, wo man auf ein sinniges Lesen Wert legt, ein Hausblatt werden und als solches auch den isolierten Diaspora-Lehrern dienen zu können. Im Grunde fallen beide Aufgaben in eine zusammen: es galt ein Blatt herzustellen, das einerseits so billig ist, daß es auch von mittelmäßig besoldeten Lehrern als Hausblatt gehalten werden könne, und das andrerseits durch seinen Inhalt zum Einzel-Abonnement einladet. Was in diesen Beziehungen geleistet worden ist, liegt in den acht Jahrgängen des Evangelischen Schulblattes vor. Um einen einladenden Inhalt zu erzielen, sind von Anfang an die sämtlichen Beiträge angemessen honoriert worden, und um dieses zu können, hat die Redaktion lieber gratis gedient. Und was die Billigkeit anbelangt, so darf man kühnlich fragen, wo unter den wenigen pädagogischen Zeitschriften, welche nur honorierte Beiträge aufnehmen, noch ein zweites zu finden ist, das für nur 1 Thlr. jährlich 24 Bogen im größten Format mit möglichst engem Druck liefert. Es giebt Schulblätter, die kaum so viel Material bieten, und doch doppelt, ja dreimal so viel kosten. Es will sich nicht schicken, ein Mehreres hierüber zu sagen; diese Thatsachen allein werden indessen schon hinreichen, um das Urteil zu ermöglichen, ob das Evangelische Schulblatt in der That ein Recht habe, als ein pädagogisches Hausblatt sich anzubieten.

Ältere Leser werden jetzt auch genauer verstehen, in welchem Sinne die Redaktion ein paar mal im Jahresschlußworte gesagt hat: ein einziger Kollege, der für sich das Schulblatt halte, müßte ihr mehr gelten, als zwei oder drei Lesezirkel, die es in Umlauf setzen — nämlich darum mehr gelten, weil das Blatt zunächst nicht für die Lesezirkel bestimmt ist. Gewiß muß die Redaktion auch den Lesezirkeln, die ihm ihre Thür öffnen, dankbar sein, weil sie ebenfalls das Blatt mit tragen, seine eigentliche Mission ausführen helfen.

In einer Beziehung hatte die Redaktion doch nicht ganz richtig gerechnet, wenn auch nicht zum Schlimmen, so doch zu ihrer Unbequemlichkeit. In dem Maße, wie das Evangelische Schulblatt in weiteren Kreisen Eingang fand, mußte sich natürlich auch die Zahl der Mitarbeiter vermehren. Dadurch stellte sich aber immer mehr ein Mißverhältnis heraus — zwischen dem reichen disponibeln Druckmaterial einerseits und dem Raum des Blattes, der auf den äußerst geringen Preis berechnet ist, andrerseits; namentlich mußten umfangreiche Artikel oft überlange auf Abdruck warten, weil sie sich in den verfügbaren Raum just nicht unterbringen ließen. Wie erfreulich dieses Mißverhältnis nun auch an sich ist, so empfindlich wurde es doch für die Redaktion aus mancherlei Gründen, die der Leser leicht erraten kann. Vorab suchte sie sich dadurch zu helfen,

daß sie die eigenen größeren Artikel eine Weile ganz zurückhielt — fast $1^1/_2$ Jahr lang. Abgesehen davon, daß diese Aushülfe auf die Dauer weder rätlich noch anständig war, — sie reichte auch in der That nicht aus. So mußte der Herausgeber dann zu dem Mittel greifen, wiederholt Doppelhefte auszugeben, weil diese es möglich machten, auch solche Artikel, die innerhalb der zwei Bogen nicht nebeneinander Platz hatten, jetzt bequem unterzubringen. Mitunter sind auch überzählige Bogen geliefert worden, und hat die Redaktion ein persönliches Opfer dabei nicht gescheut. Aus dem Ertrage des Blattes die Bogenzahl zu vermehren, ist vor der Hand noch nicht thunlich. Die Redaktion würde aber mit einem Mal aus aller Verlegenheit heraus sein, wenn der Preis um etliche Groschen — etwa 10 — erhöht werden könnte. Für den Bestand des Unternehmens würde dieses Mittel nicht nur unbedenklich sein, sondern geradezu sich empfehlen, da die meisten Exemplare ohne Zweifel in Lesevereinen gehalten werden, die ja für andere Zeitschriften schon einen höhern Preis bezahlen müssen. Allein bei den eigentlichen Lesern und nächsten Freunden, d. h. bei denen, welche das Blatt als Hausblatt halten, würde die Maßregel manchem empfindlich werden, sonderlich den knapp besoldeten Diaspora-Lehrern; — kurz, die wichtige eigentliche Mission des Evangelischen Schulblattes würde Schaden nehmen.

Einstweilen muß daher der Herausgeber die beschriebene Unbequemlichkeit in Geduld zu tragen suchen; und wenn ja zuweilen die werten Leser durch das Erscheinen von Doppelheften in Mitleidenschaft gezogen werden, so mögen sie so freundlich sein, um des guten Zweckes willen — der ihnen hoffentlich zu Herzen gehen wird — nicht gar zu ungeduldig zu werden. Vielleicht bietet sich über kurz oder lang ein besserer Ausweg dar. Die Freunde des Schulblattes könnten ihn bahnen helfen, wenn sie seine Mission gütigst nach Kräften unterstützen wollten. Wie diese Mitwirkung geschehen müßte, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Wollte man hinsichtlich der Lektüre pädagogischer Zeitschriften überall den Grundsatz acceptieren, daß jeder, der kann, eine derselben, die ihm am besten zusagt, als Hausblatt halte und für die Bedürfnisse zweiten Grades mit andern Kollegen einen Lesezirkel verabrede: so würden alle Beteiligten — die Schulwissenschaft, die Journale und der Schulstand — dabei gewinnen. Die „Allgemeine deutsche Lehrerzeitung“ durfte mit gutem Fug darauf aufmerksam machen, daß das jetzt übliche Verfahren — der Lesezirkel — die bedeutenderen Blätter mit den unbedeutenderen ungerechterweise in eine Linie und in eine Lage bringt, und daher jene empfindlich beeinträchtigt. Darunter leidet die Pädagogik und mithin auch der Lehrerstand. Das Interesse der Schule fordert für das, was auf dem pädago-

gischen Gebiete geistig produziert wird, freie Konkurrenz — und das Gewissen fordert nicht minder, daß jeder, der ein solches hat, seine Schuldigkeit d. h. hier, ein kleines Opfer nicht scheue, um dem, was er für recht und gut hält, Raum schaffen zu helfen.[1]) Die üblichen Lesezirkel, welche alles unter das gleiche Maß bringen, hemmen die freie Konkurrenz, den Fortschritt, und schläfern überdies die Gewissen ein, was der schlimmste aller Rückschritte ist. Möchten doch alle pädagogischen Zeitschriften, welche wünschen können, daß das wirklich Bessere durch die freie Konkurrenz sich bewähren möge, auch dem besseren Verfahren in der Lektüre der Schulblätter kräftig das Wort reden.

Die vorstehenden Notizen aus dem Redaktionshaushalt sind dem Schreiber in der That schwer geworden. Nur die so häufigen und nicht unberechtigten Klagen über die Doppelhefte haben sie ihm abgedrungen. Jetzt wissen die geneigten Leser wenigstens Bescheid, und die Redaktion ist hoffentlich ähnlichen Gelegenheits- und Verlegenheitsreden in der Zukunft überhoben. Können sie die werten Freunde ein wenig zur Geduld und Nachsicht stimmen, und vielleicht auch noch einigen andern Wünschen dienen: so wird dieser Erfolg bestens verdankt werden.

Bei dieser Gelegenheit möge auch noch eine separate Bemerkung aus der Redaktionsstube und Redaktionsnot Platz finden.

Es wird manchmal vorgekommen sein und künftig noch vorkommen, daß in unserm Schulblatte ein Aufsatz, oder in einem Ansatze ein einzelner Gedanke sich präsentiert, der etlichen oder vielen Lesern stracks wider die Haare streicht, vielleicht der Redaktion nicht minder. In solchen Fällen wollen diese werten Leser nicht vergessen, daß eine Zeitschrift zunächst eine Gelegenheit zum Verhandeln, nicht aber ein Organ zum Handeln sein soll. Wer nun einer ausgesprochenen Ansicht gegenüber eine ab-

---

1) Es ist ein wunderlich Ding, daß es nicht wenige Leute giebt, die mit aller Bereitwilligkeit jährlich 5, 6, 7 Thlr. opfern, um sich für ein paar Tage den Genuß eines Lehrergesangfestes zu erkaufen, während sie für ein beliebiges Schulblatt, das ihnen das ganze Jahr hindurch dient, nicht einmal einen einzigen Thaler übrig haben. Daß ein sog. Fachmann an einer höheren Schule — ein Philologe, Mathematiker ꝛc. — mitunter sein „Fach“ höher schätzt als die Allermanns-Wissenschaft der Pädagogik — daß je zuweilen ein kunstsinniger Pastor bei einer vakanten Lehrerstelle „vor allen Dingen“ nach einem „ausgezeichneten“ Musiker fragt — das alles ist begreiflich —; wenn aber Volksschullehrer die Musik 5, 6, 7 mal höher taxieren als die Pädagogik, so darf man das doch in der That rätselhaft finden. Vielleicht hat aber Diesterweg das Richtige getroffen, als er einmal in den „Rhein. Bl.“ im Ärger ausrief: „Ja, singen wollen alle;“ — nur hätte wohl noch hinzugefügt werden können: Manche nehmen auch gern einen lustigen Tag mit in den Kauf.

weichende Überzeugung geltend zu machen hat, der melde sich ja zum Wort, d. h. behufs einer weiteren Verhandlung. In einer Verhandlung sind aber nur Gründe, Untersuchungen am Platze — allenfalls auch schlichte Zeugnisse, nicht aber Proteste und ähnliche Demonstrationen, womit man in gewissen hohen Häusern, die doch auch zum Parlieren bestimmt sind, bekanntlich so freigebig ist. Bei einer Verhandlung, namentlich auf den Gebieten höherer Wahrheit, gilt die Majorität, trete sie nun ponierend oder negierend auf, überhaupt wenig; bei dem Schreiber dieses gilt sie sogar sehr wenig: darum ist er auch je und je kein Freund von Protesten mit bloßen Namen und von Massendemonstrationen gewesen, und kann sie nur da billigen, wo sie unumgänglich nötig sind. — Wer sich erinnern will, aus wie vielen Gegenden unseres vielgestaltigen deutschen Vaterlandes Lehrer und Schulfreunde sich in unserm Evangelischen Schulblatte zusammengefunden haben, den wird es nicht wunder nehmen, daß er je und dann etwas zu lesen bekommt, was er bisher noch nicht gehört hatte und ihm zum mindesten befremdlich klingt. Es fehlt viel, sehr viel daran, daß die geistigen Produkte innerhalb der deutschen Grenze in demselben Maße kolportiert und ausgetauscht worden wären, wie dies mit den materiellen seit langem geschehen ist und geschieht. „Vielleicht kann aber das, was einem das Schulblatt Befremdliches zu lesen giebt, in der That eine schärfere Prüfung nicht aushalten?“ — Gut, warum soll aber ein ernstgesinnter nachdenksamer Mann, der einmal eine aparte Meinung hat, sie nicht aussprechen dürfen in einem Kreise Gleichgesinnter, vor denen er sich eben gern aussprechen möchte? Die Prüfung der aparten Meinung wird sich ja finden, sei es im Blatte selbst oder draußen. Man verlange doch nicht, daß die Redaktion eine gar zu strenge Censur übe; wünsche auch nicht, daß sie beim Abdruck solcher separaten Ansichten sofort die eigene abweichende Meinung kund gebe. Das eine wie das andere thut nicht gut. Der Herausgeber macht nicht gern Anmerkungen zu den eingesandten Aufsätzen, und wenn er es thut, so geschieht es in der Regel lediglich im Interesse des Verfassers und der Sache, nicht in der Absicht, den Lesern die eigene abweichende Meinung bemerklich zu machen, und noch weniger zu dem Zwecke, dieselbe im Schulblatte alleingeltend zu machen. In Absicht auf seine persönliche Ansicht und seinen Dienst am Schulblatte sagt er wie weiland der Herausgeber der „Päd. Revue“: „Ich suche nicht Anhänger, sondern Mitarbeiter;“ — und im Blick auf die Leser denkt er: Die können sich selbst nach Bedürfnis abweichende Anmerkungen machen.

Was nun insonderheit die Differenzen auf dem höheren, dem christlichen Gebiete betrifft, so ist männiglich bekannt, daß innerhalb der

deutschen Marken viele Konfessionen, theologischen Schulen rc., die auf dem Boden des Evangeliums stehen wollen, Raum gesucht und gefunden haben. Selbst auf protestantischer Seite, auch abgesehen von den kleinen Sekten, ist die kirchliche Karte immer noch bunt genug: die Lutheraner sind zwei bis dreimal gespalten, die Reformierten nicht minder, und wie viel differente Ansichten unter dem Dache der „Union" herbergen — wer will das aussagen! Daß nun diese Dissentierenden sich gegenseitig mit dem Schwert Petri die Ohren abhauen oder gar totschlagen, ist nicht ratsam; daß sie, die durch staatliche und viele andere Bande umschlungen sind, voneinander keine Notiz nehmen, ist geradezu unmöglich; — was kann nun Besseres und Klügeres geschehen, als über die Wahrheit in Liebe und Geduld miteinander zu verhandeln? Auf rein kirchlichem Boden ist das, wie vor Augen liegt, nicht oder noch nicht möglich; der „Deutsche evangelische Kirchentag" ist noch lange kein „allgemeiner", wie auch die „Allgemeine deutsche Lehrerversammlung" nicht das ist, was ihr Name voreilig vorausnimmt. Wenn nun auf einem naheliegenden verwandten Gebiete — auf dem pädagogischen — ernste Männer aus den verschiedenen kirchlichen und theologischen Lagern, die in lauterem Sinne am geschichtlichen Evangelium festhalten, sich irgendwo zusammenfinden, um mit allem Freimute und ohne andern Zwang als den, welchen die Liebe und die Absicht der Erbauung auferlegt, untereinander zu verhandeln: sollte man eine solche neue Erscheinung auf deutscher Erde nicht mit Freuden begrüßen, nicht mit Eifersucht hegen und pflegen? Schreiber dieses sieht darin etwas so Schönes und Großes, daß ihm das Evangelische Schulblatt eigentlich erst da recht lieb geworden ist, als auch Leute von anderer als rheinischer Art zu dem Blatte Vertrauen faßten und sich zum Worte meldeten. Nach altem Brauche hat der Herausgeber von seinen „Theorien" und von seiner Façon zu denken eine ziemlich gute Meinung; allein er muß doch sagen, wenn im Evangelischen Schulblatte nur diese seine „Theorien", nur Leute seiner Art sich vernehmen ließen, so würden ihm diese Verhandlungen herzlich langweilig vorkommen. Referent hält auch viel auf den Christennamen; allein hier gilt ihm das, was er nach seinem eigenen Augenmaß ist, nicht so gar viel, desto mehr aber das K i r c h e n z e u g n i s — man verstehe recht: nicht das Zeugnis der jeweiligen theologischen oder kirchlichen Freundschaft und Kameradschaft, oder des jeweiligen Ortspastors und Superintendenten, oder der nächstgelegenen theologischen Fakultät, sondern das Zeugnis derer, welche er als wahrhaftige Christen kennt, mögen sie aus Rom oder Genf oder Wittenberg oder London gebürtig sein. Damit soll keine Geringachtung kirchlicher Einrichtungen und Formen ausgesprochen sein: Feste Formen sind einer kirchlichen Gemeinschaft notwendig — vorab

und hauptsächlich in pädagogischer Hinsicht, sodann in einem zweiten Sinne so nötig wie das Skeleton dem Leibe, und in einem dritten wie die Rinde dem Baume und wie die Schwielen der Hand des Arbeiters. Wenn aber kirchliche Gemeinschaften, die auf dem positiven Grunde des Evangeliums aufgebaut sein wollen, durch ihre Konfession und Form gehindert werden, untereinander „Fühlung“ zu halten und in friedliche Verhandlung zu treten, so ist das ein schlimmes Zeichen; schlimmer aber noch würde es werden, wenn auch die einzelnen Glieder dieser Gemeinschaften, sofern sie nach Gemüt, Geblüt und Muttersprache sich kennen und anerkennen, nicht miteinander verkehren und in Sachen, worüber sich ohne Zwist verhandeln läßt, nicht mehr verhandeln wollten. Unser aller einiger Hoherpriester hat gebetet in der Nacht, da er verraten ward: „Ich bitte — — daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt.“ Dies Gebetswort will unter denen, die Christum bekennen und nach ihm sich nennen, die Einigkeit im Geist vorhanden und wirksam wissen — nicht insgeheim, sondern offenkundig, vor der Welt, um der Welt willen, auf daß sie auch glauben lerne. Unzweifelhaft ist das ein großes und schweres Ärgernis, was diesem Willen in den Weg tritt und seine Wirksamkeit aufhält. Das Gebetswort ist vor der Welt verpfändet; die Christen sollen das Ihrige thun, daß es eingelöst werde. Thun sie es nicht, so bleibt das Wort doch stehen und wird in seiner Kraft fortgehen, bis es seine Erfüllung findet, und wenn darüber alle Kirchen, Konfessionen und Sekten, die nicht gehorchen wollen, bis auf den Grund verbrennen müßten in dem Feuer, das der Tag des Herrn anzünden wird. Himmel und Erde mögen vergehen, aber von den Gebetsworten des Herrn wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Titelchen, bis es alles geschehe. Möchten das doch alle Christen in der That und Wahrheit glauben können!

Zweiter Abschnitt.

Lehrerberuf und Lehrerbildung.

1. Etwas über Seminarbildung von einem ehemaligen Seminaristen.[1])

(Ein Bruchstück.)

Sehen wir es als Thatsache an — was auch wirklich Thatsache ist — daß die Seminarien nicht zu den Anstalten gehören, die über Nacht entstanden, daß treffliche Männer sich erst nach ihnen gesehnt, daß andere treffliche Männer sie später mit Eifer und Liebe gepflegt und mit Eifersucht bewacht haben, so kann man nicht anders, als der Behauptung, die fraglichen Institute seien bis zum Kerne hin angefault, einen starken Zweifel entgegenstellen. — „Woher dann aber die mannigfachen Übelstände, welche Rheinische und Nichtrheinische Beobachter in unserm Schulwesen gesehen haben wollen? Ziehen wir der Anklage auch einiges ab, was auf Rechnung des verkehrten, menschlichen Herzens und des verschrobenen Lebens überhaupt zu schreiben, bleibt die Schuldrechnung für die Bildungsanstalten der Lehrer nicht immer noch groß genug? Oder sollten die Ankläger sich über die Forderungen des Lebens, die Leistungen der Schule und den Charakter des Lehrerstandes getäuscht haben?" — Das können und dürfen wir in seinem ganzen Umfange weder bejahen noch verneinen. Unser Zeugnis möchten wir vielmehr so formulieren: Der Schulwagen kracht und knarrt an allen Ecken und Enden und kommt doch so gar bedeutend

[1]) Dies ist die erste von Dörpfeld zum Druck gekommene Arbeit, veröffentlicht von seinem alten Seminardirektor Zahn in dessen Schulchronik 1847: eine Jugend- und jugendliche Arbeit, die aber schon durchaus die charakteristischen Züge der späteren Mannesart an sich trägt. Sie bezieht sich auf einen Artikel derselben Zeitschrift, der von unglaublichen Angriffen auf die „tiefwurzelnde Dünkelhaftigkeit" der Lehrer und namentlich von Vorschlägen eines Ritters von Thadden berichtete, der den Seminaristen diesen Dünkel auszutreiben wünschte. — Die Einleitung mit ihrem mehr subjektiven Herzenserguß ist fortgelassen.

Der Herausgeber.

nicht von der Stelle, wiewohl gute Freunde nach Kräften schieben, und andere, denen es dazu an Sinn, Verstand und Kraft fehlt, nach Herzenslust auf das verwirrte, keuchende Gespann losschlagen.

Da haben wir den Knoten, den Knäuel. Das Leben in seinem Durcheinander von alt und neu, von Sein und Werden, von Festhalten und Verändern hat ihn gebildet, und denen, die einmal regieren wollen und sollen, zur Lösung gegeben. Dadurch aber, daß jeder an dem Fädchen zieht, das er gerade hat fassen können, wird kein Knoten gelöst, und auch dieser Knoten nicht, und von oben herab hinein zu hauen, daß alles reißt und bricht, ist auch nicht jedem zu raten, allenfalls einem Schul-Alexander.

Nur die Erkenntnis seiner Entstehung, der Verwicklung, kann die Einsicht zu seiner Entwicklung geben.

Wie hat es sich nun mit dieser Verwicklung?

Wir meinen: Es ist künstlich vereinigt worden, was hätte natürlich geschieden, und das geschieden, was hätte vereinigt bleiben sollen.

Vor der Einrichtung von Seminaren standen die gewöhnlichen Schulhalter — für die rühmlichen Ausnahmen ist somit Platz offen gelassen — so, daß sie ihr Nebengeschäft, die Schulerei, welches wie das Hauptgeschäft, Schneiderei, Schusterei ꝛc. handwerksmäßig erlernt worden, so handwerksmäßig betrieben, nach Sinn sowohl als nach Methode. Würdige Männer, die ein Herz für das Volk und seine Jugend hatten, und über die herkömmliche Praxis im Schulhalten sich herzlich betrübten, meinten doch, aus dem Schulhandwerk ließe sich machen und müsse man machen — eine freie Kunst, von freien, frommen Meistern geübt, die dann wieder das Ihrige beitragen würden, daß unser Volk ein freies und frommes werde. Warum aber mußte der Gedanke gerade unsere Seminarien ins Leben rufen?

Fürs erste darum, weil man das geringere Gut schon nimmt, wenn man das größere selbst nicht haben kann; man trinkt nur Wasser, wenn man keinen Wein hat, und Franklin hat mit dem Bohrer gesägt, da er das zweckmäßigere Instrument nicht hatte. Zur Einrichtung von kleinern Seminarien, bei deren Geschiedenheit auch die Verschiedenheit Raum gehabt, fehlte es an tüchtigen Männern, tüchtigem Mute und an tüchtigen Mitteln. — Das bisherige Seminarsystem ist ein Ersparsystem. Ein paar Häuser, 3—4 Männer — alles zusammen für 3—4000 Thaler jährlich zu haben — und eine Fabrik ist fertig, die einen ganzen Regierungsbezirk mit Schullehrern versorgt.

Dazu nehme man die Sucht gewisser Leute, alles zu centralisieren, den einst blühenden Aberglauben an die pädagogische Allmacht der ge-

schlossenen Institute, und man wird die Entstehung der Seminarien und ihr Centralisationssystem begreiflich finden.

Daß ein quasi Schutzzoll- oder Monopolsystem hinzutreten mußte, um die neuen Anstalten in Aufnahme und Ruf zu bringen, wird jedermann in der Ordnung finden, der aus Erfahrung und Geschichte weiß, wie es ethischen Institutionen ums Herz ist, die „auf Befehl“ in das Leben eingeführt werden. Denn aus einem lebendigen, dem Volke selbst zum Bewußtsein gekommenen Bedürfnis sind unsere Seminarien nicht hervorgegangen.

Zweitens. Der Feigenbaum wächst und gedeiht nicht in dem Boden und in der Luft, die unsern gemeinen Apfelbaum wohl geraten lassen. So macht die Kunst an den Sinn und die Fähigkeit ihres Jünglings andre Anforderungen als das Handwerk an den Lehrling, und die Meisterschaft dort hat auch wieder andere Voraussetzungen zu ihrem Gedeihen, als die Meisterschaft hier. Die Männer, welche den Versuch machen wollten, nicht Schulhandwerker, sondern Schulkünstler zu bilden, kannten die Voraussetzungen wohl, fanden aber bei den Jünglingen, die sich zu dem Experiment meldeten, das erforderliche Maß an Kenntnissen, Fertigkeiten und allgemeiner Bildung nicht vor. (Die Klage darüber hat auch jetzt noch nicht aufgehört.) Mithin mußte das Seminar neben seiner Hauptaufgabe, in die pädagogische Kunst selbst einzuführen, auch noch das Geschäft übernehmen, den Zöglingen die allgemeine Bildung in Wissen und Können mitzuteilen, ohne welche der besondere Beruf weder gehörig erlernt, noch segensreich betrieben werden kann. So sind unsere Seminarien Fachschulen und Bildungsanstalten zugleich; ein Zustand, so musterhaft wie der, in dem die an sogenannten „doppelten Gliedern“ Leidenden sich befinden.

Drittens. Den Gründern der Seminare war es wohl bekannt, daß dem Schullehrer auf dieser Welt kein glänzendes Los beschieden, daß Anspruchslosigkeit in allen äußern Dingen für ihn zunächst der Feigenbaum ist, unter dem er geruhig und sicher wohnen kann, daß ferner die eintretenden Seminaristen durchschnittlich in einem solchen Alter sind, wo erziehliche Einwirkungen noch einigen Erfolg haben können. Das war Veranlassung und Aufforderung zu der Seminar-Hausordnung, die ihre Genossen unfehlbar dahin bringen zu wollen scheint, wo sie in Selbstverleugnung Arbeit und Armut lieben und in Demut Gehorsam üben.

Die Hausordnung, welche, wie man sagt, in ihren Grundzügen schon durch das Zusammenwohnen so vieler Jünglinge gefordert sein soll, erinnert stark an Kloster und Kaserne. Wunderlich, wenn das Kleeblatt nicht auch andere Mirakulosa und Skandalosa gemeinsam haben sollte.

Aus dem Vorhingesagten scheint uns zur Genüge hervorzugehen:

1. daß der Gedanke und die Gesinnung, welche unsere Lehrerbildungsanstalten ins Leben gerufen, gesund und gut waren;
2. daß die Verkehrtheiten aber, welche die Geschichte der Seminarien bloß gelegt, zum größten Teil da sich eingeschlichen haben, wo man verkehrten Zuständen Rechnung tragen mußte.

Aus diesen Hauptübelständen in dem Bildungsgange unserer Lehrer haben sich die mehr sichtbaren Mißstände ganz natürlich entwickelt (was sich nachweisen läßt), wiewohl wir sehr gut wissen, daß der Hauptsitz und die Wurzel alles Übels im verkehrten, natürlichen Herzen selbst zu suchen.

Hier einige Stücke von diesem Nachweis.

I.

Das Centralisations-System.

Es hat viel Gutes in allen Zweigen des Schulwesens unter uns geschaffen und auch in den Anstalten, die die Lehrerbildung bezwecken.

Das kann nur der leugnen, der in dem Bestehenden nichts Anerkennungswertes finden kann, dessen wir hingegen gar manches zu sehen glauben. Aber wir wollten die verwerflichen Folgen nachweisen! —

Fassen wir es kurz! —

Die Jünglinge, wie sie in den Seminarien sich zusammengeworfen finden, sind nach Charakter, Lebensweise, Kenntnissen, Bildung, und, was besonders zu beachten, rücksichtlich ihres innern religiösen Lebens sehr verschieden, so verschieden als Menschen überhaupt sein können.

Nun geht das gegenseitige „Abschleifen" los — was wird da nicht alles abgeschliffen! — und geht so lange fort, bis in dieser geschlossenen Gesellschaft eine gewisse öffentliche Meinung sich ausbildet, die während der Seminarzeit fast nicht zu erschüttern ist und erst nach und nach durch das Leben im „Leben" sich korrigiert. Von welcher Art dieselbe, und wie die Geister in und nach ihr sich bewegen, ist nicht schwer zu erkennen. Im Vordergrunde steht: die Manie, den Studenten en miniature zu spielen; dann folgt der jugendliche, rücksichtslose Übermut und Freiheitsdrang; ferner: Hochschätzung und Überschätzung des erwählten Berufes und damit auch der eigenen Person; daraus entwickelt sich weiter ein Widerstreben, nicht gerade gegen die Aufsicht der Kirche, sondern gegen die Beaufsichtigung der Geistlichen als solchen. —

Ist der Direktor — oder ein einflußreicher Lehrer — ein Eiferer um die Vernunftgläubigkeit, so werden die jungen Schulkunstjünger ganz erschrecklich rationale Leute und fanatische Schwärmer für die Aufklärung

des Volkes. Ein solcher Mann braucht nur ein Jahrzehnt zu wirken, so ist der Lehrerstand eines ganzen Bezirks auf Jahre lang hin mit Licht und die Gemeinden mit Lichtfreunden versorgt.

Ist der Seminardirektor in seinem Kerne das Gegenteil des vorigen, und vergißt in *seinem* Eifer für sein Evangelium, daß nicht alle Bäume Blüten und Früchte zugleich bringen, daß das Wichtige neben dem Wichtigsten noch immer etwas ist, so giebt's bei aller Erbauung häufig Dinge zu sehen, die nicht sehr erbaulich sind. Bildet sich die bezeichnete öffentliche Meinung nicht zu einer förmlich oppositionellen aus — das Gegenteil wäre nicht unmöglich, da wir bekanntlich nicht mehr in dem Zeitalter der Unbefangenheit leben, wo der Zweifel für die größte Sünde gehalten wurde — dann strebt jeder danach, das Zeugnis der Echt- und Rechtgläubigkeit, wenn auch nicht zu verdienen, doch wenigstens zu bekommen. Daß der letztere Fall schlimmer ist, nämlich für die Personen selbst, als der erstere, kann kaum bezweifelt werden.

So sehen wir schon ein gut Teil der Verkehrtheiten, die der Verkläger an unserm Lehrstande tadelt, mit Notwendigkeit gerade durch das sonst mitunter so beliebte Centralisationssystem in dem Bildungsgange der Lehrer, wenn nicht hervorgerufen, doch gepflegt. — Auf einige andere Übel, welche aus derselben Quelle fließen, werden wir weiter unten zurückkommen.

II.

Die gemischte Ehe von Bildungsanstalt und Berufsschule.

Vergegenwärtigen wir uns vorher, wie das Seminarleben nach der erwähnten Seite hin sich darstellt.

Gar sehr verschieden an Kenntnissen und Fertigkeiten treten die Zöglinge ein.

Sie empfangen denselben Unterricht in Wissen und Können mannigfacher Art, wie es eine für ihren Stand tüchtige allgemeine Bildung fordert. Daneben erhalten sie theoretische und praktische Anleitung in ihrer speciellen Berufsthätigkeit. In zwei Jahren wird das Ganze absolviert und dann die Rechnung gemacht.

Das Zeugnis resp. die Nummer hängt zunächst — ein gesittetes Betragen vorausgesetzt — von der Tüchtigkeit im Können und Wissen überhaupt ab. — Und die Folgen davon?

1. Fürs erste ist doch wohl dem Unparteiischen, d. h. dem Nichtseminaristen und Nichtseminarlehrer, klar, daß die Masse des zu Lernenden und zu Übenden innerhalb zweier Jahre auch von den Tüchtigsten nicht vollständig gelernt und eingeübt werden kann. Und dennoch kann der

Unparteiische wieder nicht umhin, das wirklich Geleistete mitunter zu bewundern. Ein Ruhekissen darf das aber nimmermehr werden, vielmehr eine Aufforderung mehr, die wirkenden Kräfte noch besser zu benutzen, und nicht sich abmühen zu lassen, Wasser in ein Sieb zu schütten. Das geschieht aber bei dem herkömmlichen zweijährigen Kursus, trotz der tüchtigen Lehrer und der eifrigen Zöglinge, was jeder Lehrer bezeugen wird, der 2—4 und mehr Jahre das Seminar mit seinem Lernen hinter sich hat. Er hat es auch einmal gelernt und gewußt: „der süße Trost ist ihm geblieben."

2. Bei dem Spornen und Drängen nach Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten, nach Bildung überhaupt, bleibt der andere Neben-, eigentlich Hauptzweck der Seminare gerade in den Bessern mitunter erschrecklich weit abseits liegen. Lehrer, Examen, Zeugnis, Ehrgeiz, Lernbegierde — alles drängt nach dem ersten Ziele hin. Den sogenannten praktischen Übungen im Unterrichten unterziehen sich die Zöglinge solcher Seminare in der Regel nur mit einer gewissen Antipathie, die aber so natürlich ist, als sie in Wahrheit vorhanden.[1]) Dem theoretischen Unterrichte in pädagogischen Dingen geht mithin auch viel ab an Anschaulichkeit, Gründlichkeit und Interesse, was da sein könnte, wenn derselbe mit den praktischen Übungen im Schulhalten in die geeignete Verbindung gesetzt würde.

Beklagenswerte Lückenhaftigkeit in der Neben- resp. Hauptsache ist die andere Folge der Mischehe.

3. Um recht sicher zu gehen und recht gründlich zu lehren, fängt man im Seminar in allen Lehrgegenständen, sozusagen, von vorn an, schreitet im ersten Jahre langsam und bedächtig fort, und bemüht sich dabei zugleich, über die Methodik des Unterrichts in dem betreffenden Gegenstande treffliche Winke zu geben. Der Seminarist, wie er gemeinhin ist, läßt sich das Winken als etwas, was irgend einer Schwäche des Lehrers gut zu schreiben, gefallen, meint aber, in der Rechenstunde z. Ex. habe er vornehmlich das Rechnen selbst zu lernen. Meint er weiter in den Lehrstunden ließe sich wirklich etwas profitieren, so greift er zu und ist, wie man sagt, ein guter Schüler. Die, welche vor der Seminarzeit Gelegenheit gehabt haben, etwas zu lernen und auch wirklich etwas gelernt haben, kommen bei dem ersten anfänglichen Unterricht — versteht sich in gewissen Lehrgegenständen — nicht selten zu der fatalen Meinung, für sie gebe es vorläufig noch nichts zu thun, da die Sache eben nicht neu und nicht be-

[1]) Freilich tritt dann gewöhnlich am Ende des Kursus ein Verlangen ein, einmal praktisch thätig sein zu können, was aber dann auch wiederum etwas Krankhaftes an sich trägt.

sonders schwierig ist. Einige „schwänzen“, lesen Gedichte, Romane u. s. w. oder thun sonst etwas, was nicht im Lektionsplan steht; andere beschäftigen sich hauptsächlich mit irgend einem Lieblingsfache; noch andere treiben anderes. Alle aber stehen nur mit einem Fuße in der Anstalt. — Im Verlauf der Zeit sieht man wohl die Rollen vertauscht. Der Gang des Unterrichts nimmt, so wie der zweite Kursus sich verläuft, eine beschleunigte Bewegung an, wie der fallende Stein: Dies und das muß nach Recht und Herkommen durchgemacht werden. Die Fähigern und Gefördertern gewinnen nach und nach ein Interesse an dem, was da vorgeht, falls sie nicht mittlerweile auf andere „interessante“ Dinge gefallen sind, schicken sich zum Laufe an und stellen sich ins erste Glied; das zweite Glied, der Mittelschlag hält seinen alten Trab; die sogenannten „schwachen Köpfe“ — nach alter Sitte sonst gar „gute Jungen“ — was thun die? Einer keucht hinterdrein, der andere sieht in behaglicher Resignation dem Wettrennen zu; ein dritter läßt ermattet die Flügel hangen, geht in Verzweiflung hin — steckt eine Pfeife an, und läßt sich eine „Stange Bier“ geben. So sieht man, daß die gemischte Ehe hier so wenig Heil bringt, als auf andern Gebieten. Nicht nur, daß bei dieser Bodenbeschaffenheit die Ernte an guten Früchten nicht gar zu reichlich ausfällt; recht eigentliche Wucherpflanzen, als: Dünkelhaftigkeit, Steigerung zum dolce far niente, zum Lesen leichter und seichter Schriften u. s. w. mögen in dem Erdreich vortrefflich gedeihen, wovon man sich bei näherer Untersuchung noch besser überzeugen kann.

4. Der Mensch als einzelner, in der Nation, und in seinem Geschlecht überhaupt, nimmt im Verlauf seiner Entwicklung ein immer bestimmteres Gepräge, einen unterscheidenderen Charakter an, er specialisiert sich, und damit wird der Kreis, in dem er sich mit Interesse bewegt, stetig enger.[1]) Der Geist in seiner Kindheit und Jugendlichkeit beschäftigt sich aus innerm Drang und läßt sich beschäftigen — Weisheit dabei vorausgesetzt — mit gar verschiedenen und verschiedenartigen Dingen, so daß die ruhige kräftige Entwicklung nicht nur nicht gestört, sondern vielmehr gefördert wird, und es ganz widernatürlich ist, die jugendliche Kraft auf ein bestimmtes Objekt vor der Zeit zu richten. Dies gilt in gleicher Weise vom Gemüt, wie von andern Seelenkräften. Gleich unnatürlich und heillos ist es aber auch, für die Bildung des Menschengeistes im Verlauf der Zeit diese Vielheit und Mannigfaltigkeit der Objekte nicht mit Weisheit zu beschränken, der Sammlung und Konzentrierung, der rechten Einseitigkeit, keinen Raum zu geben.

---

[1]) Von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet — wieder weiter.

..rheiten, die sonst jedermann bekannt, gegen die aber
.en Seminarsystem sehr gesündigt wird. An einem
'n Gebrechen muß darum der Bildungsgang der Schul=

m Alter, wo der Geist offenbar das Bedürfnis und das
sich mehr mit einzelnen Gegenständen oder einem Gegen=
issen, sie zu erfassen und zu durchdringen, wo das Gemüt
·ung dem Ziehen und Zerren von außen her sichtbarlich wider=
der junge Mensch in das zerstreuende Drängen und Treiben
narlebens geworfen. Zwanzig verschiedene Lehrobjekte tanzen an
iber, und mit jedem derselben soll er ein Tänzchen machen. Treibt
inneres Bedürfnis hierhin, so heißt das Kommando: dorthin!
: er über die möglichen Beweise für den pythagoräischen Lehrsatz
ı, so ruft die Glocke zum Musizieren u. s. w. Was Wunder, wenn
Verlauf der Zeiten Kopf und Herz halb wirr, halb leer, und der
rakter unsicher und schwankend sich erweist.

Das ist doch sehr betrübt; die andere Seite des Doppelgebrechens
. es nicht minder.

b) Es ist dem Schullehrer in seinem Bildungsgange gar keine Zeit und keine Gelegenheit gegeben, unter Anleitung eines tüchtigen Mannes sich theoretisch und praktisch mit einem d. h. *seinem* Gegenstande eine Zeitlang ausschließlich zu beschäftigen. — Regel ist das wenigstens; damit sind Ausnahmen zugegeben. —

So entbehrt er denn die notwendige, wünschenswerte, von Meister=hand angelegte Grundlage für die theoretische und praktische Durchbildung in seinem Berufe. Ohne Grund läßt sich gar nicht, und ohne gute Grundlage nicht gut bauen; zu dem enthält ein regelrechtes Fundament treffliche Winke in sich für den regelrechten Weiterbau. Das gilt schon bei der Architektur in der Körperwelt, mehr aber noch in der Welt des Geistes.

Wie es mit dem Fundament und dem Plan des Häuschens stehen muß, das der Seminarist künftig zu bewohnen hat, ist aus der bestehenden Einrichtung der Seminarien leicht zu begreifen, und wie es in Wahrheit und Wirklichkeit damit steht, läßt sich aus der Erfahrung ableiten. Auf beiden Wegen kommt man zu demselben Resultat.

Während *der eine* sein Häuschen nimmt, wie es andere Leute ihm hingesetzt haben, das aber von jedem Posaunenton, den ein Johann Ball=horn ob einer verbesserten Fibel ausstößt, schon bis zum Fundament er=schüttert wird, legt der *andere* auf eigene Hand ein zweites palais royal an, zu dessen Ausbau ihm doch, nach aller verständigen Leute

sonders schwierig ist. Einige „schwänzen", lesen Gedichte … ihm in dem
oder thun sonst etwas, was nicht im Lektionsplan steht … als jenem in
sich hauptsächlich mit irgend einem Lieblingsfache … ssen, Schnee und
anderes. Alle aber stehen nur mit einem Fuße …
Verlauf der Zeit sieht man wohl die Rollen … den „Schullehrer des
Unterrichts nimmt, so wie der zweite Kursus … andere spekuliert über die
Bewegung an, wie der fallende Stein: … Philosophie gegründet."
und Herkommen durchgemacht werden. … hätte gar nicht wohl; da
gewinnen nach und nach ein Interesse an … ins Leben: möchte gern
nicht mittlerweile auf andere „interess … Seelsorgergehülfen spielen; oder
sich zum Laufe an und stellen sich … in der Wissenschaft und
der Mittelschlag hält seinen alten … zum Wohl der arbeitenden
— nach alter Sitte sonst gar „g … oder fabriziert Büchlein fürs
keucht hinterdrein, der andere … u. s. w. Eben diese sogenannten
rennen zu; ein dritter läßt … in praxi nicht vernachlässigen, daneben
zweiflung hin — steckt eine … theoretisch tiefer zu erfassen, oder,
geben. So sieht man, da … andern Seiten hin Luft machen, be-
als auf andern Gebieten … das eine nicht thun und das andere
die Ernte an guten Früc … bei ihnen an der theoretischen und
Wucherpflanzen, als: … zu einer gediegenen Fachbildung
zum Lesen leichter un…
vortrefflich gedeihen, …
überzeugen kann.

4. Der Me… auf eigenen Füßen stehen und gehen kann und
schlecht überhaup… nimmt, so ist das vernünftig; wenn ein anderer
stimmteres Gep… will, wo der Schulstock abgeschnitten worden, den
sich, und dan… gegeben, und ein dritter auch einmal sieht, was
stetig enger.[1] … von ihm etwas zu lernen, und hat er etwas ge-
sich aus inn… zu helfen, so ist ihnen das an und für sich gar
ausgesetzt … Daß es überhaupt aber Leute in der Welt giebt, die
die ruhig… auf eigenen Füßen stehen und gehen können; daß es andere giebt,
gefördert … auf eigene Faust hin Narren sind und einen Wald durchstöbern,
ein besti… aller verständigen Leute Urteil für sie nur ein Labyrinth ist;
Weise … weiter in der kleinen Schulwelt „Meister" giebt, welche den
und … und Gesetzen nachspüren, die Geisterreich und Körperweltgewühle
Verlau… aber nicht daran denken, den methodischen Gang des von ihnen
mit … gebrauchten Rechenbuchs zu begreifen, oder, die über die Harmonie der
recht… Evangelien und die Einheit in der Dreiheit grübeln, während sie das
Quadrivium oder Trivium in der Schule so unharmonisch und unein-
heitlich als möglich traktieren: das ist, meinen wir, ein nicht zu leugnen-
der Übelstand.

Mißstände werden fortwährend bei der bisherigen
unter Mühe und Not gepflegt, versteht sich.
Aber es ist doch mehr als betrübend,
dieser zusammengekuppelten Mischehe halb
. guten Treuen zur Pflege übergeben, sich
lassen, daß es unter dieser Pflege nicht das
r andern Händen hätte werden können. Wir
.ches noch menschliches Gesetz wird etwas dawider
Scheidung dieser gemischten Ehe antragen.

III.

Die Hausordnung im Seminar.

Der fatalste Punkt, sowohl für die Beurteilung überhaupt,
öffentliche Besprechung. Einerseits ist es so schwer, das
vom Verkehrten, das Zuwenig und das Zuviel vorurteilsfrei zu
andrerseits läßt sich nicht alles sagen, was wohl zu sagen wäre.
Es muß nicht alles öffentlich sein. —

Ein weniges sei aber doch gesagt.

Fürs erste ist uns klar und wahr: ohne bestimmte Hausordnung kann ein Seminar, wie es dermalen ist, nicht bestehen. Auch bekennen wir uns nicht zu denen, die das junge Volk mit Hätscheln und Streicheln groß ziehen wollen, und halten die strengere Hausordnung gegenüber der laxeren nimmer für die schlechtere, da ein sich selbst überlassener Mensch eher verwildert, als ein unter der strengsten Zucht stehender zum gemeinen Sklaven wird — was das Militärleben beweist.

Dennoch können wir zu der herkömmlichen Seminarhaushalterei kein Vertrauen fassen.

a) Die meisten Zöglinge der Seminarien waren vorher Hülfslehrer, was hierzulande ungefähr so viel heißt wie freie, selbständige Leute, wenigstens im Vergleich zu ihrer derzeitigen Stellung. Nachher sehen sie sich auch wieder auf eigene freie Füße gestellt. So ist eine Kluft zwischen der Lebensordnung im Seminar und der Lebensweise vorher und nachher, die zum mindesten bedenklich ist.

b) Wäre das Seminar eine Kaserne, so wüßten wir vorläufig nichts zu erinnern. Jenes ist aber unseres Wissens noch nicht dekretiert, wird's auch wohl, solange der Ritter von Thadden nicht Regente ist, nicht werden: das Seminarleben hat eine andere Basis als den kategorischen Imperativ. Dennoch soll der Seminarlehrer nicht nur die erwähnte Kluft ausfüllen, sondern auch noch zwischen Gesetz und Evangelium den Vermittler machen. Ist das nicht mehr, als man einem Menschen aufbürden

Urteil, Zeit, Geld, Kraft, kurz, alles Nötige abgeht, und es ihm in dem öden, leeren, unfertigen Gebäude nicht wohler werden kann, als jenem in seinem Hüttchen, da der Sturm dasselbe noch besser fassen, Schnee und Regen noch besser hineinfahren können.

Ohne Bild: Der eine hält sich z. B. an den „Schullehrer des neunzehnten Jahrhunderts," oder des etwas; der andere spekuliert über die „neuste Psychologie" und die neuste „Pädagogik auf Philosophie gegründet." Ein dritter ist da, dem ist in seiner Werkstätte gar nicht wohl; da giebt's ja nichts als Handwerksgeräte. Er muß ins Leben: möchte gern den Gemeinderat, den Presbyter, den Seelsorgergehülfen spielen; oder spielt wirklich den Musikanten, den Dilettanten in der Wissenschaft und Kunst, ist eifriges Mitglied eines „Vereins zum Wohl der arbeitenden Klassen," des landwirtschaftlichen ꝛc. Vereins; oder fabriziert Büchlein fürs liebe Volk und für die liebe Jugend u. s. w. Eben diese sogenannten strebenden Lehrer, die ihr Amt in praxi nicht vernachlässigen, daneben aber sich abmühen, ihre Berufsthätigkeit theoretisch tiefer zu erfassen, oder, abirrend, ihrem Wissensdrange nach andern Seiten hin Luft machen, beweisen so gut wie diejenigen, welche das eine nicht thun und das andere lassen, zur Genüge, wie sehr es bei ihnen an der theoretischen und praktischen Grundlage zu einer gediegenen Fachbildung gemangelt hat.

Wenn jemand nicht auf eigenen Füßen stehen und gehen kann und nun eine Krücke zu Hülfe nimmt, so ist das vernünftig; wenn ein anderer jemand den Wald sehen will, wo der Schulstock abgeschnitten worden, den man ihm in die Hand gegeben, und ein dritter auch einmal sieht, was sein Nachbar macht, um von ihm etwas zu lernen, und hat er etwas gelernt, bei Gelegenheit zu helfen, so ist ihnen das an und für sich gar nicht zu verargen. Daß es überhaupt aber Leute in der Welt giebt, die nicht auf eigenen Füßen stehen und gehen können; daß es andere giebt, die so auf eigene Faust hin Narren sind und einen Wald durchstöbern, der nach aller verständigen Leute Urteil für sie nur ein Labyrinth ist; daß es weiter in der kleinen Schulwelt „Meister" giebt, welche den Kräften und Gesetzen nachspüren, die Geisterreich und Körperweltgewühle bewegen, aber nicht daran denken, den methodischen Gang des von ihnen gebrauchten Rechenbuchs zu begreifen, oder, die über die Harmonie der Evangelien und die Einheit in der Dreiheit grübeln, während sie das Quadrivium oder Trivium in der Schule so unharmonisch und uneinheitlich als möglich traktieren: das ist, meinen wir, ein nicht zu leugnender Übelstand.

Und alle diese Mißstände werden fortwährend bei der bisherigen Praxis in den Seminarien unter Mühe und Not gepflegt, versteht sich, in der wohlmeinendsten Absicht. Aber es ist doch mehr als betrübend, wenn ein Menschenkind, das sich dieser zusammengekuppelten Mischehe halb gezwungen, halb freiwillig in guten Treuen zur Pflege übergeben, sich nachher dafür muß abstrafen lassen, daß es unter dieser Pflege nicht das geworden ist, was es unter andern Händen hätte werden können. Wir denken also, weder göttliches noch menschliches Gesetz wird etwas dawider haben, wenn wir auf Scheidung dieser gemischten Ehe antragen.

III.

Die Hausordnung im Seminar.

Das ist der fatalste Punkt, sowohl für die Beurteilung überhaupt, als für die öffentliche Besprechung. Einerseits ist es so schwer, das Richtige vom Verkehrten, das Zuwenig und das Zuviel vorurteilsfrei zu scheiden, andrerseits läßt sich nicht alles sagen, was wohl zu sagen wäre. Es muß nicht alles öffentlich sein. —

Ein weniges sei aber doch gesagt.

Fürs erste ist uns klar und wahr: ohne bestimmte Hausordnung kann ein Seminar, wie es dermalen ist, nicht bestehen. Auch bekennen wir uns nicht zu denen, die das junge Volk mit Hätscheln und Streicheln groß ziehen wollen, und halten die strengere Hausordnung gegenüber der laxeren nimmer für die schlechtere, da ein sich selbst überlassener Mensch eher verwildert, als ein unter der strengsten Zucht stehender zum gemeinen Sklaven wird — was das Militärleben beweist.

Dennoch können wir zu der herkömmlichen Seminarhaushalterei kein Vertrauen fassen.

a) Die meisten Zöglinge der Seminarien waren vorher Hülfslehrer, was hierzulande ungefähr so viel heißt wie freie, selbständige Leute, wenigstens im Vergleich zu ihrer derzeitigen Stellung. Nachher sehen sie sich auch wieder auf eigene freie Füße gestellt. So ist eine Kluft zwischen der Lebensordnung im Seminar und der Lebensweise vorher und nachher, die zum mindesten bedenklich ist.

b) Wäre das Seminar eine Kaserne, so wüßten wir vorläufig nichts zu erinnern. Jenes ist aber unseres Wissens noch nicht dekretiert, wird's auch wohl, solange der Ritter von Thadden nicht Regente ist, nicht werden: das Seminarleben hat eine andere Basis als den kategorischen Imperativ. Dennoch soll der Seminarlehrer nicht nur die erwähnte Kluft ausfüllen, sondern auch noch zwischen Gesetz und Evangelium den Vermittler machen. Ist das nicht mehr, als man einem Menschen aufbürden

darf? — Und ein Seminarlehrer ist doch auch ein Mensch, sozusagen. Ein Grund mehr zu Bedenklichkeiten!

Um nun kurz zu sagen, was wir von dem Experiment halten, die heranwachsenden Lehrer durch die herkömmliche Seminarhausordnung so recht gründlich zur Demut, zur Genügsamkeit, zum Fleiß, und allen andern guten Dingen zu erziehen. Es sei denn, daß ein Seminarhaushalter die absonderliche Gabe besitze, dem jungen Volke das Quecksilber aus den Gliedern, den Freitheitsschwindel, den Übermut und Leichtsinn aus dem Kopfe, die eingeborne Sünde aus dem Herzen zu zaubern, schlechte Kost schmackhaft und andauernde Arbeit lieb zu machen, sonst muß er, je gewissenhafter er ist, desto eher zu schanden werden oder sich mit einem Resultat, so gut und so schlecht als das bisherige, begnügen, was aber noch keinen vernünftigen Mann befriedigt hat. Darum wolle man nicht Trauben lesen von den Dornen! — „Also eine militärische Kaserne, Hausordnung und Disciplin?“ — Man wolle auch nicht Feigen lesen von den Disteln!

Als resultierender Schlußsatz der vorhergegangenen Untersuchung ergiebt sich die These, welche wir oben an die Spitze stellten: Bei dem herkömmlichen Seminarsystem hat man vereinigt, was hätte geschieden bleiben sollen, und gebunden, was besser los geblieben wäre.

Stadt- und Landschullehrerseminare.

Noch müssen wir einen Übelstand erwähnen, auf den oben hingewiesen worden, zu dessen Hebung man die Einrichtung von besondern und gesonderten Seminarien für Stadt- und Landschullehrer vorgeschlagen hat. Diesem Gedanken liegt eine sonnenklare Thatsache zu Grunde. Man muß bemerken, daß es Lehrer auf dem Lande giebt, die nichts weniger als geeignet für solche Stellen sind. Diese Ungeeignetheit tritt auf sehr vielen Punkten hervor. Der Lehrer A. ist im städtischen Leben aufgewachsen, hat sich die dort geltende Mode in Benehmen und Lebensweise angeeignet; er ist seinen Landleuten zu fein, sie ihm zu grob: es will sich nicht reimen, wie sehr beide Teile es vielleicht wünschen. B. hält sich in vornehmer Manier fremd und fern, so daß ein vertraulicher Verkehr zwischen ihm und seinen Interessenten nicht statt haben kann. C. hat das Bedürfnis, mit gebildeteren Leuten, als seine Bauern sind, zu verkehren; in ihrer Gesellschaft ist ihm auf die Dauer nicht wohl. D. hat mit seiner Stelle hübsches Ackerland bekommen; es fehlt ihm aber Lust und Geschick, es zu bewirtschaften. E. dociert und treibt solche Dinge in seiner Schule, wie wenn seine Schüler allesamt zu gelehrten Studien bestimmt

wären. F. sehnt sich vom Lande fort in die Stadt, weil seine Stelle zu gering dotiert ist, um seinen Bedürfnissen zu genügen u. s. f.

Andrerseits mag es Lehrer in Städten geben, die auf dem Lande besser am Platze wären. Ein solch verschobener Zustand, bei dem viele das so recht geeignete Plätzchen nicht finden können, ist sehr böse und bedauerlich.

Das herrschende Seminarsystem trägt aber ein Bedeutendes zu dieser Verworrenheit bei. Denn das dürfte doch wohl klar sein: Wenn es möglich wäre, die Schulstellen in echt ländliche und echt städtische zu scheiden, so könnte es nicht wohlgethan sein, die Lehrer für diese und jene nach einem Schnitt zu bilden und zu erziehen. Der Lehrer auf dem Lande braucht nicht absolut Klavier- und Orgelspiel zu verstehen, dagegen wäre praktische Geometrie und Kenntnisse in landwirtschaftlichen Dingen für ihn sehr wünschenswert; beim Stadtlehrer dürfte es sich ungefähr umgekehrt verhalten. Wichtiger noch als das, muß der Unterschied in der Lebensweise überhaupt sein. — Unseres Wissens nimmt die herrschende Praxis in der Lehrerbildung darauf nicht gebührend Rücksicht; freilich wüßten wir auch nicht, wie darauf Rücksicht zu nehmen wäre, ohne die herrschende Praxis zum Teil auf den Kopf zu stellen. Wohl hat man in jüngster Zeit Klavier- und Orgelspiel in den Seminarien aus der Reihe der notwendig zu lernenden Dinge gestrichen. Ferner ist befohlen worden, den Seminaristen und zwar allen, in der Obstbaumzucht Anleitung zu geben. Die aber wollen bei diesen Neuerungen schlecht anbeißen. Nur sehr wenige machen von der Dispensation in Klavier- und Orgelspiel Gebrauch, und nicht mehr dürften sein, die mit Lust und Liebe beim Pflanzen und Pfropfen sich beteiligen. Es hat das seinen guten Grund. Die meisten echten Landschulen sind im Vergleich zu denen in Städten und den sogenannten Kirchenstellen schlecht dotiert. Der Seminarist nun hat, soweit er an eine künftige Pfründe denkt, nicht gerade die schlechteste im Auge. Um zu diesen zu gelangen, ist aber durchweg das Orgelspiel erforderlich. Falls er nun nicht ganz unmusikalisch ist, klimpert er darauf los, hoffend, endlich doch in eine schöne Pfarrschulstelle hineinzuschlüpfen. Daß dann von denen, welche eine Landschule nicht im Auge haben, auch nicht erwartet werden kann, sie würden neben den vielen und verschiedenartigen Lehrgegenständen sich auch noch eifrig mit der Baumzucht befassen, liegt, unserer Meinung nach, auf platter Hand.

Die Veränderungen ändern mithin nicht viel zum Bessern, und die Behauptung, die Seminarien, indem sie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen wollten, schlügen mutmaßlicherweise nur beiden die Flügel ab, bleibt noch in Kraft.

Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, und was Gott geschieden hat, soll der Mensch nicht zusammenfügen wollen. —

Unsere Meinung, wie es mit der Bildung der Lehrer zu halten sei, läuft am Ende auf etwas Ähnliches aus wie die Einrichtung von Bildungsanstalten für Stadt- und Landschullehrer. Der Gedanke, welcher dieser Scheidung zu Grunde liegt, dünkt uns ganz richtig; wofern man aber die alte Einrichtung in ihren Grundzügen: Centralisation und Monopol, Vereinigung von Bildungsanstalten und Berufsschule, Klosterschul-Hausordnung — beibehalten will, so sehen wir darin nichts mehr, als eine Transponierung der alten Melodie in andere Tonarten mit Beibehaltung der herkömmlichen Harmonie resp. Disharmonie.

Sagen wir nun unsere Meinung.

Zu oberst stellen wir Luthers Wort: „Es ist nicht eine geringe Kunst, die auch nicht möglich ist, daß sie ungelehrte Leute haben, andere klar und richtig lehren und unterrichten.“

Das Schulhalten ist eine Kunst und nicht ein Handwerk.

Daraus folgt uns:

1. Die Erlernung derselben setzt eine höhere Bildung voraus, als die des Handwerks, auch fordert die segensreiche Ausübung dieser Kunst mehr Einsicht in den Gegenstand und mehr Umsicht.

2. Das Schulhalten wird gelernt durch Übung, aber nicht durch bloßes Absehen und Nachmachen, sondern durch eigenes Üben unter der Anleitung eines Meisters und weiterhin durch Anschauung der Muster alter und neuer Zeit. Da die Schulkunst neben der praktischen Seite auch eine theoretische, eine Wissenschaft und eine Geschichte hat, so versteht es sich, daß der nach Einsicht und Umsicht, nach Vollendung strebende Meister der Schule sich, nach Maßgabe seiner allgemeinen Bildung, auch mit der Wissenschaft und der Geschichte seines Gegenstandes zu befassen hat. Die Bildungsanstalten für Lehrer haben auch darin den Grund zu legen und zu weiterer Ausbildung Anleitung zu geben.

Wofern man nun einmal etwas Ganzes haben will, muß Sorge getragen werden:

1. für die allgemeine Bildung der Lehrer, wie sie ihrem Stande angemessen;

2. für die Einführung in die praktische Schulthätigkeit;

3. für Mittel und Wege, die es den Lehrern möglich machen, ihren Beruf nach seiner theoretischen und historischen Seite tiefer und nach der praktischen Seite hin kunstmäßiger zu erfassen.

2. Beitrag zur Kritik des pädagogischen Phrasentums.

Vor nun ca. vier Monaten haben wir in diesen Blättern den „Pädagogischen Jahresbericht“ als ein im ganzen solides Unternehmen und speciell den 10. Jahrgang (1857) als ein Buch, woraus ein strebsamer Lehrer viel lernen könne, unsern Lesern empfohlen. Nach dieser vorausgegangenen Anerkennung und Empfehlung — wobei wir hauptsächlich die Berichte der Fachmänner über die einzelnen Unterrichtsgegenstände im Auge hatten — haben wir nun auch um so mehr die Pflicht und das Recht, frei und unumwunden auszusprechen, was wir an diesem Jahrbuch nicht loben können, was wir im Gegenteil entschieden tadeln müssen. So geschehe denn, was unser Dienst fordert.

Unsere Ausstellungen und Wünsche beschränken sich zunächst auf einen Hauptpunkt. Wir exemplifizieren sie an der Pädagogischen Journalschau S. 687—701. Dort heißt es in der Beurteilung der einzelnen Zeitschriften:

„Allgemeine deutsche Lehrerzeitung. Das Blatt vertritt die Grundsätze der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung. Direktor Schulze in Gotha formulierte dieselben in der 8. Versammlung folgendermaßen: „„Keine Umkehr, sondern reger Fortschritt — kein geisttötender Mechanismus, sondern freie Geistesentwicklung, kein toter Gedächtniskram, sondern selbständiges Denken und lebendiges Wissen — keine der Forderungen der Zeit widersprechende, sondern dem jetzigen Standpunkt der Pädagogik entsprechende und an das Leben, wie es ist, sich eng anschließende Schuleinrichtung.““ Derartiger Grundsätze braucht sich niemand zu schämen.“[1])

Also das sind charakteristische Grundsätze, die wirklich das setzen, was auf dem pädagogischen Gebiete jetzt in Frage steht, was diskutiert werden muß?

Die erste These oder Antithese ist so, wie sie da steht, schlechthin unwahr. Schon die Weisheit auf der Gasse sagt: Besser umkehren,

---

[1]) Wir haben hier und weiterhin, wie der Leser ohnehin leicht merken wird, nicht die ganze Beurteilung der betreffenden Zeitschriften angeführt, sondern nur diejenigen Stellen daraus, durch die der Recensent den Kern ihres Charakters, den allgemeinen pädagogischen Standpunkt der Herausgeber zeichnen will. Seine Urteile über den Wert des Inhaltes und der Form der einzelnen Arbeiten gehen uns hier nicht an, sondern nur die Weise, wie er den Charakter der Blätter würdigt und bezeichnet.

als übel fortlaufen; und: Was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem rechten Wege ist? — In einem bestimmten Falle kann es richtig heißen: Keine Umkehr, sondern Fortschritt; in einem andern: Kein Fortlaufen, sondern Umkehren. Allgemein Umkehr und Fortschritt — jedes zu seiner Zeit, an seinem Orte; so lautet unsere Erfahrung und Logik.

Die zweite These ist logisch unrichtig, ebenso die dritte; es sind nicht wirkliche Gegensätze, was dort als solche aufgeführt ist.

Das Gegenteil von geisttötendem Mechanismus ist geistbildende Mechanik. Jener ist, wie das Beiwort eben sagt, vom Übel. Wer hat das je bezweifelt? Diese aber ist etwas Treffliches. Alle, die sich praktisch oder theoretisch mit der Pädagogik befaßt haben, von den Alten an bis auf Pestalozzi und Herbart und weiterhin, sind eifrig bemüht gewesen, die Gesetze der Geistesmechanik zu erforschen. Nur darüber sind die Meinungen geteilt, welches diese Gesetze sind, und wo die Grenze ist, an welcher die geistbelebende Mechanik in „geisttötenden Mechanismus" überschlägt.

Das Gegenteil von totem Gedächtniskram ist nicht selbständiges Denken, nicht einmal Denken überhaupt, sondern lebendiger Gedächtnisinhalt, etwa auch „lebendiges Wissen". Gedächtnis hängt mit Denken, wie auch schon das Wort besagt, eng zusammen, so enge, daß ein Denken ohne „Gedächtniskram" so wenig möglich ist, als ein Bauen ohne Baumaterial. — Toter Gedächtniskram ist eben tot an ihm selber; wer hätte das je bestritten? Hätte der Thesensteller in Gotha etwa versucht zu sagen, wo der beste Stoff zu lebendigem Wissen zu finden, wie dieses geistige Baumaterial sicher und doch lebendig erhalten, wie es am besten in „selbständigem" Denken zu fruchtbaren Gedanken verarbeitet werden könnte, so würde man versuchen dürfen, die sachliche Richtigkeit des Gesagten zu prüfen. So aber muß man ihn stehen lassen; er treibt, gelinde gesagt, mit dem Leser ein Vexierspiel.

Der letzte Kraftsatz ist im Grunde so harmlos und unschuldig wie eine Nonne, aber auch so unfruchtbar; er ist eine allgemeine Phrase, die niemand zu bestreiten braucht, weil jeder sie auslegen darf, wie er kann. Wo ist der Papst des Zeitgeistes, der uns unfehlbar sage, welches die unerläßlichen Forderungen der Zeit, welches die untrüglichen Grundsätze der jetzigen Pädagogik, welches die wahrhaften Bedürfnisse des Lebens seien? Es ist uns bisher so vorgekommen, als ob man in der Schulwelt noch nicht ganz einig wäre über den Mann, des Stimme wir in diesen Fragen gehorchen müßten.

So erweisen sich diese sämtlichen Thesen, durch welche die allgemeine deutsche Lehrerversammlung und ihr Organ, die allgemeine deutsche Lehrer-

zeitung charakterisiert werden sollen, nicht als Grundsätze, sondern als Sätze ohne Grund und Wert — im ersten Teil nicht wahr, im andern verwirrt und im dritten ein Gemeinplatz. Damit lockt man, mit Erlaubnis zu sagen, keinen Hund vom Ofen, geschweige, daß sie auch nur einen einigermaßen logisch geschulten Mann in Bewegung zu setzen vermöchten, es sei denn in die einer innerlichen Entrüstung über solche Phrasenmacherei. Sie sind zu nichts nütze, denn daß man sie hinauswerfe und lasse sie von den Leuten zertreten. Man sollte doch denken, nachdem ein Dr. Mager[1]) in seiner „Pädagogischen Revue" seiner Zeit mit so scharfer und energisch geführter Waffe, wie kaum ein anderer vor ihm und nach ihm, gegen die pädagogische Phraseologie zu Felde gelegen und gelehrt hat, wie man ohne Parteiphrasen über pädagogische und kulturpolitische Dinge reden kann, müßte endlich von einem gesunden Takte so viel durchgeschwitzt sein, daß wenigstens diejenigen pädagogischen Schriftsteller, die etwas auf Reputation halten, sich solcher „Grundsätze" d. h. Redensarten wirklich schämen gelernt hätten. Aber bei den privilegierten Inhabern der „freien Geistesentwicklung" und des „selbständigen Denkens" scheint es in Wahrheit mit dem Fortschritt nicht so große Eile zu haben.

Übrigens meinen wir auch, der „Pädagogische Jahresbericht" könnte etwas Nützlicheres thun, als solche fremde Ware in die deutschen Lande und Schulhäuser spedieren zu helfen. —

Gehen wir in der Journalschau des „Jahresberichts" weiter.

Von dem Hamburger Schulblatt heißt es: „Dies Blatt huldigt dem Fortschritt und verurteilt mit angemessener Schärfe alle Anläufe und Maßregeln, die es auf den Rückgang angelegt haben u. s. w."

Über die „Volksschule" von Hartmann (Württemberg): „Die Mehrzahl der pädagogischen Arbeiten atmet einen freien Geist, huldigt entschieden dem Fortschritt."

Von dem „Waldeck. Schulblatt": „Ein harmloses, jedoch dem Fortschritt dienendes Blättchen. Von den Abhandlungen sind viele aus leicht zugänglichen Werken entlehnt." —

Ferner: „Die Schulzeitung für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg — — — huldigt entschieden dem

---

[1]) Dr. Mager ist am 10. Juni 1858 in Wiesbaden gestorben. Er war geboren zu Gräfrath bei Solingen am 1. Jan. 1810. Im Jahr 1840 gründete er die „Pädagogische Revue, ein Centralorgan für Pädagogik, Didaktik und Kulturpolitik." 1848 wurde er als Direktor an das Realgymnasium in Eisenach berufen. Nur vier Jahre hat er in dieser Stellung gewirkt; eine Gliederlähmung nötigte ihn, sein Amt niederzulegen. Seit sechs Jahren konnte er nicht mehr von seinem Stuhl aufstehen.

Fortschritt, enthält sehr tüchtige, gewandt geschriebene Aufsätze. — Besondern Wert legt dieselbe auf Förderung der Realkenntnisse, namentlich der Naturwissenschaften, was rühmend anerkannt werden muß."

Endlich über die „Pädagogische Monatsschrift für die Schweiz" lautet das Urteil: „Diese Zeitschrift wird im freien, republikanischen Geiste redigiert. Sie enthält achtzehn größere Abhandlungen, Mitteilungen über den Zustand und die Entwicklung des schweizerischen Schulwesens u. s. w. Wir werden uns freuen, wenn die Monatsschrift fortfährt, so wackere Arbeiten zu bringen." —

Damit ist die Reihe der Zeitschriften, welche als dem freien Fortschritt huldigend bezeichnet sind, geschlossen. Die „Rheinischen Blätter" sind wohl stillschweigend mit eingerechnet; der Berichterstatter sagt in diesem Betracht nur: „Diesterwegs religiöse Ansicht ist mißliebig wie sein pädagogischer Standpunkt, und man sieht es daher nicht gern, wenn die Lehrer die Rheinischen Blätter, wie überhaupt seine Schriften, lesen. — Der wahre christliche Glaube kann durch keinerlei Angriffe verlieren, und wer darin noch nicht fest ist, wird es am sichersten durch ernste Prüfung. Auch den Lehrern kann und darf solche Prüfung nicht erspart werden." —

Nun kommt eine Reihe von pädagogischen Blättern, aus deren Beurteilung nicht klar zu ersehen ist, ob sie für den „Fortschritt" oder für den „Rückschritt" arbeiten. Sie zählen also wohl zu der Partei des „Stillstandes" oder — wie man auch zu sagen pflegt — zur „richtigen Mitte"? Dahin würden nach dem „Jahresbericht" etwa gehören: Die 33jährige Darmstädt. Allgemeine Schulzeitung, Lauckhards Volksschulblätter, der östreich. Schulbote, das Württ. Schulwochenblatt, die Sächsische Schulzeitung, die Pädagogischen Beiträge aus Hannover, das Oldenburger Schulblatt u. a.

Deutlicher wird die Rede wieder, wo der Berichterstatter diejenigen Schulblätter vornimmt, die sich entschieden auf den historischen Boden der betreffenden Kirchengemeinschaften gestellt haben. Man höre.

Schulblatt für die Provinz Brandenburg. „Das Blatt wird jetzt ganz im Sinne der preußischen Regulative redigiert. Einige Mitarbeiter spreizen sich auf diesem Terrain und werden dabei nicht selten breit und einschläfernd. — — Der frühere Standpunkt desselben war ein weiterer (freierer), weshalb man es auch außerhalb Preußen gern las." —

„Das Schlesische Schulblatt haucht den Geist der preußischen Regulative, hat dieselben mit vorbereiten helfen."

Der Süddeutsche Schulbote von Völter. (20. Jahrg.) „Diesen Jahrgang kenne ich nicht, da ich das Blatt nicht mehr lese. — Der Her-

ausgeber hat infolge seines religiösen Standpunktes eine extreme Stellung zur Pädagogik; seine Arbeiten sind daher nicht für jedermann genießbar."

Braunschweigischer Schulbote von Kantor Schmidt. „Dies Blatt verehrt die preußischen Regulative so hoch, daß es meint: die Regulative studieren heißt jetzt Pädagogik studieren. Der herrschende Ton ist der religiös-salbungsvolle."

Mecklenburgisches Schulblatt von Seminarlehrer Wulff. „Dies Blatt macht ungefähr den Eindruck des Braunschw. Schulboten. Das religiöse Element herrscht darin stark vor."

Der Leser sieht hieraus, daß diejenigen Zeitschriften, welche den Religionsunterricht ausdrücklich für den wichtigsten und somit für den schwierigsten Teil der Schulpraxis ansehen, und darum ganz konsequent ihm auch in ihren Spalten die seiner Wichtigkeit und Schwierigkeit angemessene Beachtung schenken, beim „Pädagogischen Jahresbericht" übel wegkommen. Der Verfasser der Journalschau würde ohne Zweifel protestieren, wenn wir daraus den Schluß machen wollten, daß er die Wichtigkeit und Schwierigkeit der religiösen Unterweisung nicht anerkenne. Wir werden diese Folgerung auch nicht ziehen; dürfen dann aber nach Recht und Billigkeit wohl fragen: Wo ist seine Konsequenz? — Oder ist das Konsequenz, wenn z. B. beim Holsteinischen Schulblatt rühmend anerkannt wird, daß es auf Förderung der Naturwissenschaften besondern Wert legt, während es beim Mecklenburgischen nackt und kahl heißt: „Das religiöse Element herrscht darin stark vor" —? Gefällt dem Journalschauer der Ton nicht, in dem etwelche Schulzeitschriften die religiösen Dinge behandeln, so mag er nach seinem Wissen und Gewissen das Accidens tadeln; er gebe aber dann der Sache selbst ausdrücklich die gebührende Ehre und bezeichne seinen Lesern die Schulblätter, wo ihr in der rechten Weise die angemessene Beachtung geschenkt wird.

Zur Vervollständigung des beabsichtigten Vergleichs müssen wir auch noch einige Urteile über katholische Schulzeitschriften aufführen.

Jahrbuch für Lehrer u. s. w. von Maresch, Weltpriester und Schulrat in Prag. Nachdem der Berichterstatter das Inhaltsverzeichnis dieser Schrift vollständig mitgeteilt hat, heißt es: „Das Dargebotene ist empfehlenswert, manches freilich nur für katholische Lehrer, von denen und für die es geschrieben ist."

Der Schulfreund von Pfr. Schmitz und Schulrat Kellner in Trier. „In den uns bekannt gewordenen drei ersten Heften d. Jahrg. findet sich mancher gute Aufsatz. Der katholische Standpunkt der Verfasser tritt in der Regel entschieden hervor."

Nachstehender Passus aus der Recension der „Volksschulkunde“ von Kellner (3. Aufl. seit 1855) wird die separate Vergleichung dessen, wie die entschieden evangelischen und wie die entschieden katholischen Blätter gewürdigt worden sind, noch etwas erleichtern können.

„Sie (die Volksschulkunde) ist, wie der Titel sagt, für katholische Lehrer geschrieben. Es ist die erste pädagogische Schrift, in der sich der Verfasser als Katholik dokumentiert, aber auch so zweifellos, daß manche Abschnitte für Protestanten geradezu ungenießbar werden; das soll kein Vorwurf von unserer Seite sein. Wenn Bormann und Palmer eine „evangelische“ Schulkunde und Pädagogik können erscheinen lassen, so darf Kellner natürlich auch eine „katholische“ schreiben. Es überrascht aber, einen Mann, der als pädagogischer Schriftsteller bis jetzt Katholiken und Protestanten gemeinsam angehörte, von letztern vielleicht am meisten gewürdigt wurde (!), den neutralen Boden verlassen zu sehen. Doch das ist seine Sache; wir machen ihm, wie gesagt, deshalb keinen Vorwurf.“ —

Was soll nun diese Zusammenstellung der Urteile über den allgemeinen pädagogischen Standpunkt der deutschen Schulblätter?

Erstlich soll sie zeigen — und wir meinen, sie sei dazu trefflich geeignet — was für ein eitel jämmerlich Ding es ist um solche allgemeine, schablonenartige Charakterisierung der Menschen, ihrer Anschauungen und Bestrebungen. Die einen „huldigen dem Fortschritt“, dem „freien“ Geiste; die andern „verehren die preußischen Regulative“ d. h. — um in dem Ausdruck konsequent zu bleiben, was der Berichterstatter leider unterlassen hat — dem „Stillstand“ oder gar dem „Rückschritt“ bis zu dem „Extrem“ des Süddeutschen Schulboten und dem „salbungsvollen Tone“ des Braunschweigischen und Mecklenburgischen Schulblattes. So sind diese Zeitschriften in die geistreichen Rubriken von „links“, „rechts“ und „Centrum“ glücklich untergebracht. Wie würde man einen Maler, der doch nur die äußere, sichtbare Erscheinung der Dinge darzustellen hat, qualifizieren, wenn er mit nur drei Farben ausreichen zu können vermeinte? Was soll man aber erst sagen, wenn jemand die intelligible Welt, die Welt der Geister mit drei Worten nach Wahrheit und Gerechtigkeit zu klassifizieren unternimmt?! —

Wir wissen sehr wohl, daß dermalen leider noch viele Lehrer mit solchem geistlosen, fortschrittspolizeimäßigen Rubrizieren herzlich zufrieden sind, daß es ihnen so gefällt. Ein gewissenhafter Schriftsteller hat aber nicht seinen Lesern zu Gefallen, sondern zu Dienst zu schreiben. Mit derartigen Recensionen kann unmöglich jemand nützlich bedient sein; es

läßt sich nichts aus ihnen lernen, allenfalls nachsprechen. Luftreinigung thut uns not, sehr not. Ein solches Thun bewirkt aber das Gegenteil. Es pflanzt Vorurteile und hindert das selbsteigene Denken und Urteilen. Es huldigt dem schlechten Rückschritt, nicht dem wahren Fortschritt.

Zum andern wollten wir durch obige Zusammenstellung auch auf die nicht ganz übereinstimmende Beurteilungsweise bei entschieden evangelischen und entschieden katholischen Blättern aufmerksam machen. Wir erlauben uns auf einen Punkt mit dem Finger zu deuten.

Jene wie diese haben sich fest auf den historischen Boden der betreffenden Kirchen gestellt, oder — wie es von dem Brandenburger Schulblatt und von Kellner heißt — aus einem „weiteren (freieren) Standpunkt" auf diesen beschränkten, unfreien sich zurückgezogen. In Bezug auf letztern wird nun ausdrücklich und wiederholt gesagt: „Wir machen ihm deshalb keinen Vorwurf." Wir können diese schonende Zurückhaltung des Berichterstatters recht und billig finden, halten es darum aber für unrecht, daß ersterem und seinesgleichen dieses Recht und diese Billigkeit versagt wird. Versagt wird es aber, sonst würde sich ein Ausdruck dafür finden. Und doch spricht es wohl nicht zu Ungunsten Völters, daß er vom Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn an frisch vom Herzen geredet hat, so daß jedermann wissen konnte, wie er ihn zu nehmen hatte; während Kellner eine lange Zeit hindurch das sonst für wahr gehaltene Sprichwort: „den Vogel erkennt man am Gesange", in der gelungensten Weise als nicht überall zutreffend erwiesen hat. Wenn der Journalschauer die religiöse Ansicht des Süddeutschen Schulboten ins „Extrem", ans äußerste Ende verweist, so will uns doch bedünken, als ob diese Abschätzung im Vergleich zu der katholischen „Volksschulkunde" nicht ganz richtig wäre; wir haben bisher gemeint, die Väter und Kinder des Tridentinischen Konzils wohnten noch etwas weiter von Merseburg, als die sog. Württembergischen „Pietisten".

Wir räumen gern ein, daß es sehr schwer ist, bei so kurzen Recensionen seiner Überzeugung nichts zu vergeben und auch gegen die zu beurteilenden Personen und ihre Schriften gerecht zu bleiben. Selbst eine ausgezeichnet tüchtige Kraft, verbunden mit ernstlichem, gutem Willen, wird schwerlich ohne Verstöße durchkommen. Wenn aber ein Beurteiler von vornherein nur ein aus den phrasenhaften Begriffen von „Fortschritt", „Rückschritt" u. dgl. formiertes Prokrustesbett mitbringt, dann reicht der gute Wille ganz und gar nicht mehr aus, dann geschehen Mißgriffe über Mißgriffe, Ungerechtigkeiten über Ungerechtigkeiten. Diese Parteiklassifikation ist überdies so nichtssagend als möglich, da jedes Blatt, das Völtersche so

gut wie das Kellnersche, und dieses so gut wie das Hamburger dem wahren Fortschritt dienen will und zu dienen meint. Wohl ist bekannt genug, daß gewisse Zeitschriften viel von „Fortschritt" reden, und sich gern als solche, die zur Partei des Fortschritts par excellence gehören, grüßen lassen. Wir wollen sie in ihrem Privatvergnügen nicht stören; wir sind kein Spielverderber. Es geht uns nichts an, wenn es dem Bauer gefällt, seine Gänse Schwäne zu nennen. „Es rühmt ein jeder seine Ware". Von einem unparteiischen Berichterstatter, zumal von einem solchen, der auf neutralem Boden zu stehen vorgiebt, ist aber zu verlangen, daß er anders rede. Er hat zunächst so objektiv, als es überhaupt thunlich ist, über Personen und Sachen zu referieren; will er noch sein eigenes Urteil beifügen, so steht ihm das frei, man nimmt es eben mit in den Kauf. Soll also beispielsweise von besagter „Fortschrittspartei" die Rede sein, so würde er einfach zu sagen haben: „Diese Leute und ihre Blätter reden viel und gern von „Freiheit" und „Fortschritt," und geben vor, die einzigen Hüter und Pfleger dieser teuren Güter zu sein"; — nach Belieben mag er dann auch beifügen: „Ich rechne mich auch zu ihnen." — Das wäre wenigstens deutlich geredet, und die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit liefe auch keine Gefahr dabei.

Wenn der Herausgeber des „Pädagogischen Jahresberichts" unsere Meinung hören wollte, so würden wir ihm raten, die Journalschau vollständig fallen zu lassen. In der bisherigen Weise ist weder dem allgemeinen noch dem einzelnen ein reeller Dienst geleistet; sie hilft im Gegenteil nur die durch das Parteigetriebe hervorgerufene babylonische Sprachverwirrung stereotypieren. Wir würden an seiner Stelle sämtliche Zeitschriften den betreffenden Referenten über die einzelnen Unterrichtsgegenstände, über allgemeine Pädagogik u. s. w. zur Benutzung resp. zur Beurteilung überweisen, dann an dem bisherigen Orte lediglich die Titel derselben und die in den Fachberichten angezogenen Aufsätze (nebst der Seitenzahl, wo die Beurteilung zu finden) namhaft machen.

Wir sind überzeugt, die hier vorgeschlagene Weise würde dem Buche und dem Leser in gleichem Maße förderlich sein; jenes würde unparteiischer werden, und dieser es desto lieber und mit mehr Vertrauen lesen.

3. „Welches sind die Kennzeichen einer guten Schule und eines guten Lehrers?“

Eine ziemlich ausführliche Beantwortung dieser Frage ist in Nr. 6 des Schulblattes 1860 mitgeteilt worden. Es war die, welche die Preisrichter als die beste der eingesandten Arbeiten bezeichnet hatten. Diese Preisfrage wurde, wie die Leser sich erinnern werden, dadurch veranlaßt, daß seiner Zeit der Vorstand einer Schule, für welche ein neuer Lehrer berufen werden mußte, mich ersuchte, ihm brieflich in der Kürze das zu bezeichnen, worauf ein Wahlkollegium bei der Beurteilung eines Lehrers besonders zu achten habe, also die Frage zu beantworten: Welches sind die Kennzeichen eines guten Lehrers resp. einer guten Schule? — Ohne Zweifel hat die in Nr. 6 mitgeteilte Beantwortung in vielen Konferenzen Stoff zu reger Besprechung, und den Lehrern, welche den guten Willen haben, etwas zu lernen, dazu Gelegenheit geboten. Es würde sehr ersprießlich sein, wenn dieser „Versuch“ den einen oder andern angeregt hätte, auch seinerseits einen solchen „Versuch“ auszuarbeiten. Die Frage läßt sich noch etwas anders anfassen, als der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 6 gethan, und namentlich dürfte es sich lohnen, den Blick noch mehr *nur* auf die *wesentlichsten*, auch dem *Nicht-Lehrer merkbaren* Kennzeichen eines guten Lehrers zu richten. Nachstehende Beantwortung, die durch die vorhin erwähnte Anfrage veranlaßt wurde, wolle man als einen Versuch der *letztern* Art ansehen und prüfen.

P. P.

Die Frage, welche Sie mir vorgelegt haben, ist mir natürlich nicht fremd; aber unter den begleitenden Umständen finde ich die Antwort sehr schwierig. Sie soll kurz und doch für Nichtlehrer deutlich und zurechtleitend sein. Das geht über mein Selbstvertrauen hinaus. Indessen die Frage ist gestellt; die Zeit drängt; Bescheid muß gegeben werden. So mache ich mich ans Werk, und schreibe, was ich weiß.

Von der *allgemeinen wissenschaftlichen* Befähigung eines Lehrers und ihren Kennzeichen braucht nicht geredet zu werden. Darüber giebt das Seminarzeugnis die nötige Kunde.

Meine Auslassungen beschränken sich durchaus auf das Walten des Lehrers *in der Schule*, als seinem eigentlichen Arbeitsfelde. Damit bleibt freilich sehr vieles, was bei der Beurteilung eines Schulmannes gar nicht unwichtig ist, z. B. sein Verhältnis zur Schulgemeinde, zu seinen Vorgesetzten u. s. w. von der Betrachtung ausgeschlossen. Sie werden es darum doch nicht übersehen, und sich im betreffenden Falle danach zu

erkundigen und das Erkundigte zu prüfen wissen. Hauptsache für meine Fingerzeige soll das sein, was Sie selbst sehen können und wofür der Lehrer allein verantwortlich ist.

Nach den drei Hauptaufgaben, welche dem praktischen Lehrer gestellt sind, suche ich an ihm drei Haupteigenschaften.

Seine erste Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß die Schüler etwas Gründliches und Sicheres lernen. Die derselben entsprechende Eigenschaft ist: Lehrgabe. Sie besteht in dem Einblick in das, was auf jeder Stufe not ist, und in der Kunst, dieses Nötige auszuführen. — Es wird nun die Frage sein, woran diese Lehrgabe zu erkennen, d. h. auch für den Nicht-Schulmann zu erkennen ist. Ob ein Lehrer eine gewisse äußere Gewandtheit in der Behandlung der Unterrichtsgegenstände und im Umgange mit den Kindern besitze, läßt sich auch von einem Laien bald wahrnehmen. Aber mit dieser äußeren Geschicklichkeit ist im Grunde wenig gegeben. An sich ist sie zwar nicht etwas Leichtes, aber sie entscheidet nicht über die ganze Lehrtüchtigkeit. Um diese zu ermitteln, muß der Beobachter eines Lehrers oder einer Schule sein Augenmerk gerade auf das Schwierigste in der Lehrarbeit richten, nämlich darauf, ob der Lehrer auf jeder Stufe, in jedem Stücke etwas Gründliches, Sicheres, mit einem Wort möglichst etwas Vollkommenes leisten will und kann. Dazu reicht aber nicht hin, sein Thun bloß bei den größeren Kindern zu beobachten; auch die unteren Abteilungen müssen beachtet werden, und gerade bei diesen bildet sich nicht selten das Urteil am sichersten und leichtesten. Gesetzt nun, ein Lehrer führte die untere Klasse oder Abteilung vor. Wenn da die Kleinen schon die einzelnen Laute nicht rein und deutlich aussprechen, auch der Lehrer nicht darauf hält, daß sie es thun; wenn die Wörter oder kleinen Sätze gar eintönig hergelesen werden; wenn der Lehrer die Schüler nicht dazu anhält, daß sie sich bei dem Gelesenen auch etwas denken; wenn sie die auswendiggelernten Sprüche, Gebete u. s. w. nicht deutlich und verständlich vortragen, und der Lehrer nicht ernstlich korrigiert, was zu korrigieren ist; wenn im Gesange nicht die möglichste Sicherheit, Reinheit und Feinheit wenigstens angestrebt wird; wenn die bereits vorgekommenen Übungen im Kopfrechnen nicht so lange getrieben worden sind, bis das Facit gleichsam auswendig gewußt wird; kurz, wenn der Lehrer nicht in allem und jedem den Grad der Leistungen, welcher auf dieser Stufe Vollkommenheit heißen kann, anstrebt: dann kann man mit ziemlicher Sicherheit urteilen, daß er noch kein wahrer Schul-Meister ist, daß ihm an der erforderlichen Lehrtüchtigkeit noch etwas Wesentliches mangelt, sei es nun, daß ihm die Einsicht in das, was vor allem not thut, abgehe, oder daß er das Erkannte nicht leisten

könne.[1]) — Für die übrigen Abteilungen gilt das Gleiche: Nicht diese oder jene Manieren, Künste oder Handgriffe, sondern das Vorhandensein der Kunst aller Künste, nämlich in allen Gegenständen auf allen Stufen nach allen Seiten hin etwas Gründliches, Sicheres, also Vollkommenes mit Ernst anzustreben, ist bei der Beurteilung der Lehrgabe entscheidend. — Sie merken wohl, daß neben der nötigen Einsicht und der äußeren Geschicklichkeit auch die sittlichen Eigenschaften der Treue, der Ausdauer u. s. w. mit zur Lehrtüchtigkeit gerechnet sind.

Die zweite Aufgabe des Lehrers geht dahin, den Schülern die sogenannten gemeinmenschlichen Tugenden der Arbeitsamkeit, Pünktlichkeit, Ordnung, Reinlichkeit u. s. w. so viel als möglich anzuerziehen; oder richtiger gesagt: auf allen Stufen und in allem, was die Schüler sich aneignen sollen, das Princip der Gewöhnung mit Weisheit und Konsequenz in Ausübung zu bringen. Daran offenbart sich die zweite Haupttugend des Lehrers; die Erziehungsgabe, der Erziehertakt. Wie die vorhin beschriebene Lehrgabe, so wird auch diese Erziehergabe nicht in absonderlichen Stücken, Künsten und Exercitien zu suchen und daran zu beurteilen sein; vielmehr ist die Gewöhnung etwas, das im gesamten Schulleben, an jeder einzelnen Thätigkeit des Schülers: im Lesen, Sprechen, Schreiben und Rechnen, im Gehen und Stehen, bei Büchern und beim Anzuge u. s. w. in Wirksamkeit kommen muß. Das ganze Schulleben soll so eingerichtet und geleitet sein, daß es erziehend wirkt. Je weniger Auffallendes in diesem Betracht dem Besucher in einer Schule entgegentritt, desto besser ist's. Was auffällt, gleicht dem Krachen und

---

[1]) Die Kollegen, welche dies lesen, werden sich schon selbst sagen, daß das in Rede stehende Kennzeichen der Lehrtüchtigkeit mit besonderer Absicht so scharf hervorgehoben ist. Mit Absicht ist es betont, weil gerade die Laien im Schulfache es weniger zu beachten pflegen, und selbst beamtete Schulrevisoren es nicht nach Gebühr zu schätzen scheinen; aber es ist auch mit Recht hervorgehoben, weil es wirklich ein wesentliches Stück der Lehrqualifikation in sich schließt. Der Schreiber dieses weiß übrigens wohl, daß in dieser Welt der Unvollkommenheit selbst der geschickte und treue Lehrer bei einem ungnädigen Revisor, der etwas an ihm suchen will und es an dieser Stelle sucht, übel fahren kann. Auch soll nicht geleugnet werden, daß auf der andern Seite die Haltung der Oberabteilung (der ältern Schüler), ihr Vertrauen zu dem Lehrer und ihr Urteil über ihn von nicht geringer Bedeutung für die Kleineren und für das gesamte Schulleben ist; daß mithin auch in Bezug auf die Oberklasse leicht etwas versäumt werden kann, sich empfindlich rächt. Doch ist das, was die Rücksicht auf die größeren Schüler erheischt, mehr Sache der persönlichen Haltung des Lehrers, ist nur für ihn zu wissen nötig, nicht für den fremden Beurteiler, und wird sich auch mehr oder weniger dem fremden Urteil entziehen.

Kreischen einer Maschine. Je stiller diese in ihrem Gange ist, desto vollendeter ist ihre Einrichtung und ihr Zustand. — Freilich ist das für die Schule — solange Schüler und Lehrer nach Adams Bild auf die Welt kommen — ein Ideal; ohne gelegentliches Stocken, Kreischen und Seufzen geht es einmal nicht ab. Aber das Ideal muß doch ins Auge gefaßt und angestrebt werden. Ob dies nun bei einem Lehrer der Fall sei, ist nicht so schwer zu erkennen.

Wer einen Blick für das gewonnen hat, was gute Zucht und Gewöhnung aus einem Menschen machen kann, wird nach kurzem Aufenthalt in einer Schule gewahren, wie es dort damit steht. Steht es gut, so muß ihm zu Mute werden, wie es einem wird, wenn man in eine Familie tritt, wo Sittigkeit, Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit waltet. Macht die Schule diesen Eindruck nicht, läßt sich nicht wahrnehmen, daß der Lehrer ebenso eifrig, strenge und entschieden auf die Angewöhnung der genannten äußeren Tugenden hinarbeitet als auf die Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten, — daß er z. B. die Haltung des Körpers beim Schüler nicht ebenso beachtet, wie die Haltung der geschriebenen Buchstaben; einen Flecken im Hefte nicht ebenso behandelt, wie einen Schreib- und Sprachfehler u. s. w.; — so darf man getrost annehmen, daß ihm wenigstens seine zweite Aufgabe noch gar nicht klar geworden ist; daß er nicht weiß, wie jemand, der fleißig, ordentlich und pünktlich ist, in der Regel im bürgerlichen Leben vorankommt, auch wenn er mangelhafte Schulkenntnisse besitzt; während ein anderer von tüchtiger Schulbildung, dem jene Eigenschaften abgehen, selten dauernd auf einen grünen Zweig kommt.

Ist der Lehrer gar selbst ein Bild der Unordnung und Haltungslosigkeit, ein roher Polterer, Schreier und Stürmer, so liegt auf der Hand, daß er an sich noch keine ernste Zucht geübt hat; wie soll er sie also an andern mit Erfolg zu üben vermögen?

Mit den beschriebenen beiden Eigenschaften, der Lehrgabe und dem Erziehertakte, ist das rechte Lehrerbild aber noch nicht vollständig, wie denn auch durch sie allein die Gesamtaufgabe der Schule noch nicht gelöst werden kann.

Auf das erforderliche Dritte kann man durch verschiedene Betrachtungen geführt werden, zunächst schon durch eine geschärfte Auffassung der beiden erstgenannten Schulaufgaben.

Es ist wohl möglich, daß in einer Schule in der angedeuteten Weise unterrichtet und ebenso musterhaft konsequent die Gewöhnung zu den bezeichneten nützlichen und löblichen Tugenden angestrebt wird, und doch die Schulluft auf den Besucher einen ungemütlichen, kalten, frostigen Eindruck

macht. Ferner. Jene erste Aufgabe hinsichtlich des Unterrichts, — das stetige, unermüdete Dringen auf ein vollendetes Können und Wissen, von der Aussprache der einzelnen Laute an bis zum schönen Vortrag eines Liedes; — und dann der unaufhörliche Kampf, welchen der Lehrer vermöge der zweiten Aufgabe mit der angeborenen Trägheit, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit der Kinder zu führen hat, setzen neben der Lehrgabe und dem Erziehertakte auch einen hohen Grad von Konsequenz und Zähigkeit, von liebender Hingabe und Selbstverleugnung voraus.

Wenn in dem Maße, wie der Lehrer mit Strenge auf Vollendung im Können und Wissen dringt, nicht auch seine helfende Hingabe an die Schwachen wächst, dazu sein Bemühen, den Schülern einen fröhlichen Mut zur Arbeit zu machen; — wenn in dem Maße, wie er behufs der Gewöhnung zu allem Guten und Löblichen die Schulordnung mit Ernst und Konsequenz handhabt, nicht auch sein herzliches Erbarmen mit der angeborenen Schwachheit des Kindes, und seine Freundlichkeit und Zartheit in der Behandlung der Einzelnen zunimmt; so mag er immerhin noch viel Nützliches für dieses Leben leisten, er wird aber den Kindern stets ein verhaßter Tyrann sein und ein lächerlicher Pedant dazu. Da ist es nicht schön in die Schule gehn, sondern eine Qual und Pein.

Dieses hülfreiche Hingeben an die Schwachen, — dieser fröhliche Geist unter der eintönigen Schularbeit, der auch die Kinder zu fröhlichen Arbeiten anregt, — dieses herzliche Erbarmen mit den Fehlenden und Fallenden, und endlich der innere, zarte Respekt vor der Würde des Kindes, „dessen Engel allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel sieht;" — dieses Dritte in der Begabung eines guten Lehrers, das den andern Gaben erst die rechte Weihe und die Bürgschaft des Segens giebt, ist aber nie und nirgends eine Mitgabe der Natur, auch nicht ein Erzeugnis natürlicher Entwicklung; es ist eine Gabe höherer Art und läßt sich nur von dem lernen und erbitten, der selbst in dienender Liebe sich für die Welt hingab. Es ist die Eigenschaft, die Gesinnung eines christlichen Lehrers; — das Sehnen und Trachten, gesinnt zu werden, wie Jesus Christus auch war.

Auf denselben Punkt, d. h. auf dieselbe Eigenschaft des Lehrers kommt man hinaus, wenn die Betrachtung von der dritten Aufgabe der Schule ausgeht.

Die christliche Schule — eine andere kann es in der christlichen Kirche vernünftigerweise nicht geben — soll die Kinder nicht bloß mit dem bekannt machen, was Gott in den sichtbaren Werken der Schöpfung von seinem unsichtbaren Wesen Schönes und Gutes geoffenbaret hat; auch nicht

bloß für die kurze Dauer dieses Zeitlaufs sie bilden und ausrüsten; sie hat Größeres zu thun, ist adeligen Berufs und Charakters.[1]) Die Kinder sollen auch und vor allem die Offenbarung Gottes zur unvergänglichen Freude und Beseligung kennen lernen und für das Leben in seinem unbeweglichen Reiche gebildet und erzogen werden. Dieser Aufgabe gegenüber ist die notwendig erforderliche Eigenschaft eines Lehrers bald ermittelt: er muß selbst also gebildet und erzogen sein. —

Aber die Kennzeichen der christlichen Gesinnung? Man sagt doch, die Gesinnung sei etwas Innerliches; wie mag man da hineinschauen? — Allerdings der christliche Sinn wurzelt im tiefsten Grunde des Herzens, und wenn er da nicht wurzelt, so wird er bald verdorren. Aber er soll doch nicht bloß im Verborgenen wurzeln, er soll auch in Wort und That ans Licht kommen, er soll für sich Frucht bringen. „An den Früchten" — spricht der Meister — „sollt ihr sie erkennen." Ein christlicher Sinn, der nicht in Bekenntnis und Leben ans Licht kommen kann oder will, ist für den menschlichen Beurteiler, welcher sehen muß, was vor Augen ist, nicht vorhanden; er muß dem Urteil Gottes überlassen werden, das ihn ja kennen wird. Von einigen Früchten einer christlichen Gesinnung, die im Schulleben zu Tage kommen können, ist vorhin schon die Rede gewesen.

Aber der Unterschied zwischen einem bloßen „Lehrer des Christentums" und einem wirklich christlichen Lehrer ist so groß, daß er (wenn man die Heuchler-Virtuosen, welche Gott richten will, abrechnet), wenigstens in der Regel für ein sehendes Auge sich auch noch an andern Punkten bemerkbar macht. Jener gleicht einem blinden hölzernen Wegweiser, der mit seinem steifen Arm da- und dorthin zeigt, aber auf seiner Stelle stehen bleibt; während dieser ein lebendiger Reisegefährte ist, der den zu Unterweisenden freundlich an der Hand nimmt und geleitet, so weit es gehen mag. Jener ist ein Spediteur, der fremde Sachen, deren Wert er nicht einmal kennt, weiter befördert; ein Makler, der die Waren anderer bloß um des Maklerlohnes willen vielleicht mit Aufwand aller möglichen Beredsamkeit anpreist; ein Referent, der wohl zu erzählen weiß, was andere Leute — von Adam bis St. Johannes — von Gottes Herrlichkeit und Tugend gesehen und erfahren haben, aber aus eigener seliger Erfahrung nichts zu zeugen weiß; — während dieser, als einer, der die köstliche Perle, den Schatz im Acker gesucht und ge-

[1]) Was soll man von der Vernunft derer halten, welche die Schule und sich selbst solchen Adels, d. i. des ewigen Lebens unwert achten? (Apg. 13, 46).

funden, von eigenem geschätzten Besitztum reden und von dem, was seine Augen und Ohren gesehen und gehört haben, mit vollem Brustton ein lebendiges Zeugnis ablegen kann. Jener erzählt auch biblische Geschichten, und darunter die Lebensgeschichten solcher Personen, von denen die Heilige Schrift mit großem Respekt redet; aber er erzählt sie so, daß die kleinen Hörer aus seiner Rede und Stimme unmöglich heraushorchen können, daß auch er diese Personen im innersten Herzen achte und gern werden möchte wie deren einer. Redet er in der einen Stunde von Moses oder David, und in der andern von Karolus „magnus“ oder Friedrich „dem Großen“, so hören sie dort wie hier kommandieren und marschieren, vom Taufen im Roten Meer und vom Taufen in der Elbe, von Krieg und von Sieg; aber welche von jenen Helden in Gottes und ihres Lehrers Augen die weltgeschichtlich bedeutenderen gewesen und warum, das vermögen sie nicht einmal zu erraten. Bei einem Lehrer aber, der selbst weiß, wonach Gottes Augen sehen, werden auch die Schüler darüber nicht im Zweifel bleiben. Mit einem Wort: So weit ein tönendes Erz und eine klingende Schelle von einer beseelten, lebendigen Menschenstimme unterschieden ist, so weit und groß ist auch der Unterschied zwischen einem bloßen „Christentums-Lehrer“ und einem wahrhaft christlichen Lehrer. Und wer es mit sich selbst in Ansehung der eigentlichen Lebensfrage ernst genommen hat, und nicht in Selbsttäuschung und Selbstbetrug stecken geblieben ist, wird auch in der Beurteilung anderer selten ganz irre gehen.

Hiermit bin ich mit der Herausstellung der drei Kardinaltugenden eines Lehrers und deren Kennzeichen zu Ende. Sofern meine Untersuchung das Richtige, nämlich die wahrhaft wesentlichen Lehrereigenschaften getroffen hat, dürfte Ihnen auch zu empfehlen sein, beim Besuch in einer Schule diese Hauptstücke ja fest ins Auge zu fassen, damit durch das Vielerlei des Schullebens der Blick nicht auf Nebensachen abgelenkt werde. Ist es auf irgend einem Gebiete gut und rätlich, die Hauptsachen auch wirklich als Hauptursachen anzusehen und zu behandeln, dann gewiß auf dem Gebiete der Schule. —

Gott zum Gruß!

---

4. Die Lehrerversammlungen beim Barmer Kirchentag.

(1860.)

Erste Versammlung, Dienstag, abends 6 Uhr, im Missions-Kinderhause.

Gegenstand der Verhandlung war: „Bedeutung, Einrichtung und Segen der Bibelkonferenzen.“

Schreiber dieses war beauftragt, die Versammlung durch ein kurzes Referat einzuleiten. Er sagte darin über das bezeichnete Thema etwa folgendes:

In dem Aufsatz: „Der Lehrerstand und die christlichen Klassiker“ („Evang. Schulblatt“ 1860, Nr. 8) ist die Bedeutung der Bibelbesprechungsstunden unter Lehrern im allgemeinen angegeben worden. Um dort Gesagtes nicht zu wiederholen, werde ich versuchen, den Gegenstand von einem andern Gesichtspunkte, vom Standpunkte der Kirche aus, zu beleuchten. Danach fallen die Bibelkonferenzen der Lehrer ihrer Bedeutung nach im wesentlichen mit den von Spener für alle Christen empfohlenen collegia pietatis, den sog. Konventikeln, genau zusammen, wie sehr auch die letzteren in ihrer herkömmlichen Einrichtung von den unter uns üblichen Lehrer-Bibelkonferenzen abweichen mögen.[1]) Ich rede demnach von den Bibelbesprechungen der Christen überhaupt; die Lehrer-Bibelkonferenzen sind damit einbegriffen.

Was bedeuten die Bibelbesprechungen?

Erstlich. Wer die Bedeutung der Bibel, dieses Wunderbuches, für ihn selbst und für die ganze Welt kennt und würdigt, hat darin auch den Maßstab für die Bedeutung der Bibelkonferenzen. Die evangelische Kirche, die sich mit Nachdruck die „Bibelkirche“ nennt, muß es wissen; wo sie es nicht mehr weiß, da hat sie ihre Herkunft vergessen und muß mit Nachdruck an das alte Wort erinnert werden:

Ein jeder nehme wohl in acht,
Was ihn zu Ehren hat gebracht.

Die Bibel, die ganze Bibel und in letzter Instanz nichts als die Bibel — mit diesem Grundsatze haben einst die Reformatoren der römischen Kirche Buße gepredigt und eine gereinigte evangelische Kirche möglich

---

[1]) Auf dem Kirchentage kam am Donnerstag im wesentlichen derselbe Gegenstand zur Sprache. (Referent: Konsistorialrat Carus.) Die Verhandlungen der Theologen können neben den Besprechungen der Lehrer zu interessanten Vergleichungen Anlaß geben.

gemacht. Auf diesem Grundsatz steht unsere Kirche, und sie wird nur bestehen, wo sie ihn ohne Rückhalt und Vorbehalt durchführt, wo das Wort Gottes immer mehr ihres Fußes Leuchte und ein Licht auf ihrem Wege wird.

Wo sich also Gemeinschaften zur Bibelbesprechung bilden, da sucht das evangelisch-christliche Leben in seinem eigensten Boden tiefer Wurzel zu fassen.

Zweitens. Bibelbesprechung ist etwas anders als Bibellesen und Bibelpredigt. Bibellesen ist in der evangelischen Kirche viel empfohlen und auch in Haus und Schule geübt worden. Bibelpredigten werden als das Kleinod der evangelischen Kirche gepriesen. Aber Bibelbesprechungen sind in den meisten Kirchenprovinzen fast etwas Neues. Der rechtliche kirchliche Organismus hat für sie noch kein Organ sich angebildet, keine Institution geschaffen. Die vorhandenen Einrichtungen dafür — die alten reformierten „exercitia“ oder „Prophezeien“, und die lutherischen collegia pietatis — sind im günstigsten Falle geduldet, aber noch nie förmlich anerkannt worden. Noch im Jahre 1834 konnte es einem unserer anerkanntesten Theologen (Dr. Stier) begegnen, daß ihm in einer wissenschaftlichen Schrift einige Worte, die er zu Gunsten der Konventikel gesagt hatte, von dem Censor gestrichen wurden. Und noch vor etwa fünf Jahren durfte ein hochgestellter Geistlicher in dem „Evang. Gemeindeblatte für Rheinland und Westfalen“, ohne auch nur den leisesten Widerspruch zu erfahren, sagen: „Alle Privatversammlungen, auch wenn sie von Geistlichen geleitet werden, sind dem Höhendienst in Israel gleich, der dem Herrn so mißfällig war.“[1])

Die Gemeinschaften zur Bibelbesprechung sind zweitens neue Wurzeltriebe des evangelischen Lebens.

---

[1]) Die Privatversammlungen haben die Mißachtung, welche sie so viel erfahren, zum Teil selbst verschuldet, andererseits hat aber auch die Kirche dadurch, daß sie die Konventikel nicht in Pflege nahm, deren Ausartung verschuldet. Der Grundfehler in der herkömmlichen Einrichtung vieler Privatversammlungen liegt meines Erachtens darin, daß sie mit oder ohne Absicht ein Konterfei, ich möchte sagen: ein Abklatsch der öffentlichen kirchlichen Versammlungen sein wollen, indem nämlich einer gut oder schlecht „predigt“ und die andern bloß hören. Nicht durch langes Predigen sollen die Privatversammlungen sich erbauen, sondern durch Besprechungen, welche die notwendige Ergänzung der Predigten sind; nicht „Kirchlein“ in der Kirche sollen sie sein, sondern vielmehr „Schulen“. In manchen württembergischen Konventikeln hat sich schon seit langem diese richtige Weise ausgebildet. Auch gilt dort die gute Regel, daß junge Leute sich nur ausnahmsweise an der Besprechung beteiligen. Die Alten führen das Wort; die Jungen sollen lernen, sind also hauptsächlich darauf angewiesen, zu fragen und zu hören.

Drittens. Wenn gemeinsame Bibelbesprechungen auch in vielen deutschen Kirchenprovinzen etwas Neues sind, so sind sie es doch nicht in der Geschichte des christlichen Lebens, vielmehr etwas Uraltes.

Sie sind, so zu sagen, apostolischen Datums, wie zu lesen ist 1. Kor. 14, 29—31: „Die Weissager lasset reden zu zween oder drei, und die andern lasset urteilen. So aber eine Offenbarung geschiehet einem andern, so schweige der erste. Denn ihr könnet nacheinander alle weissagen, auf daß alle lernen und alle ermahnet werden.“ — Ich kann selbstverständlich nicht wähnen, daß jene Christenversammlungen in Korinth solche Bibelkonferenzen, wie wir sie zur Zeit haben, gewesen seien. Die citierten Worte sollen nur sagen, daß der Apostel Paulus auch solche Versammlungen, wo viele reden können, in der Ordnung gefunden hat.

Wo in der späteren Zeit jemals inniges christliches Leben rege geworden, da ist auch diese Urform christlicher Erbauung zum Vorschein gekommen, selbst in Mönchs- und Nonnenklöstern. Von den Jansenisten, dieser edelsten Blüte der katholischen Kirche in der nachreformatorischen Zeit, deren Mittelpunkt das Kloster Port-royal in Paris war, heißt es: „Ihr Lieblingsbuch war die Bibel, weshalb auch einer von ihnen, Sylvestre de Sacy, sie nochmals ins Französische übersetzte. Zu ihrer Erbauung hielten sie gemeinsame Besprechungen über die Bibel, „Konferenzen“ genannt. Ein Jansenistischer Geistlicher (de la Badie), der Kanonikus in Amiens war, bestellte für die „Konferenzen“ in seiner Gemeinde einmal in einer Woche 600 französische Testamente. Wöchentlich kamen sie zweimal zusammen.“ — Bekanntlich haben die Jesuiten diesen Jansenistischen Sauerteig aus der französischen Kirche gründlich ausgefegt. Jener Kanonikus in Amiens, Jean de la Badie, konnte nur mit Mühe sein Leben durch die Flucht retten. Er trat in Genf zur reformierten Kirche über. — Seit J. de la Badie's Zeit sind die Bibelkonferenzen (auch Prophezei genannt) in der reformierten Kirche hie und da in Übung geblieben. Spener, der sie auch auf lutherischen Boden verpflanzen wollte, hat für diesen Samen nur in Schwaben (Württemberg) solchen Boden gefunden, wo er kräftig aufgehen und bis heute reichliche Frucht tragen konnte; doch weiß man auch im Lande der alten Sachsen von dem Segen der Konventikel zu rühmen. Wo echtes deutsches Blut ist und wo es in Licht und Kraft des Evangeliums seiner guten Art sich bewußt wird, da findet es auch von selbst die „Urform“ der gemeinsamen Erbauung, die „Bibelkonferenzen“, wieder. In ihnen offenbart sich eine Reaktion der deutschen Innerlichkeit gegen das nach Äußerlichkeit strebende slavische und romanische Massenkirchentum.

Wenn vorhin die Bibelkonferenzen die „Urform“ gemeinsamer Erbauung genannt sind, so will der Ausdruck nicht im historischen Sinne, sondern so verstanden sein, wie man in der Pflanzenkunde die Zelle die Urform des Pflanzenleibes nennt. Im Innern der kleinen Zellen geht der ganze Lebensprozeß der Pflanze vor sich. Die Zelle saugt Saft ein, bildet ihn um, erweitert sich, setzt neue Zellen an u. s. w. Durch bloße Aneinanderreihung von Zellen entstehen freilich nur die niedern Pflanzen. Erst wenn auch Zellen zu Gefäßen sich ausbilden und sich verstopfen, fest werden (verholzen), werden die Gewächse höherer Art, wird unser gotischer Urdom, der deutsche Laubwald, möglich. Die verholzten Zellen sind die Knochen des Baumes, sie tragen das Ganze, aber das eigentliche Pflanzenleben, das Aufsaugen, Präparieren rc. der Säfte, geht lediglich in den kleinen, weichen Zellen, welche die Holzzellen umgeben, vor sich. Das Gleichnis deutet sich selbst.

Viertens. Endlich haben die Bibelkonferenzen noch eine besondere Bedeutung für unsere, die gegenwärtige Zeit. Es steht in der Christenheit nicht mehr so, daß die Wahrheit zur Gottseligkeit bloß bezeugt zu werden braucht, — sie muß auch verfochten, verteidigt werden. Ich denke für diesmal nicht zunächst an die öffentlichen Kämpfe in Büchern, Zeitschriften, Versammlungen u. s. w., sondern an die Kämpfe, welche der Glaube mit dem theoretischen Zweifel in der einzelnen Seele durchzumachen hat. Es giebt heutzutage keinen Gebildeten — das Wort in recht weitem Sinne genommen —, der nicht durch Bücher oder Umgang mit einem Heer von Zweifeln bekannt würde. Setzen wir den günstigen Fall: eine solche Seele habe in der Jugend in Haus und Schule gute christliche Unterweisung erhalten; setzen wir weiter: ein solches Gemüt wolle sich gegen die später überkommenen Zweifel wehren, — wo findet es für solche Wehr Hülfe und Anleitung? Setzen wir endlich noch: ein solcher Mensch lebe in einer wohlgefestigten Kirchengemeinschaft. Wie kommt ihm diese entgegen? Mit einem geschlossenen Bekenntnisse, mit einem großartigen dogmatischen System und endlich mit einem dicken Buche, das an sich schon fast eine Bibliothek heißen kann, und für alles das beansprucht sie volle, runde Anerkennung. Äußert nun der Zweifelnde seine Bedenken, so hält man ihn für einen Ungläubigen; eine erheuchelte Zustimmung läßt aber seine Wahrhaftigkeit nicht zu. Wie nun? Er sieht sich zum Schweigen und stummen Grübeln verurteilt, — ein böser Zustand, der noch dadurch verschlimmert wird, daß ein solcher Mensch gewöhnlich zu der Meinung kommt, wenn er zu einem innerlichen, festen Glaubensstand gelangen wolle, so müsse er zu einem langen und breiten theologischen Studium sich entschließen. Da er aber dazu weder die Zeit, noch das Zeug

hat, so wird aus dem Zweifeln allmählich ein Verzweifeln in dem Suchen nach Wahrheit. Ich kenne Leute, die unter anderm durch die „moderne Naturwissenschaft“ in allerlei Zweifelsengen geraten sind, und, weil sie sich in ihrer Umgebung nicht aussprechen konnten oder wollten, bei religiösen Gesprächen anfangs stumm blieben, dann ihnen aus dem Wege gingen und so immer mehr verloren, was sie früher wirklich an Wahrheit besaßen. Denn wer das Wahrheitsbesitztum, was er wirklich hat, nicht ausspricht, nicht bekennt, muß notwendig immer mehr verarmen.

Den zweifelnden, suchenden Seelen kommen aber die Bibelkonferenzen — wenn sie recht eingerichtet, d. h. klein und vertraulich sind — entgegen, wie dem Wüstenwanderer eine wasserreiche, blühende Oase. Einmal so, daß er schon durch das Aussprechen im vertrauten Kreise den Zweifelsbann wenigstens loser macht, auch wenn der Zuspruch der Genossen ihn nicht ganz lösen sollte; und dann, daß er durch Aussprechen der ergriffenen Wahrheiten diese fester und gewisser macht. Hält er in der Gemeinschaft aus, so wird es ihm Gott gelingen lassen und ihn auf den „gebahnten Weg“ führen, auf dem nach der Verheißung „auch selbst die Thörichten nicht irren werden“.

Nach dem Gesagten ergiebt sich über Wesen und Bedeutung der Bibelkonferenzen, wie sie mir nicht bloß vor Augen schweben, sondern in der Wirklichkeit vor Augen stehen:

1. Sie sind ein *tieferes* Wurzelfassen des evangelisch-christlichen Lebens in seinem eigensten Boden, in der Bibel;

2. Sie sind *neue Wurzeltriebe* der evangelischen Kirche;

3. Sie sind, wenn auch nicht durch weite Verbreitung, so doch durch alte und neue historische Zeugnisse *wohl legitimierte, gute Institute*; doch ist mir auch nicht zweifelhaft, daß sie sich dem ernstlichen Forschen nach den Gesetzen des Wachstums himmlischer Pflanzen immer mehr als die „*Urform*“ *gemeinsamer christlicher* „*Erbauung*“, d. h. *des wahren christlichen Wachstums*, darstellen werden;

4. Sie sind lebendige Bastionen und Forts der Kirche gegen die Angriffe des Unglaubens; die *Asyle und Pflegestätten für die von Zweifeln bedrängten Gemüter*.

Es wäre noch manches über die *Bedeutung* der Bibelbesprechungen, insonderheit für den *Lehrerstand*, zu sagen. Als Anregung und Fingerzeig für die heutige Verhandlung wird aber das Gesagte genügen können.

Über die *Einrichtung* der Bibelkonferenzen unter Lehrern und über ihre besonderen *Segnungen* schließlich *nur* ein kurzes Wort.

Die Einrichtung muß so sein, daß sich der Einzelne, auch der von Zweifeln Bedrängte, darin heimisch findet, daß es ihm „gemütlich" wird. Klein müssen also die Gemeinschaften sein, wenigstens klein anfangen, und in den Besprechungen dürfen Freimütigkeit und Traulichkeit nicht verscheucht werden. Also — nicht viel Form, sonderlich keine beengende, und nach außen hin nicht viel Geräusch und Gelärm.

Über die Segnungen mag ein Beispiel Zeugnis geben. In unserer Barmer Bibelkonferenz, die anfänglich fast ein ganzes Jahr lang nur aus drei Gliedern bestand, haben sich nach und nach „allerlei Leute": gute Lutheraner, treue Reformierte, entschiedene Unionsmänner und noch einige andere, die sich in diese historische Rubriken nicht wohl unterbringen lassen, zusammengefunden. Während draußen die Luft von dem Geschrei der kämpfenden Kirchenparteien wiederhallt, sitzen wir friedlich, aber nicht stumm beisammen. Wir haben uns gegenseitig achten, lieben und — tragen gelernt zu den Füßen der Apostel und dessen, der aller Meister ist. Wir brauchen nichts zu vertuschen und nichts zu verwischen, um Frieden zu halten. Jede Eigentümlichkeit giebt sich frei und frank, wie sie ist. Wir sind in den wenigen Jahren der gemeinsamen Bibelbesprechung also zusammengewachsen, daß das Scheiden irgend eines Gliedes von allen andern nur mit Schmerz empfunden werden würde. Es ruht auf unserer Gemeinschaft, wie gewiß auf allen ähnlichen, der Segen des Wortes, das in jener heiligen Nacht gebetet worden ist (Joh. 17, 20. 21): „Ich bitte aber nicht für sie allein, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben; auf daß sie alle eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." —

Nach dem einleitenden Referat des Vorsitzenden über den zur Beratung gestellten Gegenstand: „Bedeutung, Einrichtung und Segen der Bibelkonferenzen", begannen die Verhandlungen.

War es schon ein erhebender Anblick, einen Kreis von ca. 70 ältern und jüngern Lehrern zur Besprechung über einen solchen Gegenstand vereinigt zu sehen, so mußte sich die Freude nicht wenig steigern, als die Stimmen, welche aus verschiedenen Lebenserfahrungen in verschiedenen Gegenden heraus laut wurden, alle in das einmütige Zeugnis zusammenklangen: Wohl dem Lehrerstande, wo das Wort Gottes immer mehr seines Fußes Leuchte und das Licht auf seinem Wege wird.

So weit unsere Berichterstattungsmittel reichen, werden die Worte der Kollegen, die sich an der Besprechung beteiligten, möglichst getreu hier folgen.

1. Lehrer K. — Es ist mir ein rechtes Anliegen gewesen, daß gerade dieser Gegenstand, die „Bibelkonferenzen“, hier heute zur Sprache kommen möchte, denn ich kenne aus eigner Erfahrung den Segen, der auf dem gemeinschaftlichen Lesen und Forschen in der Schrift ruht. — Meine Jugenderinnerungen gehen in eine Zeit zurück, in der die Zahl lebendig gläubiger Christen, namentlich in meiner Heimat (Westfalen) noch sehr gering war. — Nur von meiner katholischen Mutter habe ich von Jesu, als „dem Sohne Gottes“ gehört, „der für uns Sünder am Kreuze sein Blut vergossen“ habe; sie machte uns Kinder oft darauf aufmerksam, „was doch der Herr Jesus für uns gelitten habe“. Später ist mir von niemandem eine solche Sprache wieder zu Ohren gekommen, weder von Lehrern, noch von Predigern. — Ja auf dem Gymnasium war der Religionslehrer ein so ungläubiger Mann, daß sein ganzer Unterricht darauf hinauslief, uns die Bibel verächtlich zu machen. Von Jesu sagte er, der sei nur „scheintot“ gewesen, und so wurden wir armen Kinder förmlich vergiftet. — Auch der Pastor, bei dem ich konfirmiert wurde, wußte nichts von dem Heilande der Welt. Die Lehrer, mit denen ich vor der Seminarzeit in Berührung trat, waren sämtlich Verehrer Dinters. — So wurde mir die Bibel ein Buch von äußerst geringem Werte; denn alle „klugen Leute“, mit denen ich bis dahin zusammengekommen war, hielten im Grunde genommen nichts von ihr. Aus ihr viel zu lernen, das hatte gar keinen Wert. Viele Gedichte aus den neuen Klassikern auswendig wissen, das galt etwas; aber ob einer zehn Sprüche aus der Bibel konnte oder tausend, das galt beides gleich viel, nämlich nichts. — Nur solche Leute, wie meine Mutter, und „dumme Bauern“, die hielten etwas auf die Schrift. — Die mußte man freilich berücksichtigen und um derer willen durfte man nicht alles so heraussagen. Für sich waren die klugen Leute über Dinge, wie sie die Bibel erzählt, längst hinaus, und wer mit hinter den Coulissen stand, der wußte das, hielt darum manches nur für sich, wie ja der große Meister Dinter den Lehrern den Rat gegeben hatte. — So kam ich ins Seminar. Erst hier hörte man denn von Jesu als dem Sohne Gottes reden, dem Könige, Hohenpriester und Propheten; war es auch nicht so ganz das Rechte, Jesus war mir doch größer geworden, und ich empfand wieder etwas mehr Respekt vor der Bibel. Doch hielt dieser nicht lange stand, weil ich gleich nach der Seminarzeit wieder mit solchen Predigern und Lehrern zusammenkam, wie die waren, bei denen ich vor der Seminarzeit Unterricht genossen hatte. Gerade an dem Tage, an welchem ich in meine erste Stelle trat, gab der Pastor und Schulinspektor, der auch erst vor kurzem sein Amt in der Gemeinde angetreten hatte, den „Gebildeten“ des kleinen Ortes ein Fest, das

mit einem Balle endete. Er selbst eröffnete den Ball. — Wie sollte ich mich da noch erst besinnen, an der Freude der Gebildeten und Klugen teil zu nehmen. Ja, welch ein Verbrechen wär's gewesen, wenn ich junger Mann die freundliche Einladung zu dem Feste ausgeschlagen hätte! Doch nach unfähr zwei Jahren fügte es der treue Gott, daß ich an eine andere Stelle versetzt wurde, und zwar an einen Ort, wo einer der so berüchtigten „Pietisten" als Pfarrer stand. Da fehlte es denn von seiten der alten Freunde nicht an Ermahnungen und Warnungen, mich doch ja vor den Pietisten in acht zu nehmen. — Aber was jener Mann auf der Kanzel predigte, das lautete dem ähnlich, wie ich es von meiner Mutter gehört hatte. Er predigte auch immer von Jesu, und dann sprach er auch zuweilen von der Hölle, vor der ich von meiner Mutter so bange gemacht worden war. — Dazu kam noch, daß der andere Lehrer des Ortes große Stücke auf den Katechismus hielt, auch an Jesum als den Sohn Gottes glaubte. Da war es denn um meine Ruhe geschehen; es kam mir zum Bewußtsein, wie weit ich vom beseligenden Glauben entfernt war, und alle eingesogenen Zweifel brachen jetzt mit einer solchen Macht auf mich herein, daß ich Tag und Nacht vor ihnen keine Ruhe hatte. Der liebe Pastor mochte merken, daß in mir etwas vorging; und so sehr ich ihn auch mied, eben weil er ein verschriener „Pietist" war, so freundlich ging er mir nach, besuchte mich, bot mir Bücher und Zeitschriften an, die ich denn auch mit Begierde las. — Aber, so oft ich meinte, nun glauben zu können, so oft traten auch die alten Zweifel wieder so mächtig in den Weg, daß mein Glaube wieder wie ein Licht ohne Öl verlosch. Nach und nach hatte ich mich den Pietisten des Orts etwas genähert, ja einer von ihnen nahm sich sogar die Freiheit, mich aufzusuchen. Ich gewann den Mann lieb; er sprach so treu und frei, daß mir sein Besuch angenehm wurde. — Zuletzt wagte derselbe sogar, mich zu ihrer Bibelstunde einzuladen, die einige der Haupt-Pietisten des Ortes bei dem Pastor im Hause hatten. — Von dieser Bibelstunde wußte ich wohl, aber da hineinzugehen und am Ende noch ein Pietist zu werden, — das war mir ein Gedanke, den ich nicht tragen konnte. — Doch der Pastor wurde immer freundlicher gegen mich, und die übrigen Pietisten ebenfalls; aber auch mein Verlangen, glauben zu können, wuchs, und das merkten die Leute an mir. — Eines Sonntags nach der Kirche kehrte ich bei einem der Pietisten ein, und traf da einen Bauer, einen besonders verschrienen Pietisten, der so interessant zu sprechen wußte, daß ich bis zum Abend mit ihm zusammen blieb. — Als ich Abschied nehmen wollte, lud derselbe mich ein, mit in ihre Bibelkonferenz zu gehen, und die andern Pietisten unterstützten die Bitte. Da konnte ich nicht widerstehen und folgte ihnen,

wenn auch mit schwerem Herzen. Unterwegs wurde es mir fast zu Mute, wie wenn ich auf dem Wege zu einem schweren Verbrechen gewesen wäre, und namentlich hieß es in mir: „Was werden die Leute dazu sagen, daß du jetzt zu den Pietisten dich hältst?“ Aber ich überwand glücklich, erreichte das Haus des Pastors, — und sah mich in dem Kreise der verachtetsten Menschen — der Pietisten. Sie waren aber sämtlich freundlich gegen mich, und ich fand auch nichts, woran ich hätte Anstoß nehmen können. Es wurde zu Anfang gesungen und gebetet, dann ein Abschnitt aus der Heiligen Schrift gelesen und besprochen, und zuletzt wieder mit Gesang und Gebet geschlossen. — Das alles gefiel mir; ich fühlte mich außerordentlich wohl unter diesen lieben Leuten — und — von nun an fehlte ich nie mehr in ihrer Stunde. — In dieser Bibelstunde nun bin ich reich gesegnet worden und ich verdanke ihr außerordentlich viel. — Von der Zeit an konnte ich immer fester glauben, und in der Gemeinschaft mit den Brüdern erstarkte mein Glaube von Tag zu Tage also, daß ich mit des Herrn Hülfe imstande war, alle Zweifel zu überwinden und auch die große Schmach, ein Pietist zu sein, mit Freuden über mich nehmen konnte. —

Nachdem ich auf diese Weise selbst durch eine Bibelstunde gesegnet worden, war es mein angelegentlichster Wunsch, eine solche Konferenz auch unter Lehrern einzurichten. Und — der Herr ließ es gelingen. Manche der benachbarten Lehrer nahmen meine Aufforderung dazu freundlich an, und so entstand eine Konferenz, in der wir uns um das teure Wort Gottes sammelten. Sie ist nicht wenigen zum großen Segen geworden. Der Tag der Bibelkonferenz wurde nach und nach für die meisten der Teilnehmer ein wahrer Festtag, und einzelne ließen es sich nicht verdrießen, zu derselben einen Weg von zwei bis drei Stunden zu machen, ja einer kam sogar oft fünf Stunden weit. — Noch heute, nach fast zwanzig Jahren, bin ich Mitglied einer derartigen Konferenz, und danke Gott, es sein zu können. Ich kann daher, auf reiche Erfahrungen gestützt, den lieben hier anwesenden Kollegen und Brüdern nur raten, noch mehr solche Konferenzen zu gründen. Wo es im Aufsehn auf den treuen Herrn geschieht, wird gewiß ein reicher Segen nicht fehlen.

2. Lehrer F. — Auch ich kann die Bibelkonferenzen nur empfehlen. Sie sind bei erweckten und bekehrten Lehrern ein Bewahrungsmittel, nicht wieder in das Wesen dieser Welt verflochten zu werden. Daß ich in Ihrer Mitte mich befinde, habe ich nächst Gott diesen Bibelkonferenzen zu danken. Manche, die mit und nach mir erweckt worden sind, haben die Welt wieder lieb gewonnen, während ich durch die Barmherzigkeit unsers Gottes noch stehe und hoffe, bis an mein — Gott gebe — seliges Ende, stehen

zu bleiben. Es war im Jahre 1843, als unser drei, schon vom Seminar her befreundete Hülfslehrer zu gleicher Zeit von dem Leben, das in Christo Jesu erschienen ist, ergriffen wurden. Unser im Seminar geschlossener Freundschaftsbund wurde dahin erneuert, daß wir dem Herrn Treue bis an unser Ende gelobten und uns versprachen, einer dem andern auf dem Wege des Lebens förderlich zu sein. Um dies ausführen zu können, fühlten wir das Bedürfnis, uns von Zeit zu Zeit gemeinschaftlich um das Wort Gottes zu versammeln, also eine Bibelkonferenz ins Leben zu rufen, ohne daß wir wußten, daß irgendwo eine solche Vereinigung existiere. Das war aber nicht so leicht. Wir wohnten ziemlich weit voneinander entfernt, hatten kein geeignetes Lokal und waren von äußeren Mitteln ganz entblößt, da unsere Bareinnahme nur 36—40 Thaler betrug. Gleichwohl begannen wir das Werk in Gottes Namen. Einigemal versammelten wir uns in unsern Wohnungen, sahen aber sehr bald ein, daß das auf die Länge der Zeit nicht anging, einmal, weil es uns an heizbaren Zimmern, und wenn das, an Mitteln, sie heizen zu können, fehlte. Da verabredeten wir, in dem Städtchen B. in einem Gasthofe uns alle vierzehn Tage um das Wort zu versammeln. Der Wirt war willig, uns gegen eine geringe Entschädigung ein Zimmer einzuräumen. Frisch ging's nun ans Werk, und der Herr legte auf unser Zusammensein seinen reichen Segen. Betend gingen wir hin, betend begannen wir und betend kehrten wir wieder heim. Wir hatten so gesegnete Stunden, daß wir nicht selten auf dem Heimwege bei Nacht in Sturm und Unwetter Loblieder sangen und Gott in inbrünstigem Gebete die Opfer unsers Herzens darbrachten. Noch jetzt erinnern wir uns mit Freuden an jene Zeit. Um aber unser Zusammensein möglichst fruchtbar zu machen, trafen wir von vornherein das Übereinkommen, daß jeder ein Bibelwerk benutzen müsse, der eine das Richtersche, der andere Gerlachs und der dritte das von Lisko. Einer hatte jedesmal das Referat. Dieser arbeitete den Abschnitt meistens schriftlich aus; aber die übrigen unterließen es auch nicht, die betreffende Stelle zu Hause nachzulesen und ihr nachzudenken. Wir wählten zuerst das Evangelium Johannis; und was die genannten Bibelwerke darüber enthalten, das tauschten wir gegenseitig aus. Am Schlusse unsers Zusammenseins pflegten wir die Tagesfragen miteinander zu besprechen, nützliche Bücher, z. B. die Ausburgische Konfession, Beckedorfs Worte der Versöhnung an seine protestantischen Freunde, u. a. zu lesen. Der Wunsch, unsern Kreis erweitert zu sehen, blieb lange unerfüllt. Unsere dieserhalb gemachten Bemühungen blieben vor der Hand ohne Erfolg. Die ältern Lehrer scheuten sich, uns Hülfslehrern sich anzuschließen, und die jüngern Lehrer machten sich nicht selten über unser Unternehmen lustig. Es kam

vor, daß, während wir uns oben im Hause ums Wort versammelten, sie unten im Garten Kegel spielten. Nach geraumer Zeit wurde der eine von uns versetzt, und erhielt nun ein selbständige Stellung mit eigener Amtswohnung. So ungünstig die Schule für das eine Konferenzglied auch lag, — dasselbe hatte einen Weg von zwei Stunden dorthin zu machen, — so beschlossen wir doch unsere Bibelbesprechungen fortan in der Amtswohnung unsers versetzten Kollegen zu halten. Hier führte uns Gott nach langem Harren noch einige Freunde zu. Die Konferenz erstarkte so, daß, als der eine Mitbegründer viele Meilen weit versetzt wurde, sie doch ihren ungestörten Fortgang hatte. Als das Jahr 1848 hereinbrach, da waren es die Glieder dieser Konferenz, welche die Sache des evangelischen Lehrervereins in Minden-Ravensberg in die Hand nahmen, ohne daß sie von den ähnlichen Bestrebungen in Rheinland und in der Grafschaft Mark Kunde erhalten hatten. Ihnen gelang es, die noch übrigen nach etwas Besserem sich sehnenden Lehrer zu einer größeren Konferenz in H. zu vereinigen, die seiner Zeit 30—50 und mehr Mitglieder zählte, und woran sich auch die Herren Geistlichen in nicht geringer Anzahl beteiligten. Sogar die Behörden nahmen Notiz von unserer Konferenz, besuchten sie und sprachen in warmen Worten ihre Freude über die Tendenz unsers Vereins aus. So ist unter Gottes gnädigem Gedeihen aus dem unter vielem Gebete gepflanzten Senfkorn ein Bäumchen geworden, das seine Früchte getragen hat, noch trägt und fort und fort tragen wird, solange die Glieder des nun ziemlich großen Vereins nicht sich, sondern einzig und allein die Ehre unsers großen Gottes im Auge behalten. Ich wiederhole darum noch einmal meine Bitte: Wo eben möglich, rufe man Bibelkonferenzen ins Leben. Der Herr bekennt sich zu ihnen, sofern man die Sache in seinem Namen beginnt. Aber zwei Stücke halte ich für unbedingt erforderlich, wenn das Werk gelingen soll:

erstlich, mit Gebet — wo möglich auch mit Gesang — zu beginnen und zu schließen, und

zweitens, sich auf jede Konferenz gründlich vorzubereiten. Der nun in neuer Ausgabe erschienene „Gnomon" von Bengel könnte den Lehrern hierbei viele Dienste leisten, und erlaube ich mir, die Anschaffung desselben allen Kollegen dringend zu empfehlen. Der Herr, unser Gott, lege auf den hier zur Sprache gebrachten Gegenstand seinen reichen Segen und lasse diesen Kirchentag dazu gesegnet sein, daß die Bibelkonferenzen unter den evangelischen Lehrern Deutschlands mehr und mehr Eingang finden.

3. Lehrer B. — Auch ich kann ein Zeugnis dafür ablegen, daß solche Bibelkonferenzen für diejenigen von großem Segen sind, die sich in

rechter Weise daran beteiligen. Oft werden solche Konferenzen auch Fernerstehenden zum Segen; das Licht zieht an, und seine Strahlen treffen oft in weiter Ferne solche, die sie auf sich wirken lassen. Die bekannte „Schulchronik“ des verehrten Herrn Seminardirektors Zahn fand ihrer Zeit auch ins badische Oberland ihren Weg. Durch sie haben einige junge Lehrer, die sich nahe standen, Kunde erhalten von dem, was in hiesiger Gegend von einer großen Zahl tüchtiger Lehrer erfahren und erstrebt wurde. Mit Freuden und herzlicher Teilnahme lasen wir die Berichte über Lehrerkonferenzen, die man da und dort abhielt. Was uns besonders gefiel, war dies, daß diese Konferenzen auch hätten Bibelkonferenzen genannt werden können, wenn auch noch nicht im vollen Sinne. Es hat uns zur Aufmunterung gedient, zu vernehmen, wie auch anderwärts Lehrer bekennen: „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens“, und wie sie mit uns erfahren, daß das rechte Lehrerleben erst da sich bilden kann, wo die „Worte des Lebens“ eine Stätte gefunden haben.

Der Herr fügte es so, daß nicht von uns gesagt werden mußte: sie wollten eine Weile bei dem Konferenzlicht in Rheinland und Westfalen fröhlich sein, sondern es ging uns selber ein Licht auf. „Können wir denn nicht auch in ähnlicher Weise uns vereinen? Die Zahl macht's ja nicht aus; auch zwei und drei können in rechter Weise zusammentreten, und thun sie das, so wird der Segen nicht ausbleiben;“ — so sagten wir zu einander. Und der Segen blieb auch nicht aus. Anfänglich war die Zahl derer, die sich vereinigten, nicht einmal ein halbes Dutzend; aber desto weiter hatten sie zu gehen, bis sie an Ort und Stelle waren. Die meisten hatten drei bis vier Stunden zum Teil auf einsamen Waldwegen zurückzulegen. In einem Thälchen des südlichen Schwarzwaldes fanden wir Herberge bei einem der Unsern. Wenn wir dann allmonatlich einander gesund und wohl wiedersahen, wenn wir durch ein geistliches Lied uns gesammelt und den Herrn um sein Nahesein angerufen hatten; wenn wir zu den Füßen dessen saßen, der das ewige Wort Gottes in Person ist, wenn wir hineinschauten in den Liebesrat unseres Gottes; — dann wurden unsere Herzen warm; wir lernten einander achten und lieben und fühlten uns als Brüder. Es war allen erwünscht, wenn dann einer zum Schluß anstimmte: „Herz und Herz vereint zusammen &c.,“ oder: „Wie lieblich ist's hienieden &c.“. Ja, es waren liebliche, gesegnete Stunden. Unser Herr führte auch noch diesen und jenen herzu und ließ es ihm in unserer Mitte wohl werden. Wie jeder Stand, so haben auch die Lehrer ihre besonderen Leiden. Wie trug man diese so viel leichter, wenn man fühlte, daß die Kollegen aus ungefärbter Bruderliebe mittragen halfen!

Wie steigerte sich unsere Freude, wenn dieser oder jener mitteilte, wie der Herr ihn in seinem Berufe gesegnet habe, oder wenn wir wahrnehmen durften, wie mit der Liebe zum Wort auch die Erkenntnis wuchs und die Freude am Herrn diesem und jenem besondere Stärke verlieh! Und doch ist damals noch so vieles von uns versäumt und verkehrt angefangen worden! Die werden größere Erfolge haben, die ihn fleißiger ansehen, der gesagt hat: „Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig," und von ihm zu lernen eifriger bemüht sind.

4. Lehrer O. — Das, was die Vorredner über den Segen der Bibelkonferenzen gesagt haben, kann ich nach meiner Erfahrung nur bestätigen. Ich verdanke denselben sehr viel, namentlich was meine christliche Erkenntnis anbetrifft. Es hat mir nicht an Gelegenheit gefehlt, davon schon vor meinem Eintritt ins Lehramt ein gutes Teil zu erwerben; schon in der Elementarschule hatte ich das Glück, von einem Lehrer unterrichtet zu werden, der auf den Religionsunterricht ein ganz besonderes Gewicht legte und auch dafür bekannt war, daß er etwas darin leiste. Der Unterricht auf dem Gymnasium, das ich später besuchte, war für die damalige Zeit ebenfalls ein ungewöhnlich gründlicher. Dazu kam noch, daß in dem Hause meiner Eltern jede Woche ein oder zweimal Erbauungsstunden gehalten wurden, an denen ich regelmäßig teilnehmen mußte. Wie gründlich der von P. Jacobi im Seminar zu Petershagen erteilte Religionsunterricht war, ist zu bekannt, als daß ich darüber noch etwas sagen müßte. So darf ich also wohl behaupten, daß meine religiöse Erkenntnis nach dem Abgange vom Seminare wenigstens hinter der vieler anderen Seminaristen nicht zurückstand, darf deshalb auch wohl annehmen, daß viele derselben bei ihrem Eintritt ins Lehramt dieselbe Erfahrung machen müssen, die ich zu meiner großen Beschämung machte. Als ich nämlich nun anfing, selbst Religionsunterricht zu erteilen, da war mir's, als ob ich noch nichts gelernt hätte; die gewöhnlichsten Religionswahrheiten waren so wenig mein verfügbares Eigentum, daß mir der Unterricht die größte Not verursachte. Obschon ich mir nun allerlei Unterrichtsmittel anschaffte — denn es war mir ein Ernst, einen ordentlichen Unterricht zu erteilen —, obwohl ich auch das seltene Glück hatte, zwei Jahre hindurch die Predigten eines Mannes (Stier) zu hören, dessen gediegene Schriftkenntnis und klare Vorträge europäischen Ruf haben, so gelangte ich doch nur dahin, daß mein Unterricht vielleicht andere, nicht aber mich selbst befriedigte. Die Präparation machte mir unsägliche Mühe, der Unterricht selbst große Qual, und ich habe mir oft die Stellung der katholischen Lehrer gewünscht, für die der Geistliche den Religionsunterricht erteilt. Dies änderte sich erst, als ich mit einzelnen Freunden (nicht Leh-

rern) anfing, Bibelsprechstunden zu halten. Was lange Studien nicht vermocht hatten, mir zum Eigentum zu machen, das that oft so eine Sprechstunde. Ja, es liegt ein großer Segen in dem Besprechen des göttlichen Wortes. Es ist ja schon in profanen Dingen so: eine Sache ist und wird uns erst dann klar und recht bewußt, wenn wir unsere Gedanken darüber in Worte fassen. Ebenso ist's mit den christlichen Wahrheiten. Und da ist's nicht damit gethan, wenn man sie einmal ausspricht, etwa vor den Kindern, sondern man muß sie wiederholt, und immer wieder aussprechen; erst dann werden sie zum Eigentum, worüber man verfügen kann, sie werden zu Fleisch und Blut, gewinnen Leben, — natürlich nur bei dem, der selbst Leben hat —, während sie sonst den Goldkörnchen gleichen, die wohl verschluckt, aber nicht verdaut werden können.

Später fand ich denn auch Gelegenheit, mich einem Kreise von christlichen Lehrern anzuschließen, die regelmäßige Zusammenkünfte hielten, um sich über das Wort Gottes zu besprechen. Diese Zusammenkünfte mußten natürlich für den Unterricht noch fruchtbarer sein. Denn unter Lehrern versteht es sich von selbst, daß das, was die Schule angeht, immer ganz besonders in Betracht kommt. Da hat der eine diese, der andere jene Erfahrung gemacht, und ein jeder macht das Seine zum Gemeingut, und so kann es nicht fehlen, daß man oft reich gesegnet von dannen geht. Ich muß daher aus eigener Erfahrung allen Kollegen die Teilnahme an solchen Bibelkonferenzen angelegentlich empfehlen und möchte ganz besonders die jüngeren Lehrer dringend auffordern, sich solchen Konferenzen anzuschließen. Denn wenn ich auch vorhin nur a priori voraussetzte, daß es vielen unter ihnen so ergehen müsse, wie es mir ergangen ist, so muß ich doch aus meiner Erfahrung hinzusetzen, daß ich manchen angehenden Lehrer kennen gelernt habe, dem es wirklich so erging, und ich glaube es als Regel hinstellen zu können, daß in den ersten Jahren der Religionsunterricht, obschon er der wichtigste, doch der schlechteste, ja oft unter aller Würde ist. Wem also etwas daran liegt, in diesem wichtigen Gegenstande kein Stümper zu bleiben, wer sich der auf ihm als Lehrer ruhenden Verantwortlichkeit bewußt ist, der schließe sich einer Bibelkonferenz an, oder suche mit gleichgesinnten Kollegen eine solche zu errichten, und ich bin überzeugt, daß er reichen Segen davon haben werde. Für die hiesigen Lehrer (Barmen) knüpfe ich daran die Mitteilung, daß wir in der „Herberge zur Heimat" eine Bibelkonferenz eingerichtet haben, welche alle vier Wochen stattfindet. Jeder, der teilnehmen will, ist uns herzlich willkommen, und ich lade im Namen sämtlicher Mitglieder alle, besonders die jüngeren Lehrer dringendst und freundlichst dazu ein.

hat, so wird aus dem Zweifeln allmählich ein Verzweifeln in dem Suchen nach Wahrheit. Ich kenne Leute, die unter anderm durch die „moderne Naturwissenschaft" in allerlei Zweifelsengen geraten sind, und, weil sie sich in ihrer Umgebung nicht aussprechen konnten oder wollten, bei religiösen Gesprächen anfangs stumm blieben, dann ihnen aus dem Wege gingen und so immer mehr verloren, was sie früher wirklich an Wahrheit besaßen. Denn wer das Wahrheitsbesitztum, was er wirklich hat, nicht ausspricht, nicht bekennt, muß notwendig immer mehr verarmen.

Den zweifelnden, suchenden Seelen kommen aber die Bibelkonferenzen — wenn sie recht eingerichtet, d. h. klein und vertraulich sind — entgegen, wie dem Wüstenwanderer eine wasserreiche, blühende Oase. Einmal so, daß er schon durch das Aussprechen im vertrauten Kreise den Zweifelsbann wenigstens loser macht, auch wenn der Zuspruch der Genossen ihn nicht ganz lösen sollte; und dann, daß er durch Aussprechen der ergriffenen Wahrheiten diese fester und gewisser macht. Hält er in der Gemeinschaft aus, so wird es ihm Gott gelingen lassen und ihn auf den „gebahnten Weg" führen, auf dem nach der Verheißung „auch selbst die Thörichten nicht irren werden".

Nach dem Gesagten ergiebt sich über Wesen und Bedeutung der Bibelkonferenzen, wie sie mir nicht bloß vor Augen schweben, sondern in der Wirklichkeit vor Augen stehen:

1. Sie sind ein t i e f e r e s Wurzelfassen des evangelisch-christlichen Lebens in seinem eigensten Boden, in der Bibel;

2. Sie sind n e u e W u r z e l t r i e b e der evangelischen Kirche;

3. Sie sind, wenn auch nicht durch weite Verbreitung, so doch durch alte und neue historische Zeugnisse w o h l l e g i t i m i e r t e, g u t e I n s t i t u t e; doch ist mir auch nicht zweifelhaft, daß sie sich dem ernstlichen Forschen nach den Gesetzen des Wachstums himmlischer Pflanzen immer mehr als die „U r f o r m" g e m e i n s a m e r c h r i s t l i c h e r „E r b a u u n g", d. h. d e s w a h r e n c h r i s t l i c h e n W a c h s t u m s, darstellen werden;

4. Sie sind lebendige Bastionen und Forts der Kirche gegen die Angriffe des Unglaubens; die A s y l e u n d P f l e g e s t ä t t e n f ü r d i e v o n Z w e i f e l n b e d r ä n g t e n G e m ü t e r.

Es wäre noch manches über die B e d e u t u n g der Bibelbesprechungen, insonderheit für den L e h r e r s t a n d, zu sagen. Als Anregung und Fingerzeig für die heutige Verhandlung wird aber das Gesagte genügen können.

Über die E i n r i c h t u n g der Bibelkonferenzen unter Lehrern und über ihre besonderen S e g n u n g e n schließlich n u r ein kurzes Wort.

Die Einrichtung muß so sein, daß sich der Einzelne, auch der von Zweifeln Bedrängte, darin heimisch findet, daß es ihm „gemütlich" wird. Klein müssen also die Gemeinschaften sein, wenigstens klein anfangen, und in den Besprechungen dürfen Freimütigkeit und Traulichkeit nicht verscheucht werden. Also — nicht viel Form, sonderlich keine beengende, und nach außen hin nicht viel Geräusch und Gelärm.

Über die Segnungen mag ein Beispiel Zeugnis geben. In unserer Barmer Bibelkonferenz, die anfänglich fast ein ganzes Jahr lang nur aus drei Gliedern bestand, haben sich nach und nach „allerlei Leute": gute Lutheraner, treue Reformierte, entschiedene Unionsmänner und noch einige andere, die sich in diese historische Rubriken nicht wohl unterbringen lassen, zusammengefunden. Während draußen die Luft von dem Geschrei der kämpfenden Kirchenparteien wiederhallt, sitzen wir friedlich, aber nicht stumm beisammen. Wir haben uns gegenseitig achten, lieben und — tragen gelernt zu den Füßen der Apostel und dessen, der aller Meister ist. Wir brauchen nichts zu vertuschen und nichts zu verwischen, um Frieden zu halten. Jede Eigentümlichkeit giebt sich frei und frank, wie sie ist. Wir sind in den wenigen Jahren der gemeinsamen Bibelbesprechung also zusammengewachsen, daß das Scheiden irgend eines Gliedes von allen andern nur mit Schmerz empfunden werden würde. Es ruht auf unserer Gemeinschaft, wie gewiß auf allen ähnlichen, der Segen des Wortes, das in jener heiligen Nacht gebetet worden ist (Joh. 17, 20. 21): „Ich bitte aber nicht für sie allein, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben; auf daß sie alle eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." —

Nach dem einleitenden Referat des Vorsitzenden über den zur Beratung gestellten Gegenstand: „Bedeutung, Einrichtung und Segen der Bibelkonferenzen", begannen die Verhandlungen.

War es schon ein erhebender Anblick, einen Kreis von ca. 70 ältern und jüngern Lehrern zur Besprechung über einen solchen Gegenstand vereinigt zu sehen, so mußte sich die Freude nicht wenig steigern, als die Stimmen, welche aus verschiedenen Lebenserfahrungen in verschiedenen Gegenden heraus laut wurden, alle in das einmütige Zeugnis zusammenklangen: Wohl dem Lehrerstande, wo das Wort Gottes immer mehr seines Fußes Leuchte und das Licht auf seinem Wege wird.

So weit unsere Berichterstattungsmittel reichen, werden die Worte der Kollegen, die sich an der Besprechung beteiligten, möglichst getreu hier folgen.

Wie steigerte sich unsere Freude, wen
Herr ihn in seinem Berufe gesegnet
durften, wie mit der Liebe zum W
die Freude am Herrn diesem un
doch ist damals noch so vieles v
worden! Die werden größere
der gesagt hat: „Ich bin s
und von ihm zu lernen eifr

4. Lehrer D. — D
Bibelkonferenzen gesagt ha
stätigen. Ich verdanke d
Erkenntnis anbetrifft.
schon vor meinem Eintr
in der Elementarschule
zu werden, der auf
legte und auch dafür
richt auf dem Gym
Zeit ebenfalls ein
Hause meiner Elte
halten wurden, ar
der von P. J
unterricht war,
müßte. So da
nach dem Abge
Seminaristen
viele derselben
müssen, die
nun anfing,
ich noch
heiten ware
richt die
Unterricht
lichen Un
zwei Jah
gediegen
gelangt
aber m
der U
kathol
erteilt

leider die für die Bericht-
kommen. Wir müssen uns
nur die Hauptgedanken, so
geben sind, anzuführen. Wo
nicht genau genug treffen sollte,
des Schreibers.

en weiter aus, der auch in dem
worden, daß nämlich die Bibel-
sten, daß auch diejenigen, welche
en, oder noch kein ausgeprägtes
sen, darin Platz finden und sich
recht freie Bewegung bei der Be-
iges Wesen, das nur für sich allein
dere mit etwas anderer Anschauung
onferenzen nicht nur einen guten Teil
uch den Keim zur Auflösung in die

einerseits im Sinne des Vorredners
zuerst stets in einem kleinen Kreise
zu machen, wies er weiter nachdrücklich
ungen in den Konferenzen, wenn
en, von einer ernstlichen Beschäftigung mit
etragen sein müßten. Wo dies nicht
gemütliche Unterhaltung stattfinden,
Plauderei, ja in leeres Geschwätz
Hause sich ernstlich mit dem Worte Gottes
werden, wo ihm noch Licht fehle, wo er
zu fragen wisse, der könne nicht nur er-
gute Handreichung empfangen werde,
daß er mit seinem Fragen der gesamten Ge-
Dienst leiste. Darum empfehle er den Mit-
eine ernstgemeinte Beschäftigung mit der
abgesehen von dem, was in der Konferenz vor-
eine gründliche Vorbereitung auf die Besprechung
ein ernstliches Verarbeiten der Besprechungen
mit der Feder in der Hand. — Bei den vielen
wie die Bibelwerke von Gerlach,
„Gnomon" u. a., könne der Lehrer, wenn er
zur Genüge bekommen. —

:chen des Herrn Vorsitzenden nahm der Herr Direktor noch das Wort. Seine lebendige, Kopf und Herz erfassende :b den Verhandlungen einen trefflichen Schluß. Leider wird :n dieser Stelle wieder besonders fühlbar, daß die Leser durch :ericht nur mangelhaft bedient werden; nur ein unzulängliches ud vermögen wir zu geben. Nachdem der Redner seine besondere darüber bezeugt hat, daß hier eine so große Zahl von Lehrern sich immelt habe, um über die Frage nach einem gesegneten Gebrauch des :tes Gottes ihre Erfahrungen und Ansichten auszutauschen, war der :ankengang seiner Ansprache etwa dieser:

„Durch den Vortrag, den wir heute in der Kirche gehört haben on Professor Schlottmann): „Über die Bedeutung des A. T. für christ:che Erkenntnis und christliche Bildung," und durch die darauf folgende Besprechung muß auch dem weniger Kundigen etwas davon zur Ahnung gekommen sein, welch eine Fülle der Weisheit in dem Buche des Alten und Neuen Bundes niedergelegt ist und welch eine Menge von Fragen aus den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Schule, des socialen und politischen Lebens u. s. w. erst durch ein tieferes Erforschen des Wortes Gottes ihre Lösung erhalten können. Es steht also in Wahrheit so: Kein Mensch, wo und wer er sei, kann sich in der Welt zurechtfinden ohne dies Wort; und die ganze Welt kann ohne es nicht zurechtkommen. Und was will die Schule ohne dies Wort? Besteht sie doch nur durch dasselbe. Ich darf wohl sagen, daß ich mich durch meine Lebenszeit hindurch ziemlich mit diesem Worte beschäftigt habe. Aber immer weniger kann ich von demselben loskommen; immer tiefer muß ich mich hinein vertiefen. Nicht einmal in einer politischen Frage vermag ich mich zu orientieren ohne Weisung aus demselben. Und ich achte, bei einem Christen wird es bei allen kleinen oder großen Fragen und Vorkommnissen durch sein ganzes Leben hindurch also gehen. Unser Herr und Heiland, der in den Tagen seines Fleisches alles zu „seiner Stunde" thun mußte und es recht thun konnte — er spricht das tiefe Wort: „Der Sohn kann nichts von ihm selber thun, denn was er siehet den Vater thun." Darin wird also wohl die höchste Weisheit und der höchste Verstand bestehen, daß einer sich dahin schicke, nichts von ihm selber zu wissen und zu thun, als was der Herr durch sein Wort und seinen Geist ihn lehret und thun heißet.

Welche hohe Aufgabe und welche Würde ist der Elementarschule zugeteilt, daß auch sie dieses Wort hat und ein Träger der himmlischen Weisheit sein soll. Das Buch, über dem die edelsten Menschen und tiefsten Denker aller Jahrhunderte sinnend gesessen haben und noch sitzen, das

hat auch der Lehrer vor seinen Kleinen in der Hand, um auch sie auf elementarischem Wege in dasselbe, d. i. in die Wissenschaft vom Himmelreich einzuführen. Wie klein und unbedeutend muß ihm sein Werk und Stand erscheinen, wenn er sich in seinem Unterricht bei den übrigen Dingen mit den Lehrern der Wissenschaft auf den höheren und hohen Schulen vergleicht. Wie schrumpft sein Wissen und Lehren in den vier Species zusammen neben den Vorträgen eines Professors der Mathematik, seine Lektionen in der Theorie und Kunst der deutschen Sprache neben den Lektionen eines Lehrers der Philologie u. s. w. Aber in der Wissenschaft vom Reiche Gottes hat auch der höchste Professor und der tiefste Theosoph wesentlich kein anderes Feld und kein anderes Objekt, als der Lehrer in der untersten Elementarklasse, wofern dieser wirklich elementarisch verfährt: beide haben es mit den großen Thaten und tiefen Worten Gottes zu thun, welche das Buch der Bücher uns berichtet. Während der Elementar-Schulmann dort, im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen u. s. w., ein Werk thut, das ihm längst geläufig ist, dessen Objekt an und für sich seinem Nachdenken kaum Nahrung bieten kann, trifft er hier selbst bei den Kleinsten mit dem gelehrtesten Theologen bei demselben Gegenstand zusammen. Das kleinste Stück der biblischen Geschichte, das sein Elementargang ihm vorführt, ist ein konstitutives Element der höchsten Wissenschaft und reicht mit seinem Inhalt an die tiefsten Fragen des Menschenlebens. Da kann der Lehrer nicht nur das Bewußtsein haben, daß er eine Arbeit von heiliger, ewiger Bedeutung verrichte, sondern auch sein eigenes Sinnen und Forschen hat bei jedem Schritt Anlaß und Nahrung die Fülle. Vermag er sich dennoch nichts dabei zu denken, muß er demnach auch die Unterweisung in der heiligen Geschichte so mechanisch-geläufig betreiben, wie die andern Lektionen: so trägt seine eigene Gedanken- und Geistlosigkeit die Schuld, nicht der Gegenstand.

Wie ist es nun im Blick auf diese hohe Aufgabe und Würde auch des Elementarunterrichts begreiflich, daß es noch Lehrer geben könnte, die sie nicht kennen oder verkennen? deren Sinnen und Denken in das an sich wohlberechtigte Fragen nach Methode und Lehrgang im ABC, in den vier Species u. s. w. ganz und gar aufgeht? die zu allem andern, aber nicht zu einer ernstlichen Beschäftigung mit dem Worte Gottes Zeit und Lust haben? ja, wie mag es sogar solche geben, die in die Verachtung dieses Wortes, d. i. in die Schändung ihres Menschen- und Lehrer-Berufes ihre Ehre setzen?

Meine lieben Freunde! Haben Sie durch Gottes Gnade erkannt, wo das Licht und das Heil der Welt zu finden, worin die schwerste Aufgabe, aber auch die höchste Würde Ihres Amtes beruht, so halten Sie an dieser seligen Einsicht fest. Da ist auch die Quelle Ihrer Berufsfreudigkeit, der Lohn Ihres Dienstes. Die zeitliche Ehre und der zeitliche Lohn mag sparsam sein. Die Welt kann nur lohnen, was sie abschätzen kann. Wohl dem Lehrer, dessen Werk über der Welt Maß hinausreicht! —

Sie wollen Gottes Wort das Licht auf Ihrem Lebens- und Berufswege sein lassen. Wohl, halten Sie treu und standhaft dabei aus. Wer sich von diesem Worte weisen läßt, der kann frei werden von dem vergänglichen Dienst der Welt; er kann lernen gewisse Schritte thun und braucht nicht mehr in der Finsternis zu tappen, und darf auch glauben, daß der Elementarschuldienst ein wahrhaftiger Gottesdienst ist. Aber ohne Gottes Wort ist die Welt ein Kerker, die Menschengeschichte ein Rätsel und der Lehrerstand eine taube Nuß." — —

Mit Gesang und Gebet wurde nun die Konferenz geschlossen, wie sie auch damit begonnen hatte. —

Dann löſten sich die Reihen an den langen Tischen in einzelne Gruppen auf, je nachdem alte Freundschaft oder neue Bekanntschaft die Einzelnen zusammenführte, und mit einem gemütlichen Abendstündchen unter traulicher Unterhaltung und leiblicher Erquickung ging der schöne, reiche Kirchen- und Schultag zu Ende.

Nachbemerkung. Referent kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die in den vorstehenden Verhandlungen zweimal vorgekommene Empfehlung von Bengels „Gnomon des N. T." auch seinerseits noch einmal kräftig zu unterstützen. Die Gelegenheit giebt auch den Grund dazu in die Hand. Eine Befürwortung der „Bibelkonferenzen" muß zugleich eine Empfehlung des „Gnomon" sein, sonst fehlt ihr der Schlußstein.

Für sich die Bibel schlichtweg, doch aber mit Verstand und Erbauung lesen, — über Bibeltexte predigen, — und im Verein mit andern Bibelabschnitte besprechen, —: das sind drei gute, aber auch drei verschiedene Dinge. Für jede dieser Beschäftigungen ist ein besonderes Geschick, ein besonderer Trieb, ich sage kurz ein besonderer Sinn erforderlich. Das will aber vielen guten Leuten noch nicht recht in den Kopf. Was ist denn überhaupt „Bildung erwerben" anders, als zu den vorhandenen fünf Sinnen noch ein Dutzend und etliche Sinne mehr sich

[illegible] Bemerkungen von gebildeten, verständigen
[illegible] angenehm überrascht wurde durch die Un-
[illegible] Männer ihr Werk angriffen, obwohl sie
[illegible] waren. Unwillkürlich mußte man dabei denken:
[illegible] „Seelenamt" aus „Pflichtgefühl" getrieben, oder
[illegible] unverwüstliche Liebe zum Worte Gottes und
[illegible] denn sonst müßte sie durch die Langweilig-
[illegible] sein. Doch ein Blick auf die Kirchen-
[illegible] was bezügl. Verbreitung christlicher Erkenntnis in
[illegible] geworden ist, läßt das Rätselhafte an der
[illegible] verschwinden. Wenn man die Schule ab-
[illegible] gemeine Beschäftigung mit der Bibel nicht auf Privat-
[illegible] Predigt oder sogen. „Bibelstunden" beschränkt?
[illegible] zur Übung? Sind nicht fast alle Bibel-
[illegible] Gebrauch sich anbieten und ebenso fast
[illegible] dem Ton und der breiten Manier der Pre-
[illegible] Anhängsel der Orthodoxie in der
[illegible] die einzig erbauliche und allein
[illegible] Wunder also, wenn die „Stundenhalter" oder
[illegible] Leute heißen mögen, etwas Unübertreff-
[illegible] wenn sie in ihren Konventikeln ihren
[illegible] Manier, so gut es gehen mag, ab-
[illegible] doch einmal mit aller Nüchternheit
[illegible] den geistlichen! Mode, Tradition, Majorität
[illegible] — Auch für die Bibelbesprechung
[illegible] erforderlich. Das läßt sich aber nicht
[illegible] es will durch Übung erworben, und von
[illegible] besitzen, gelernt sein. Wer keine oder wenig
[illegible] ein kompliziertes klassisches Tonstück kein
[illegible] das Fehlende nicht durch eine kurze oder
[illegible] er muß eben zu Musikern in die Schule
[illegible] mit Ernst und Fleiß lernen. Das ist Grund-
[illegible] Bildung, auch dafür, mit Verstand und mit
[illegible] in eine Bibelbesprechung eintreten zu können.
[illegible] besprechungen für sehr wichtig halte, d. h. für
[illegible] das Lesen der Bibel im Hause und als
[illegible] —, und weil mir genugsam bekannt ist,
[illegible] durchweg wenig Sinn und Geschick für
[illegible] vorhanden ist: darum habe ich schon in der
[illegible] den „Meister Bengel" allen Bibelfreunden

unter den Lehrern dringend empfohlen und werde damit so lange fortfahren, als man mich hören will.

Als mir seiner Zeit Bengels „Gnomon“ durch fleißigen Gebrauch näher bekannt wurde, habe ich bei mir selbst das Gelübde gethan: Wenn einst ein Evangelisches Schulblatt zustande kommt, so soll der erste Artikel, den du dafür schreibst, diesem „Fingerzeig“ ins N. T. gewidmet sein. Das Schulblatt ist zustande gekommen und ich habe mein Gelübde gehalten. Sein erster Artikel galt dem „Musterbuch der Schrifterklärung für deutsche Lehrer.“ Später ist mir wohl die Nachrede zu Ohren gekommen: meine Empfehlung habe schwerlich die gewünschte Wirkung gethan, sie sei „zu stark“ gewesen. Allerdings mag mein Wort über den „Gnomon“ bei einigen damaligen Lesern, namentlich bei solchen, die von Konvulsionen befallen werden, wenn man ihnen eine Bibel unter die Nase hält, nicht den wünschenswerten Eindruck gemacht haben. Es ist mir auch denkbar, daß manche Lehrer, welche ein beträchtliches Volumen von Bibelerklärungen durchgelesen hatten, bei der Anpreisung des „Gnomon“ gedacht haben: „Wie? ein Mann aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts soll ein Schriftverständnis besessen haben, das von den Männern der wiederbelebten theologischen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts noch nicht erreicht ist? Sollte da nicht absichtliche oder unwissentliche Übertreibung im Spiele sein?“ — Vielleicht ist es auch vorgekommen, daß irgend einer auf mein Wort hin sich den „Gnomon“ angeschafft und mit Begier darin gelesen, aber schließlich ein wenig den Kopf geschüttelt und bei sich selbst gesagt hat: „Ich hatte mir den Gnomon doch etwas anders gedacht; absonderliche Fingerzeige in die tieferen Geheimnisse des Reiches Gottes vermag ich nicht darin zu finden; an Gedankenreichtum wird er von Stier u. a. übertroffen, und hier und da dürfte er nicht einmal das Rechte getroffen haben.“ — Schreiber dieses hat auch vor vier Jahren schon gewußt, daß Bengel nicht der einzige und letzte Bibelerklärer sei; er weiß Stier und ähnliche Theologen der älteren und neueren Zeit wohl zu schätzen. Nichtsdestoweniger bleibt er auch jetzt noch bei dem, was er damals über den Gnomon gesagt hat, schlechthin stehen. Das Buch wurde empfohlen als ein „Musterbuch der Schrifterklärung für deutsche Lehrer.“ Dafür halte ich es auch heute noch. Den Gnomon preise ich an, nicht, weil er unerhörte Geheimnisse aufdecke, sondern weil drei ausgesuchte Dinge aus ihm zu lernen sind: Erstlich mit verständigem Sinn und sinnendem Verstande für sich die Bibel zu lesen; zum andern mit Geschick und Segen für sich und andere an einer Bibelbesprechung teil zu nehmen, und drittens die langstiligen Bibelerklärungen und die in die Breite gehenden Erbauungsbücher und Predigten,

mit Einschluß der hohlen Gedankentrommelei, herzlich langweilig und abgeschmackt zu finden. Wem beim Lesen der sonst trefflichen und gewiß mit viel Fleiß bearbeiteten Bibelerklärungen von Richter oder Gerlach und ähnlichen andern noch nie über ihre Breitspurigkeit ein Seufzen und ein Sehnen nach Besserem angekommen ist, der hat weder von Bengel und noch weniger von den „christlichen Klassikern" seinen geistlichen Geschmack sich bilden lassen. Die Rede der Propheten und Apostel geht in die Enge, wie der Saft eines großen Fruchtbaumes veredelnd aufsteigend sich in die kleine schöne Frucht zwängt, wogegen unsere theologische Litteratur auf wissenschaftlichem wie erbaulichem Gebiete oft unsäglich in die Breite geht, so daß ein gesunder Sinn vor den dicken Büchern fast zurückschrecken sollte. Die alttestamentlichen Theologen, die Apokryphenschreiber, haben mehr geistlichen Geschmack gehabt, als manche der modernen, die über jene sich zu Gericht setzen. Haben die „biblischen Klassiker" wirklich sich auf die geistliche Rede verstanden, so müssen wir aus der Unnatur zu ihrer Natürlichkeit zurückkehren, unsern geistlichen Geschmack durch sie reformieren lassen. Dazu kann Bengel durch seinen „Gnomon" als „Vorläufer" gute Dienste leisten. Das Buch ist die reife Frucht einer langjährigen Schulwirksamkeit. Das Schulklima scheint also wohl nicht so gar unfruchtbar zu sein. Die „erbaulichen" Citate aus Hiller, welche der Bearbeiter der deutschen Ausgabe hier und da eingefügt hat, vermag ich nicht zu loben; sie nehmen sich vielfach aus wie ein alter Lappen auf einem neuen Kleide.

Der Präceptor Bengel sei also nochmals allen Lehrern, die sich für Bibelkonferenzen interessieren, bestens empfohlen. Sein Beruf ist noch nicht zu Ende. Wer ihn verachtet, der mag zusehen, wie er fertig wird; denn wer nicht arbeiten will, soll auch nichts lernen.

Donnerstags abends 6 Uhr im Missionskinderhause.

Als der Berichterstatter am Donnerstag einige Minuten nach der bestimmten Zeit in das Versammlungslokal trat, fand er die beiden Säle schon vollständig gefüllt, so daß er mit Mühe einen leidlichen Stehplatz erlangen konnte; und immer kamen noch andere Spätlinge nach. Erlitt nun durch das Gedränge allerdings die Traulichkeit und Gemütlichkeit, welche am Dienstag so wohlthuend gewesen, einigen Abbruch, so wurde dieser Mangel durch den Anblick einer so zahlreichen Versammlung und durch die erhebenden Gedanken, welche einem unwillkürlich durch die Seele zogen, auch wieder ersetzt. Außer den Lehrern hatten sich auch Schulinspektoren und höhere Schulbeamte eingefunden, unter denen wir die Herren: Konsistorialrat Weiß aus Königsberg, Regierungs- und Schulrat

Buschmann aus Arnsberg, Generalsuperintendent Walther aus Bernburg und Schulinspektor Giese aus dem Tecklenburgischen namhaft machen können. Der Herr Direktor Zahn hatte den Vorsitz übernommen. Sein Vortrag verbreitete sich in der gewohnten lebhaften und anregenden Weise über das Thema:

Die Grundsätze, nach welchen der Bibellesegang in der Schule zu normieren ist.[1])

Ohne Zweifel war der Redner bei der Meditation seines Vortrages von der Erwägung ausgegangen, daß es nicht genug sei, irgend einen beliebigen biblischen Lehrgang aufzustellen und ihn hinterher durch allerlei zusammengesuchte Gründe zu verteidigen. Auf diesem Wege, nämlich auf Grund irgend einer erfreulichen Erfahrung bei diesem oder jenem Versuche, oder durch einen glücklichen sinnigen Einfall sind der „Lehrgänge" schon viele entstanden und können ihrer noch sehr viele entstehen. Mit sinn- und geistreichen Einfällen ist aber der Schule, und vollends wenn sie mit Haus und Kirche in gleichem Schritt und Tritt gehen soll, nicht gedient. Man muß aus dem Raten und Meinen herauskommen und zu einem Urteil, das auf breitester Erfahrungsgrundlage und festen Principien ruht, zu gelangen suchen. Es gilt also die Herausstellung bestimmter Grundsätze, d. i. solcher Sätze, die auf festem Grunde stehen und der Sache auf den Grund gehen. Ihre Richtigkeit und Festigkeit ergiebt sich daraus: ob sie erstlich der Natur des Gegenstandes (die Bibel enthält wesentlich Geschichte) angemessen sind; ob sie zweitens die Bedeutung des Gegenstandes für Schule und Haus und Kirche vollaus erfassen, und drittens ob sie pädagogisch, d. h. ob sie mit den Grundsätzen, die in allen Unterrichtsfächern befolgt werden, oder doch befolgt werden müssen, in Einklang stehen. Sind diese Normalsätze wirklich gefunden, so müssen sie schlechterdings ohne Abzug aufrecht erhalten und durchgeführt werden. Was immer für „fromme Wünsche" jemand sonst noch in betreff eines biblischen Lehrganges habe, — können sie mit jenen Grundsätzen nicht zusammenstehen, thun sie ihnen Abbruch: so müssen sie vertagt werden. — Der Berichterstatter glaubte diese Vorbemerkung machen zu müssen, weil das nachstehende Resultat zwar den Gedankengang möglichst getreu wiedergiebt, aber nicht überall die veranschaulichende Aus-

---

[1]) Der Berichterstatter glaubt im Sinne des Vortragenden zu handeln, wenn er die Leser bittet, hier und im Verfolg des Vortrages bei dem Wort „Lesegang" immer den Begriff „Lehrgang" sich hinzuzudenken, überhaupt festzuhalten, daß es sich um den, das Ganze des Religionsunterrichts tragenden und regelnden Mittelpunkt handelt.

führung, und darum manche Leser die Tragweite der kurz formulierten Gedanken vielleicht nicht ganz richtig abschätzen möchten.[1])

Im Eingange schloß sich der Redner an die am Kirchentage — am ersten und zweiten Tage — stattgefundenen Vorträge (die der Bonner Professoren Schlottmann und Lange) an und äußerte sich etwa so:

„Wir sind in den von uns gehörten Vorträgen des gegenwärtigen Kirchentages vor allen Dingen auf das Wort Gottes hingewiesen worden, als den Mittelpunkt jeder wahren, tiefer gehenden Bildung des Menschengeschlechts. Schließen wir uns hier in dieser Lehrerversammlung daran an und legen wir uns die Frage vor, was wir an unserm Teil zu thun haben, um diese große Aufgabe der Menschheit — ihre Ausgestaltung zu dem von Gott verordneten Ziele auf dem von ihm verordneten Wege — mit lösen zu helfen.

Wir wollen hierbei von einem Vortrage an einem der früheren Kirchentage ausgehen. Auf dem Kirchentage in Frankfurt am Main hielt der General-Superintendent Dr. Hoffmann einen Vortrag: „Die Bibel in Kirche, Schule und Haus,“ den kein Lehrer ungelesen lassen sollte.[2])

Erinnern wir uns einiger Sätze daraus in Bezug auf die Schule. — Es wird dort ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß es bei uns wieder zu einer „Bibel-Sitte“ kommen müsse; und an einer andern Stelle wird besonderes Gewicht auf die „Gewöhnung“ gelegt. Es liegt in Wahrheit viel an diesen beiden Stücken, nämlich an der Sitte, an der Gewöhnung. Und wie auf dem ganzen Gebiet des Unterrichts, des Lernens, so auch auf dem religiösen Gebiet hat beides seine große Bedeutung.

Sehen wir uns um auf dem Gebiet des Unterrichts!

Überall tritt uns entgegen, welche Wichtigkeit die Gewöhnung hat oder wie das Sprichwort sagt: „Gewohnheit wird andere

---

[1]) Um das Nachdenken der Leser noch etwas mehr anzuspornen, erlauben wir uns die herausfordernde Frage: ob jemand irgend ein deutsches Unterrichtsregulativ oder irgend eine deutsche Gemeinde anzugeben weiß, welche in betreff des pfarramtlichen und Schul-Unterrichts es wagen dürfte, sich unter das Urteil des hier folgenden Vortrages zu stellen? — Wir denken dabei keineswegs an die menschliche Ausführung, welche ja immer hinter dem Ideal zurückbleibt, sondern einzig und allein an die den gesetzlichen Bestimmungen und dem praktischen Verfahren zu Grunde liegenden pädagogischen Anschauungen und Principien.

[2]) Es ist von diesem Vortrage ein besonderer Abdruck veranstaltet worden, und dürften ihn Lehrerkonferenzen leicht vom „Centralausschuß in Berlin“ billigst beziehen können.

Natur." Man kann wohl sagen: am Ende ist alles, was nicht zur andern Natur (zum Eigentum) wird, ohne Wert. Unter diesem Gesichtspunkt tritt auch die Wichtigkeit der sog. Elemente des Unterrichts recht hervor. Beispielsweise beim Rechnen. Ist da nicht Gewißheit und Sicherheit in den Elementen erzielt, so kann an kein erfreuliches Fortschreiten gedacht werden. Wo nicht die vollständige Gewöhnung, das zur-andern-Natur-geworden-sein in den Elementen, den einfachsten Zahlenoperationen, vorhanden ist, so daß von einem Besinnen (daß $3 \times 3 = 9$) gar nicht die Rede sein kann, da ist ein gedeihlicher Fortschritt auf weiteren Stufen nicht möglich. Ist's nicht ebenso in der Musik, im Gesang? Ist eine Virtuosität in irgend einem Gebiet, auf irgend einer Stufe möglich ohne vorhergegangene Gewöhnung, die zur Gewohnheit und somit zur „andern Natur" führt? Kurz, die Thätigkeiten in den höheren Gebieten gründen sich — wenn wir den werdenden, sich bildenden Menschen ins Auge fassen — immer auf die sichere Erfassung der Grundlagen (Elemente), auf die Virtuosität im kleinen; die freie Thätigkeit gründet sich auf einen veredelnden Mechanismus (andere Natur), — ein Satz, der leider sich leicht der Oberflächlichkeit entzieht, und der doch der tiefsten Beachtung wert ist.

Wenden wir nun diesen Satz auf das heilige, ja auf das heiligste Gebiet an. Auch hier wird es sich in seiner Wahrheit zeigen; denn die Bildung des innern Menschen, sein religiöses Leben — das moralische gehört notwendig dazu, ist sein Ausfluß — steht unter denselben Regeln der Bildungsgesetze, die wir sonst überall entdecken, unbeschadet dessen, was noch dazu kommen muß, um die „Geburt von oben" zur Vollendung zu bringen.

Nehmen wir als Beispiel das Gebet, die köstlichste Äußerung des innern Lebens, ja, der Ausdruck der freiesten und höchsten Thätigkeit eines frommen Gemütes. Es ist schon eine herrliche Sache, wenn es auch erst nach vorgeschriebenen Formen geschieht, oder wenn das Kindlein von seiner Mutter die Händchen falten lernt und „Lob Gottes" zu lallen beginnt. Das Gebet fängt klein, äußerlich (wenn man also will: mechanisch) an, aber es soll im Geiste und als die freieste geistige Thätigkeit sich entfalten.

Nach dem Worte des Kirchenmannes (Hoffmann), von dem wir ausgegangen, soll nun, wenn's besser werden soll, eine „Bibel-Sitte", eine Bibel-Gewöhnung angebahnt werden, und er weist dabei der Schule eine große, ehrenvolle Aufgabe zu, indem er sagt:

„Und wie wird die rechte Bibel-Sitte im Volke erstehen, wenn die Schule die Pflicht (des täglichen Bibellesens) versäumt?"

Der Kirchenmann ruft also den Schulmann zu Hülfe, um die große Aufgabe aller Volksbildung mit lösen zu helfen, daß das Wort Gottes reichlich unter uns wohne; er bekennt, daß ohne Mitwirkung der Schule das Ziel nicht zu erreichen sei.

Wie hat es nun die Schule anzugreifen, daß durch ihre Mitwirkung eine Bibel-Sitte und Bibel-Gewöhnung ihren mächtigen Einfluß in der Volksbildung erlange?

Stellen wir einige Sätze auf, die als Anhaltspunkte zu einer weiteren Besprechung und tieferen Begründung führen könnten.

1. Satz. Die Schule muß einen Elementar-Lesegang haben.

Die Frage, ob die Bibel ganz oder nur teilweise in der Schule zu lesen sei, ist wohl in der Schule selbst zur Genüge beantwortet. Denn wo ist eine Schule, welche die ganze Bibel in Angriff nähme? Welche Mutter, welcher Lehrer erzählt oder könnte erzählen eine vollständige Geschichte des Reiches Gottes? Unsere biblischen Historienbücher, unsere Spruchsammlungen liefern den Beweis, daß die Schule von jeher sich für verpflichtet und berechtigt hielt, das Wort Gottes „recht zu teilen“ und zwar seinem Umfange wie seinem Inhalte nach.[1])

---

[1]) Anm. d. Ref. In der Kirche scheint diese Frage noch nicht ganz ins reine gebracht zu sein. Vor einigen Jahren wurde der Schreiber dieses von dem Komitee des Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbundes beauftragt, auf dem Jahresfeste der Jünglingsvereine einen Vortrag zu halten über „das Bibellesen der Jünglinge für sich und in den Vereinen“. In diesem Vortrag suchte er nun im Anschluß an das Motto dieser Vereine: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? wenn er sich hält nach deinem Wort,“ — zunächst den jungen Leuten ans Herz zu legen, daß sie durch ihren Wahlspruch verbunden seien, vorerst das Wort Gottes auch wirklich kennen und verstehen zu lernen, und empfahl ihnen dann ein geordnetes Bibellesen nach der Filder Bibel-Lesetafel oder dem Bibelkalender. Am Schluß der darauf folgenden Besprechung nahm auch ein Superintendent, der aber erst später eingetreten war, das Wort. Es war ein Mann, der unter den Lehrern wegen seiner pädagogischen Einsicht und unter seinen Kollegen vermöge seiner ausgebreiteten theologischen Gelehrsamkeit allgemein respektiert wurde. Er widersprach dem empfohlenen geordneten, d. h. dem auf Teilung des Wortes Gottes gegründeten Bibellesen aufs entschiedenste, und behauptete, die Bibel müsse als Ganzes ganz genommen und gelesen werden, und es habe kein Mensch das Recht, aus diesem Ganzen eine Auswahl zu treffen, es zu teilen. Der angefochtene Redner hatte dieser kirchlichen Autorität natürlich nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen, und mußte sich also hinter andere Autoritäten flüchten. Zunächst erinnerte er an die bescheidene, bisher geduldete Schulpraxis der Historienbücher, appellierte dann an die Autorität des Herrn Superintendenten selbst, der seine Konfirmanden nicht einmal zu-

Übergehen wir hier, was auf den unteren Stufen unserer Schule im Erzählen der wichtigsten Thatsachen der heiligen Geschichten zu thun ist. Wir haben zunächst den Lehrgang im Auge. Dieser Lehrgang muß sich als ein elementarer erweisen; es müssen in demselben die Grundthatsachen der Offenbarung Gottes zum Heil der Menschheit in der geschichtlichen Reihenfolge, wie sie Gott in seinem Worte selbst gegeben, der Schule vorgeführt werden. Dieser elementare Gang muß genau innegehalten, er muß recht ein Element werden und in Stetigkeit und Festigkeit zur „Gewöhnung", zur „andern Natur" werden und zwar im Geist und in der Wahrheit.

2. Satz. Dieser Gang muß derart sein, daß er sich fort und fort erweitert.

Ist ein gewisses Maß als die unentbehrliche Grundlage gegeben, und ist dieselbe auch in der That mehr oder weniger geistiges Eigentum der Schule geworden, so soll das Gebiet sich nun nach allen Seiten hin, je nach Befähigung und innerm Bedürfnis erweitern; die Schule soll in die Mannigfaltigkeit des Wortes Gottes und in seine Tiefe einen Wegweiser geben. An die heilige Geschichte und deren Grundthatsachen schließt sich an: das heilige Lied (Psalm), der reiche Inhalt der Lehrschriften, das neuere Kirchenlied, der Katechismus u. s. w.

3. Satz. Dieser Gang muß sich jährlich wiederholen.

Soll das Volk und seine Jugend sich in Gottes Wort hineinleben, soll es, wovon ausgegangen worden, zur heiligen Gewöhnung im Gebiet der biblischen Anschauungs-, Denk- und Sprechweise kommen, so ist es eine unerläßliche Bedingung, daß bei aller Erweiterung der

---

sammenhängende Schriftstücke, sondern einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Bibelsprüche lernen lasse und auch seine Predigttexte nach seinem menschlichen Wohlermessen auswähle; appellierte weiter an die Autorität der Kirche, welche ebenfalls sich erlaubt habe, einen Bibelauszug (die Perikopen) zu veranstalten; ferner an die noch höhere Autorität des Apostels Paulus, der seinem Schüler Timotheus ernstlich empfohlen, das Wort der Wahrheit „recht zu teilen"; und endlich an die höchste, den Herrn selbst, der zu seinen Jüngern gesagt: Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Da hiermit die Verhandlungen geschlossen werden mußten, so replizierte der Herr Superintendent zum Schluß noch in der Eile: Weil eine ausführliche Antwort nicht mehr möglich sei, so wolle er nur noch bemerken, daß die „reformierte Kirche" die Perikopen niemals anerkannt habe, und daß die Stelle im zweiten Briefe an den Timotheus nach dem Grundtext anders zu verstehen sei. — Der Vorstand des Jünglingsbundes schlug sich jedoch auf die Seite des Referenten, und hat in der Folge den Vereinen die Filder Bibel-Lesetafel dringlichst empfohlen.

Bibel-Erkenntnis in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit, doch ein Lehrgang sich jahraus jahrein wiederhole. Die einfachste Thatsache der Heilsgeschichte, jedes Element aus Gottes lebendigem Wort, ist nicht etwas auf einmal zu Fassendes, zu Erschöpfendes, nein, es ist für alle Stufen des sich nach Gottes Wort bildenden Menschen. Der Elementargang der Schule kann und muß sich erweitern zu einem Bibel-Lesegang fürs Leben, für das christliche Haus u. s. w." —

Nach diesen vorausgeschickten drei Sätzen sollte nun in gemeinsamer Besprechung weiter auf die Sache eingegangen werden.

Leider gestatteten die Zeit und andere Umstände nicht, so recht Schritt um Schritt von den einfachen Vordersätzen zu den weiteren Folgerungen vorzuschreiten, zumal auch mehrere der Anwesenden die Abendgottesdienste besuchen wollten und man dadurch zur Beschleunigung sich gedrängt sah.

Man war wohl ziemlich allgemein damit einverstanden, daß es in den Schulen dringend nötig sei, daß ein solcher Elementargang innegehalten werde, woran sich aller weitere Religionsunterricht und Schriftkenntnis, in Bibelspruch, in Katechismus, Kirchenlied u. s. w. anschließen müsse.[1])

[1]) Ein Zwischenfall, der es hauptsächlich mit verschuldete, daß die Besprechung aus der rechten Bahn geriet, ist doch an sich interessant genug, um wenigstens im Vorbeigehen erwähnt zu werden. Dem Herrn Generalsuperintendenten Walther aus Bernburg schien die Versammlung und ihre Verhandlung etwas Befremdliches zu haben. Er meldete sich, nachdem vorher der Herr Konsistorialrat Weiß eine freundliche, aufmunternde Ansprache an die versammelten Lehrer gehalten hatte, auch zum Worte, und bemerkte etwa folgendes: Es scheine ihm nicht angemessen und richtig zu sein, der Schule neben der Kirche gleichsam einen besonderen Geburtstag zuzuschreiben — (wie der Herr Dr. Weiß nach der Meinung des Redners gethan haben sollte) —, da doch Kirche und Schule an einem und demselben Tage gestiftet seien. Dem „Emancipationsgelüste", das da und dort in Lehrerkreisen um sich greife, müsse man auf allen Punkten begegnen, ihm alles Recht abschneiden, und darum dürfe man auch nie so reden, als ob der Herr, der Stifter der Kirche, die Schule an einem besondern Tage und mit einem besondern Wort eingesetzt habe. Darum müsse auch daran festgehalten werden, daß die Schulordnung ein integrierender Teil der Kirchenordnung bleibe und das Kirchenregiment in allen Instanzen ganz und allein auch das Schulregiment bilde. So sei es in seinem Heimatlande (Anhalt-Bernburg); darum habe man dort schon lange Jahre vor dem Erscheinen der preußischen Regulative mit der Einführung einer neuen Unterrichtsordnung, die im wesentlichen mit der preußischen übereinstimme, vorgehen können, ohne daß von seiten der Lehrer irgendwelche Opposition dagegen gemacht worden sei. Alle wären

Von einer Seite wurde jedoch auch mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß man sich doch recht klar machen möchte, was alles aus den zur Besprechung hingegebenen Sätzen folge. „Wenn man den gehörten Vor-

---

vielmehr auf das bereitwilligste der Kirchenbehörde entgegen gekommen. Übrigens müsse er sich wundern, daß man hierzulande noch immer über die Lehrordnung im Religionsunterricht verhandele; und noch mehr müsse er sich darüber wundern, daß die Lehrer selbst darüber verhandelten. Offenbar sei es doch nicht Sache der Lehrer, das Detail der Unterrichtsordnung (Lehrgang, Lehrplan rc.) festzustellen, das sei Sache des Schulregiments. Wenn jeder Lehrer das nach seinem Ermessen bestimmen dürfte, so könnte ja nie eine Einheit im Unterricht zustande kommen. Darum müsse die Behörde darin feste Ordnung treffen und das Unterrichtsmaterial bis in das einzelne hinein genau bestimmen. Die Lehrer hätten nur darauf zu sehen, wie sie diese Bestimmungen in rechter Weise zur Ausführung brächten. So sei allem Umhertappen ein Ende und ein erfolgreiches Arbeiten in der Schule möglich gemacht. —

Die Leser werden sich schon denken, daß die Versammlung bei diesen Worten des Herrn Generalsuperintendenten nicht weniger verwundert war, als er selbst es vorher gewesen. Nachdem zunächst der Herr Konsistorialrat Weiß auf die ihm zugedachte Zurechtweisung in würdiger Weise das Geeignete erwidert hatte, bemerkte der Vorsitzende, Direktor Zahn: Der Herr General-Superintendent scheine nicht zu wissen, daß diese Versammlung durch einen Lehrerverein veranlaßt sei, der statutengemäß sich zu der ordnungsmäßigen Verbindung von Schule und Kirche bekenne, daß mithin in diesem Kreise über diese Frage nicht mehr verhandelt zu werden brauche. Überdies sei die gegenwärtige Lehrer-Konferenz eine freie Versammlung, die den Zweck habe, über den in Rede stehenden Gegenstand einen anregenden Gedankenaustausch und, soweit es gehe, eine innere Verständigung herbeizuführen. Es sei ja hierorts auch die Unterrichtsarbeit durch Regulative und Instruktionen geregelt, so daß jeder Lehrer wisse, was er von Rechts wegen in seiner Schule zu thun habe; und auch vor dem Erlaß der Regulative sei die Schularbeit in den einzelnen Regierungsbezirken nicht ohne Regel gewesen. Wie die Kirche eine feste Ordnung habe und doch Kirchentage zu freien Besprechungen da seien, so könne man auch hier über Schulangelegenheiten verhandeln, unbeschadet der bestehenden Unterrichtsordnung. Übrigens erlaube er sich den Herrn Generalsuperintendenten daran zu erinnern, daß wir hier am Rhein seien und der Rheinländer bekanntlich gewisse „Nücken" habe. Hierzulande tausche jeder über die Angelegenheiten, die ihn berührten, gern mit andern seine Gedanken aus, und rede sogar gern auch da, wo über dieselben entschieden würde, ein Wörtchen mit, wenn es sein könnte. Freie Lehrerversammlungen seien hier althergebrachte Einrichtungen, die gute Dienste geleistet hätten. Die hiesigen Schulbehörden trauten den Lehrern zu, daß sie auch etwas von Schulsachen verständen, und fänden es daher nicht nötig, die unterrichtlichen Bestimmungen bis in das allergeringste Detail hinein auszudehnen. Man vertraue, daß die Pfarrer, Schulinspektoren und Lehrer sich über die freigegebenen Einzelnheiten in friedlicher Weise verständigen würden. Wenn irgendwo die Lehrer die ihnen überwiesene Lehrordnung treulich beobachteten, so sei das gut und löblich; aber das Höhere und Beste sei doch, wenn sie es mit innerster

trag," bemerkte etwa dieser Redner, „gedruckt in die Schulwelt hinausgehen ließe, so würden vermutlich viele Kollegen, Pastoren u. s. w. beim Lesen sich selbst sagen: damit sind wir ganz einverstanden, — so haben wir es seit langem gemacht; während ich bei mir denken muß: entweder verstehe ich nicht, was darin gesagt ist, oder eine große Zahl von Lehrern in Schule und Kirche muß sich durch den Vortrag sehr unsanft vor den Kopf gestoßen fühlen. Man könnte, um die Kluft aufzudecken zwischen dem, was der Vortrag setzt und anstrebt, und dem, was die landläufige Praxis thut, manche Punkte herausgreifen; wir könnten z. B. darauf näher eingehen, wie das konsequente Festhalten eines solchen Elementarganges, der seine volle Bedeutung in der Schule und durch die Schule für das Leben erhalten solle, zur Beschränkung des Unterrichtsstoffes auf dem religiösen Gebiete hindränge. Es könnte ferner nachgefragt werden, wie weit wohl die Schule mit ihrem konsequenten Festhalten eines Elementarlehrganges in der Erzielung einer „Bibel-Sitte" komme, wenn die häusliche Andacht, der Katechumenen- und Konfirmandenunterricht und die sonntägliche Predigt diesen Schul-Elementarlehrgang ignorieren? — Doch ich will eine noch näher liegende Konsequenz hervorheben. Es ist uns ein biblischer Elementar-Lesegang empfohlen worden, damit durch dessen stetiges, treues Innehalten bei dem Schüler sich eine Gewöhnung an eben diesen Gang, zugleich gleichsam ein fester Niederschlag biblischer Gedanken und ein Hineinleben in biblisches Denken sich bilde. Es ist darum der Nachdruck gelegt worden auf die Elemente, auf die jährliche Wiedervorführung dieser Elemente und auf das Vertiefen in eben diese Elemente. Wie nun

---

Überzeugung und mit Freudigkeit thun. Diesem Zwecke, der sich aber nicht durch bloße Reskripte erreichen lasse, sei die gegenwärtige Versammlung gewidmet. Wenn sie es unter Gottes Segen erziele, daß einige oder viele der Anwesenden für ihre hohe Aufgabe der christlichen Jugendunterweisung so recht von innen heraus erwärmt, daß sie in dieser und jener Frage klarer und in bisherigen guten Wegen und Vorsätzen gestärkt, befestigt würden: so sei die Konferenz nicht vergeblich gewesen. — Darauf suchte der Herr Generalsuperintendent darzuthun, daß er leider mißverstanden worden sei; er habe die freien Lehrerversammlungen nicht antasten wollen, und sei auch vor Erlaß der Bernburger Unterrichtsordnung bemüht gewesen, die Erfahrungen der Lehrer zu benutzen u. s. w. Indem er dann weiter die regelnden Grundsätze seiner Unterrichtsordnung entwickelte und sich dabei weit in die Einzelheiten des Lehrplans vertiefte und leider die meisten der nachfolgenden Redner ihm immer wieder in diese Einzelnheiten hinein folgten, so wird es hoffentlich niemand dem Berichterstatter übelnehmen, daß er seinerseits nicht dahin folgt. (Die Leser, welche die vorstehende Episode aus unsern Konferenzverhandlungen ein wenig interessiert hat, wollen sich den Rat gefallen lassen, bei dieser Gelegenheit einen kurzen Passus im Evang. Schulblatt, Jahrg. 1860 S. 14, Z. 25—41 nachzuschlagen.)

aber, wenn in einer Schule zwei, ja drei und vielleicht noch mehr solcher Elementar-Lehrgänge gemütlich nebeneinander bestehen? Das gesamte Material des uns überwiesenen Religionsunterrichts stellt sechs verschiedene Stücke dar: biblische Geschichte, Kirchenlied, Katechismus, Bibelspruch, Perikope, Schulandacht. Es wird nun wohl möglich sein — vorausgesetzt, daß die Perikope fallen gelassen wird — aus den übrigen Stücken durch Gruppierung um ihren Mittelpunkt, die Geschichte, einen einheitlichen Lehrgang zusammenzusetzen. Sollen aber die Perikopen ein gesondertes Schulpensum sein, so ist damit ein zweiter, für sich stehender Lehrgang gesetzt. In Wirklichkeit giebt's auch sehr viele Schulen mit drei Religions-Lehrgängen, da, wo man nämlich den Katechismus seinen besonderen dritten Weg gehen läßt. Lied, Spruch und Andacht pflegt man dann an die drei Lehrgänge zu verteilen, etwa Lied und Andacht zur biblischen Geschichte, den Spruch zum Katechismus u. s. w. Der Kombinationen sind eben viele möglich; es finden sich sogar solche verwirklicht, die man nicht für möglich halten sollte. Mir hat z. B. eine von dem ersten Geistlichen einer Provinz befürwortete Spruchsammlung vorgelegen, wonach Spruch, Lied und Andacht sich an das sonntägliche Evangelium angeschlossen, also die Perikopen nicht nur zu einem dritten, sondern zum Haupt-Lehrgang gemacht waren. „Wie mag nun bei solchem zersplitterten Religionsunterricht, dem ganz und gar der Mittelpunkt und ein leitender Gedanke fehlt, das erzielt werden, was der gehörte Vortrag uns als Ziel vorgehalten und in der dringlichsten Weise ans Herz gelegt hat?" Wenn die Lehrer sich nicht mehr an die Stelle der Schüler denken und empfinden können, was für eine Qual für ein Gemüt darin liegt, zwischen diesen drei Lehrgängen hin und her gezerrt zu werden, so sollte man doch meinen, dieses Hin- und Hergezogenwerden der Gedanken werde ihnen selbst auf die Dauer unleidlich geworden sein. Aber nein, der eine kombiniert so, der andere versucht es wieder anders; aber daß nur eine Kombination den pädagogischen Geboten gemäß und der Sache würdig ist: das will den lieben Schulmännern weithin noch nicht begreiflich werden. Man könnte sich darüber wundern; aber es liegt noch näher, sich herzlich darüber zu betrüben. Nachdem ein bewährter Schulmann, dessen Name durch seine „Biblischen Historien" in ganz Deutschland bekannt ist, ein ganzes Menschenalter hindurch durch Bücher und Zeitschriften dahin gearbeitet hat, einen Religionsunterricht anzubahnen, der „etwas Ganzes vom Evangelium" geben könne, und sich nachgerade fast müde geschrieben hat; so sollte man doch denken, es müßten wenigstens die Grundideen seiner Anschauung bei einem großen Teil des Lehrerstandes und der Schulinspektoren zum Gemeingut geworden sein. Aber die Meinung würde

sehr fehl gehen. Es will mir beim Anblick der meisten religionsunterrichtlichen Lehrbücher, und namentlich derer, welche seit dem Erlaß der Regulative erschienen sind, manchmal vorkommen, als hätte jener Schulmann in einem ganz verborgenen Winkel der Erde gelebt und den Wolken gepredigt. Und wo etwa doch bei den Lehrern eine bessere Einsicht Raum gewonnen hat, da drängt sie einem oft eine andere traurige Wahrnehmung auf, daß seit 30—40 Jahren Schule und Kirche durch eine chinesische Mauer voneinander getrennt gewesen und das, was dort die Gemüter bewegt hat und bewegt, hier ganz unbekannte Sache geblieben sei. Da müssen denn wohl endlich die Steine schreien, wenn die Berufenen stumm bleiben, und die Erforscher des Erdreichs die Schriftgelehrten weisen, wie man die Lehre vom Himmelreich recht lehren soll. In einer neuen Schrift über den naturkundlichen Unterricht (von Roßmäßler) geht der Verfasser der herkömmlichen Teilung dieses Faches in Naturgeschichte, Physik, Chemie und wieder in die Unterabteilungen: Zoologie, Botanik u. s. w. aufs ernstlichste zu Leibe und fordert — natürlich für Bildungsanstaltten, nicht für Fachschulen — eine totale Umgestaltung des Lehrganges in diesem Fache. Und merkwürdigerweise der stoffanbetende Materialist, der aber sein Fach kennt und sich auf das Unterrichten darin versteht, trifft nun mit dem Theologen und Schulmann, dessen Vortrag wir heute gehört haben, in der formellen Darstellung des Lehrzieles, der regelnden Grundsätze für den Lehrgang und in der Würdigung des Geschichtlichen (Genetischen) in einer so auffälligen Weise zusammen, daß man wahrhaft staunen muß. Es ist das erfreulich, aber die Sache hat auch eine betrübende Seite. Ich will offen sagen, was ich denke: Weil es also steht, daß so viele Lehrer des Volks in Schule und Kirche trotz oder vielmehr vermöge all ihrer Klügelei Gottes Lehrmethode aus seinem Wort nicht lernen können, so will er ihnen nach seiner Herablassung noch einmal im „Gleichnis“ predigen lassen. Daß er dazu einen „Materialisten“ gebraucht, wird ihm hoffentlich niemand übel nehmen! —

Es wäre noch manches hervorzuheben, um zu zeigen, wie weit die herrschende Theorie der christlichen Unterweisung in Haus, Schule und Kirche hinter dem Ziele, welches uns der heutige Vortrag vorgeführt hat, zurücksteht. Doch die hervorgehobenen Punkte können uns vor der Hand genug zu thun geben.“

Der Vorsitzende versuchte es dann, zum Schluß an einigen Beispielen darzustellen, wie der von ihm geforderte Elementargang sich in der Schule gestalte. Er wählte dazu die Urgeschichte (1. Mos. 1—11) in ihren

Hauptthatsachen: Schöpfung, Paradies, Sündenfall, Kain und Abel, Sündflut, Turmbau, — und suchte zu zeigen, wie dies biblische Material schon in der einfachsten kindlichen Weise auf der untersten Stufe, in einer Unterklasse, den zweckmäßigsten Unterrichtsstoff darbiete; wie derselbe Stoff auf einer Mittelstufe sich erweitere, und auf der oberen Stufe mit Heranziehung des Kirchenliedes, des Katechismus und auch im weiteren Bibellesen immer reichhaltiger werde; — und ein solcher Lehr- und Lesegang seine Vollendung erst im christlichen Hause und weiter in der christlichen Kirche suche und, soweit es beschieden, finde.

„Das wird eine herrliche Zeit für die Schule werden" — so schloß der Vortrag — „wenn das, was sie inmitten der Unmündigen täglich treibt, einen lebendigen Mittelpunkt in der Familie hat und wenn zu dem, was Schule und Haus im Innersten bewegt, die Kirche im Hause des Herrn das Siegel aufdrückt!"

Mit Gesang und Gebet wurden die Verhandlungen geschlossen.

Der Freitag Abend vereinigte schließlich eine kleinere Zahl der Kollegen noch einmal, nun nicht zu einer Besprechung über Bibelkonferenzen, sondern zu einer wirklichen Bibelbesprechung. Wir wären wohl imstande, auch darüber einiges zu berichten; es möchte auch nicht ganz unnütz sein. Allein es geht mit solchen Besprechungen, wie mit einer guten Predigt: man muß sie gehört haben, man muß dabei, d. h. in der Gemeinschaftsluft gewesen sein, um ihren vollen Inhalt würdigen zu können. Die Brüder, welche an diesem Freitag noch bei uns waren, werden gern bezeugen, daß auch an diesem Tage in der Lehrerkonferenz im Missions-Kinderhause eine gesunde, wohlthuende Schul- und Kirchenluft herrschte. —

In der nachfolgenden traulichen Unterhaltung wurde beschlossen, den Versuch zu machen, ob sich mit dem Jahresfeste der Rheinischen Missionsgesellschaft regelmäßig ähnliche Lehrerversammlungen, wie die am diesjährigen Kirchentage, verbinden ließen. Nachdem zum Schluß ein Kollege dem lieben Hausvater Busch für seine aufopfernden Mühewaltungen in der Darbietung eines Versammlungslokals und in der Bewirtung namens aller den herzlichsten Dank ausgesprochen, und andererseits das Missions-Kinderhaus und seinen Vorsteher zu gutem Gedenken bestens empfohlen hatte, trennten sich die Brüder mit dem Abschiedsgruß: Auf Wiedersehen — so Gott will — im nächsten Jahre in der Wupperthaler Festwoche!

---

5. Aphorismen über Vorbildung und Fortbildung der Lehrer.

Vorab möchte ich über die *Fortbildung* der Lehrer, besonders der jüngeren, einige Gedanken vorlegen. Genau und streng genommen, müßten sie mit der Vor- und Seminarbildung beginnen. Da indes diese Abteilung des Schulblattes von den Anforderungen, die eine gestrenge Abhandlung stellt, dispensiert, so können meine Bemerkungen ungeniert an dem Punkte anheben, auf welchen gerade die Augen gerichtet sind.

Für diesmal ist jener Punkt das *Aufsatzschreiben*.

Nach meinen Erfahrungen in Konferenzen will es mir scheinen, als ob die jüngeren Lehrer vorzugsweise *allgemeine* und *weit reichende* Themata zu wählen lieben z. B. „Über Erziehung", „über den Sprachunterricht", „über Volksbildung", „über die Grundsätze der Methodik" ꝛc. Dahin gehören auch noch solche wie: „Der Lehrer ein Gärtner", oder: „die Aufgabe der Schule in der Jetztzeit", „die nationale Aufgabe der Erziehung" ꝛc. Die Vorliebe für derartige Fragen soll auch bei älteren Lehrern, die in ihrer Bildung auf der Station der Jugendlichkeit stehen geblieben sind, zu finden sein. Es bedarf nicht viel Überlegung, um zu erkennen, warum solche Aufsätze einerseits wenig Wert haben können, und doch andrerseits dem Unerfahrenen und Ungereiften zur Bearbeitung sich empfehlen d. h. sich zu empfehlen scheinen. Letzteres nämlich deshalb, weil es bei einem Gebiet von großem Umfange und reichem Inhalte eben nicht schwer ist, aus Gelesenem und Gehörtem wenigstens so viele Gedanken zusammenzuraffen, um daraus einen ansehnlich langen Aufsatz aufzubauen: da er nun gleichsam von selbst lang genug wird, so hat man auch nicht nötig, lange nachzuforschen, ob auch das eigene Erfahren und Beobachten etwas über die Sache zu sagen weiß. Daraus ergiebt sich aber auch der geringe Wert einer solchen Arbeit, sowohl für den Schreiber selbst wie für die, welche sie zu hören bekommen. Einen Nutzen hätte sie lediglich insofern, als der Schreiber veranlaßt wird, das, was er durch Lesen oder Hören über den Gegenstand weiß, in eine logische Ordnung zu bringen, und daneben sich im sprachlichen Ausdrucke zu üben. Allein das wäre doch nur ein Vorteil für ihn selbst und weist darauf hin, daß solche Stilübungen in der Mappe bleiben müssen, nicht aber anderen zum Hören oder Lesen angeboten werden dürfen.

Nur in *dem* Falle würde einer die Berechtigung haben, über ein allgemeines oder weitgreifendes Thema für andere zu schreiben, wenn er entweder sich in den Stand gesetzt weiß, durch eigene Erfahrungen und

Reflexionen dem Gegenstande eine neue Seite der Betrachtung abzugewinnen, oder aber die Gabe hat, durch eine eigentümliche und fesselnde Darstellung auch bekannte Gedanken gleichsam wieder neu und interessant zu machen. So brachte das Schulblatt einmal einen Aufsatz „über Erziehung“ von einem Seminardirektor. Gleich im Eingang entschuldigt sich aber der Verfasser selbst wegen der ungeschickten Wahl der Überschrift, hofft jedoch, daß es ihm durch seine Behandlung gelingen werde, jenen Mangel auszugleichen. Hätte er selbst dies nicht von vornherein gesagt, oder hätte der Name und Titel des Verfassers, welche unmittelbar neben dem Thema standen, nicht voraussetzen lassen, daß ein Mann dieses Standes die Mangelhaftigkeit desselben kennen und danach zu verfahren wissen werde, so würde leichtlich mancher verständige Leser durch den Schrecken vor der allgemeinen Überschrift sich haben verleiten lassen können, ohne weiteres den Aufsatz ungelesen beiseite zu legen. Im vorliegenden Falle hat indes der Verfasser in der That es verstanden, durch seine geistreiche und geschickte Behandlung den Mißgriff in der Wahl des Gegenstandes wieder gut zu machen, und werden wohl sämtliche Leser gedacht haben, derselbe möchte ihnen noch oft Gelegenheit geben, für solche Mißgriffe „Indemnität“ erteilen zu können.

Gegen solche und ähnliche Bemerkungen pflegt wohl die Einwendung gemacht zu werden, es sei auch *schwer*, passende Themata zu finden. Und doch ist nichts leichter als dies. Ein zur Bearbeitung gestelltes Thema ist ja dem Sinne nach nichts anderes als eine Frage. Wenn nun nach dem Sprichwort ein Narr mehr fragen kann, als zehn Weise zu beantworten vermögen, so muß doch wohl das Fragenstellen nicht so gar schwierig sein. — „Aber,“ erwidert man, „es handelt sich ja nicht um Fragen überhaupt, sondern um passende für einen *Aufsatz*.“ Gut, so wollen wir an einem Beispiel zeigen, wie man allgemeinen Themen aus dem Wege gehen und angemessene specielle finden kann.

In Seminar- und Konferenzaufsätzen ist mir wiederholt das Thema begegnet: „Jesus als Lehrer ein Muster für den Lehrer in der Schule.“ Ohne Zweifel darf man diesen Satz alten wie jungen Schulmännern zum Nachdenken empfehlen, und in der That müßte einer äußerst oberflächlich dabei zu Werke gehen, wenn nicht wenigstens irgend eine gute Frucht daraus hervorgehen sollte. Aber als zweckmäßiges Aufsatzthema kann der Satz doch nicht gelten, weil er zu weitgreifend ist. Man muß ihn daher beschränken, was sich leicht ausführen läßt. In dem Begriffe „Lehrer“, wie er dort gebraucht wird, steckt ein Mehrfaches; zuerst die *Persönlichkeit* des Lehrenden, dann der *Lehrstoff*, ferner: *Lehrgang*, *Lehrform*, *Lehrmanier*, *Lehrmittel* u. s. w. Hier hat man also,

um ein beschränkteres Gesichtsfeld zu bekommen, schon die Wahl unter vielen. Allein die Einschränkung und Specialisierung läßt sich noch weiter fortsetzen. Nehmen wir beispielsweise das „Lehrverfahren“ Jesu, so ist auch hier wieder ein mehrfaches zu unterscheiden: die Verständlichkeit, dann die Eindringlichkeit und Erbaulichkeit, endlich die Behältlichkeit. So bietet sich wiederum die Wahl unter mehreren Gesichtspunkten, von denen jeder immer noch so viel Inhalt und Bedeutung zeigt, daß er des Betrachtens wert ist, selbst dann, wenn man es nicht mit dem Meister aller Meister zu thun hätte. Aber die Einschränkung des zu betrachtenden Gebietes kann man noch weiter fortsetzen. Innerhalb der „Verständlichkeit“ z. B. läßt sich neben anderem wieder das Moment der Anschaulichkeit herausheben, und auch dieses vereinzelte Moment in der Lehrart des Heilandes ist so wichtig, daß schwerlich jemand widersprechen wird, wenn ich behaupte, daß kaum ein Thema genannt werden mag, was innerhalb des christlichen Religionsunterrichtes für bedeutsamer gelten dürfte.

Faßt man ein solches specielles Thema, z. B. das letztgenannte, genau und fest ins Auge, so tritt einem auch sofort entgegen, warum es sich für einen Aufsatz besser eigne als ein allgemeines. Es wäre mehreres hervorzuheben.

Wir wollen uns aber auf eins beschränken. Wer das bezeichnete Aufsatzthema wählt, wird bald gewahren, daß er sich nun nicht ohne weiteres hinsetzen und die Feder ergreifen kann, es sei denn, daß er schon vorlängst dem Gegenstande ein reifliches Nachdenken gewidmet habe. Im andern Fall — und der wird die Regel bilden — werden seine Gedanken bald zu Ende sein; er wird eine sorgfältige Untersuchung anstellen, kurz: erst studieren müssen. Zu dem Zwecke wird er etwa zunächst sich den Begriff und die Bedingungen jenes Kennzeichens — der Anschaulichkeit — klar zu machen suchen, sodann das Lehrverfahren Jesu von Anfang bis zu Ende nach den Evangelien lesend und betrachtend sich vorführen, und endlich wo möglich noch Umfrage halten, was andere über diesen Punkt gedacht haben. Dann erst kann er daran gehen wollen, den Ertrag seines Studiums aufsatzmäßig zu ordnen und für andere darzustellen. Jeder wird gern zugestehen, daß dies im vorliegenden Falle in der That ein tüchtiges Stück Arbeit erfordern würde, und zwar nicht minder beim vorbereitenden, sammelnden Studieren wie beim nachfolgenden Verarbeiten und Darstellen. Es ist aber auch klar, daß der Schreiber selbst vorweg einen namhaften reellen Gewinn davontragen würde. Das eben — ein eigenes, auf Selbstforschen beruhendes Studium vor dem Schreiben und der dadurch erzielte Gewinn für den Verfasser selbst

— das eben ist in meinen Augen sowohl die notwendige Bedingung wie die gewisse Bürgschaft dafür, daß nun auch andere beim Hören oder Lesen einen sicheren Gewinn erlangen können.

Ich bin überzeugt, die Lehrer würden bei ihren schriftlichen Arbeiten, die sie für sich oder für die Konferenzen oder für irgend einen anderen Zweck anfertigen, viel mehr Vorteil gewinnen und gewähren, wenn sie in der vorbezeichneten Weise verfahren d. h. erstlich keine allgemeine Themata wählen und sodann der gewählten speciellen Frage vorher ein besonderes, ernstes Studium widmen wollten. So aber würden sie auch mehr Freude an schriftlichen Arbeiten gewinnen und Freude an einem nützlichen Studieren dazu.

---

6. Thesen über die allgemeine Bildung und die Berufsbildung der Volksschullehrer.[1])

Vorbemerkung: Es ist wichtiger, darüber sich zu verständigen, was zur Gesundheit der Lehrerbildung gehört, als ihr Vollmaß genau zu treffen.

---

[1]) Verschiedene Vorkommnisse der neuern Zeit — z. B. die ministerielle Rede vom 11. Februar und 9. Dezember 1880, die hie und da aufgetauchten Versuche, die Präparandenschulung wieder zu einem Not- und Nebengeschäft der Seminare zu machen u. s. w. — haben die Blicke aller Lehrer und Schulfreunde von neuem energisch auf das obige Thema gelenkt. Hat doch die in vielen Kreisen herrschende geringschätzige Ansicht vom Schulamte und von der Lehrerbildung nicht zum kleinsten Teile in der früheren Vernachlässigung der Präparandenschulung ihren Grund. Auch sind die Verbesserungen, welche das Ministerium Falk in dieser Beziehung angebahnt hat, noch wenig ins öffentliche Bewußtsein gedrungen. Es liegt dies namentlich mit daran, daß die hergebrachten Einrichtungen dem ferner stehenden Publikum eine richtige rangierende Einschätzung der Lehrerbildung sehr erschweren.

Diejenigen Leser, welche etwas darüber auf dem Herzen haben, wollen sich gefl. rüsten, seiner Zeit in die Verhandlungen mit einzutreten. Es sei noch bemerkt, daß die in diesen Thesen ausgesprochene Ansicht von der allgemeinen und Berufsbildung der Lehrer auch in der ministeriellen Schulkonferenz (1872) von mir vertreten worden ist. Der erste Aufsatz aus meiner Feder, welcher gedruckt worden ist — obwohl er nicht für den Druck geschrieben war — spricht schon im wesentlichen genau dieselbe Ansicht aus (s. o. S. 70 ff.: Etwas über Seminarbildung. Von einem ehemaligen Seminaristen, bes. S. 74 ff.). Wie die Einleitung jenes vor 34 Jahren geschriebenen Aufsatzes zeigt, verdankte derselbe einem ähnlichen Anlaß seine Entstehung wie meine Artikel „aus der streitenden Schule“ und die jetzt vorliegenden Thesen.

Darum war uns vor allem daran gelegen, die Wahrheit zu fixieren, daß streng unterschieden werden muß zwischen der allgemeinen Bildung und der Berufsbildung (Einleitungsthesen) — um so mehr, da die Mängel, an denen die Lehrerbildung früher gelitten hat und zum Teil noch leidet, zumeist aus der Verkennung dieser Wahrheit herrühren.

Dem entsprechend handelt es sich sodann darum, Begriff und Maß einerseits der allgemeinen Bildung (I) und andrerseits der Berufsbildung (II) zu ermitteln.

Erst wenn das alles feststeht, kann die Frage (III) an die Reihe kommen, in welchem Verhältnis die beiden Kurse hinsichtlich der anstaltlichen Einrichtungen und der Leitung zu einander stehen sollen.

Einleitung.

These 1.

Bei dem Bildungsgange der Lehrer muß — wie es auch bei allen andern Berufsklassen geschieht — strenge unterschieden werden zwischen der grundlegenden allgemeinen Bildung und der Berufsbildung.

Gründe:

a) Natur des Unterrichts: die allgemeine Bildung hat es mit vielerlei Lehrgegenständen zu thun; die Berufsbildung konzentriert sich mehr und mehr auf die Berufsfächer (die pädagogischen Hülfswissenschaften, Theorie und Geschichte der Pädagogik, praktische Übungen).

b) Natur des Geistes:
in den jüngern Jahren findet der Geist sich leichter in die Vielheit der Lehrgegenstände als später, wo er nach Vertiefung und demgemäß nach Konzentrierung verlangt;
in den jüngern Jahren leistet der Geist mehr im receptiven Lernen (wie es mit der Vielheit der Lehrgegenstände und ihrer Einübung notwendig zusammenhängt) als später, wo er mehr zur Reflexion hinneigt;
in den spätern Jahren verlangt der Geist immer lebhafter nach einer Anwendung des Gelernten — nach praktischer Thätigkeit.

c) erziehliche Gesichtspunkte: die disciplinarische und erziehliche Behandlung muß in den jüngern Jahren eine wesentlich andere sein, als in den reiferen.

d) Analogie: in allen andern Berufsklassen ist die strenge Unterscheidung zwischen allgemeiner Bildung und Berufsbildung längst in bewährter Übung (vgl. die akad. gebildeten Stände, die höhern Gewerbe ꝛc.).

These 2.

Die allgemeine Bildung und die Berufsbildung sind beide notwendig; doch ist jener Kursus als der grundlegende der wichtigere.

Gründe:

a) Was an der allgemeinen Bildung gebricht (qualitativ oder quantitativ), schädigt auch die Berufsbildung — nach der theoretischen und nach der praktischen Seite.

b) Je gründlicher und solider die allgemeine Bildung ist, desto gediegener kann die Berufsbildung werden — theoretisch vertiefter, praktisch geschickter.

c) Wenn eine tüchtige allgemeine Bildung gewonnen ist, so kann auf solcher Grundlage — im Notfalle — die Berufsbildung auf autodidaktischem Wege erworben werden. (Eine Handreichung für den umgekehrten Fall vermag die Berufsbildung nicht zu bieten.)

d) Mit Recht bemißt sich daher der sociale Rang eines Standes vornehmlich nach seiner obligatorischen allgemeinen Bildung.

I. Die allgemeine Bildung

(Präparandenschule, Proseminar).

These 3.

Dieser Kursus sei vierjährig, die Zeit vom 14.—18. Jahre umfassend (bei zweijährigem Seminarkursus) — resp. dreijährig, falls der Seminarkursus dreijährig ist.[1])

These 4.

Er schließt sich im allgemeinen an die Volksschule an; — (doch ist zu wünschen, daß in einer fremden Sprache und in der Musik bereits ein guter Anfang gemacht sei).

These 5.

Lehrgegenstände: im wesentlichen gelte zunächst der Lehrplan für Mittelschulen unter entsprechender Erweiterung auf den obern Stufen;

[1]) Wenn hier gleichsam eine doppelte Form des Präparanden-Kursus (und des Seminarkursus) konzediert ist, so will das nicht sagen, daß uns zweifelhaft wäre, welche Form als die richtige angesehen werden muß. Wie es nur eine Art von Linien giebt, welche den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten darstellt, so kann auch nur eine Form des Präparandenkursus die normale sein, und das ist der vierjährige (bei zweijährigem Seminarkursus). Wo jedoch, wie z. B. in Preußen, die anstaltlichen Einrichtungen der Seminare (Gebäude &c.) für einen dreijährigen Kursus berechnet sind, da muß man sich einstweilen mit einem bloß dreijährigen Präparandenkursus behelfen — wenigstens so lange, bis eine bequeme Überleitung in die normale Bahn gefunden ist.

der Religionsunterricht muß jedoch stärker auftreten als in der Mittelschule; überdies ist der Lehrplan so einzurichten, daß für Musik die nötige Zeit gewonnen wird.

II. Die Berufsbildung
(pädag. Seminar).

These 6.

Der Kursus ist zweijährig (vom 18.—20. Jahre) — resp. dreijährig, wo der Präparandenkursus nur dreijährig ist.

These 7.

Lehrplan im ersten Jahre (resp. in den ersten beiden Jahren bei dreijährigem Kursus).

a) der allgemeine Bildungsunterricht (Religion, Geschichte und Geographie, Naturkunde — deutsche und fremde Sprachen — Mathematik, Zeichnen), wird mit Einschränkung fortgesetzt; ebenso

b) der Musikunterricht — jedoch teilweise nur fakultativ.

Diese beiden Partieen des Unterrichts müssen aber soweit eingeschränkt werden, daß

c) die folgenden Berufsfächer: Logik, Psychologie und Ethik — allgemeine Pädagogik und allgemeine Methodik, Geschichte der Pädagogik wöchentlich mit zehn Stunden auftreten können. Dazu im zweiten Semester praktische Übungen.

These 8.

Lehrplan — im letzten Jahre:

a) Hier prävalieren die Berufsfächer: Psychologie, Volksschulpädagogik (specielle Regierungs-, Unterrichts- und Erziehungslehre), Geschichte des Volksschulwesens und praktische Übungen.

b) Aus dem allgemeinen Bildungsunterrichte werden mit je zwei Stunden fortgeführt: Religion (biblische Exegese), deutsche Litteratur, fremde Sprache. — Dazu die Musik (fakultativ) und Zeichnen an der Wandtafel.

c) Die obligatorischen Lehr- und Lernstunden müssen so weit eingeschränkt werden, daß auch noch Zeit zu freien Studien bleibt.

These 9.

Solange das Seminar in der bisherigen Weise auch noch einen bedeutenden Teil des allgemeinen Bildungsunterrichts zu übernehmen hat, ist eine Teilung der Abgangsprüfung — in eine allgemeine und eine berufliche — absolut notwendig. Sie geschehe in folgender Weise:

a) am Schlusse des ersten Seminarjahres (resp. des zweiten bei dreijährigem Kursus) finde die Abiturientenprüfung in den allgemeinen Bildungsfächern statt (nicht in der Musik). [In den vorgekommenen Berufsfächern wird gleichfalls examiniert, aber ohne Censur im Zeugnis.]

b) am Schlusse des ganzen Seminarkursus finde die eigentliche Lehrerprüfung statt — wobei ausschließlich in den Berufsfächern und in der Musik examiniert wird.

Gründe:

Es ist dringend zu wünschen, daß die Seminaristen im letzten Jahre sich unbeschwert dem Studium ihrer Berufsfächer widmen können. — Wenn bisher den Schulamtsaspiranten zugemutet wurde, neben den Lernleistungen in der Musik und in den Berufsfächern ihren gewiß nicht leichten „Schulsack" bis an das Ende des ganzen Seminarkursus mitzuschleppen, so war das nichts anderes als eine Menschenquälerei. Warum unter allen Ständen gerade der Volksschullehrerstand in seinem Bildungsgange eine solche abnorme Behandlung ertragen soll, ist vom Standpunkte der Vernunft unverständlich und höchstens aus seiner traurigen Geschichte, die ohnehin so viele abnorme Belastungen zeigt, einigermaßen erklärlich.[1])

[1]) In dem Bildungsgange der Schulaspiranten nimmt bekanntlich der Musikunterricht (in zwei resp. drei Instrumenten) bis zum Schlusse der Seminarjahre einen ansehnlichen Raum in Anspruch. Wäre dies nicht notwendig, so würde die auf die Musik zu verwendende Zeit hinreichen, zum Vorteil der allgemeinen Bildung noch eine zweite fremde Sprache zu lernen und bei besonderer Befähigung auch noch eine dritte. Bei der Schätzung des Bildungsstandes der Volksschullehrer pflegt man aber im Publikum wie an höhern Stellen bloß auf die Lücke in der Sprachbildung zu sehen; die auf die musikalische Schulung verwendete Kraft kommt nicht in Anschlag. — Ferner haben die Schulamtsaspiranten von den obern Volksschulklassen an bis zum Ende der Seminarzeit beträchtlich mehr Zeit auf Religion und praktisches Rechnen, zum Teil auch auf Zeichnen und Schönschreiben zu verwenden, als in den Realschulen und Gymnasien gefordert wird. Wäre dies nicht der Fall, so würden sie in der Naturkunde und Mathematik ein um so höheres Ziel erreichen können. Bei der Taxierung ihres Bildungsstandes pflegt aber wieder bloß auf die Lücke in Naturkunde und Mathematik, nicht auf den Ersatz gesehen zu werden. — So kommt also der Volksschullehrerstand bei der Einschätzung seiner allgemeinen Bildung in mehrfacher Weise empfindlich zu kurz. Aber nicht genug. Er sieht seinen Bildungsweg obendrein in einzigartiger Weise beschwert — nämlich dadurch, daß er seinen „Schulsack" bis zur ersten Berufsprüfung, ja sogar bis zur zweiten mitschleppen muß, was doch bei keinem andern Stande gefordert wird. Was in dieser letzten Beziehung gebessert werden müßte, ist oben im Texte bereits bezeichnet. Außer-

III. Verhältnis der beiden Anstalten zu einander hinsichtlich der Einrichtung und der Leitung.

These 10.

Beide Anstalten müssen streng geschieden sein — räumlich und in der Leitung, wo möglich auch örtlich.

(Daß der Lehrplan der Präparandenschule auf den später folgenden Seminarunterricht berechnet sein muß, versteht sich von selbst. Es ist Sache der Aufsichtsbehörde, für diesen Anschluß Sorge zu tragen.)

Gründe:

a) Die oben bezeichneten tiefgreifenden Unterschiede beider Anstalten — hinsichtlich des Lehrstoffes, der Lehr- und Lernweise, und der disciplinarisch-erziehlichen Behandlung der Zöglinge — machen auch eine äußere Scheidung wünschenswert.

b) In einem kleinern Schul-Organismus ist es leichter, die erforderliche Übereinstimmung in der pädagogischen Ansicht und in der gemeinsamen Arbeit herzustellen, als in einem doppelt so großen.

c) In einem kleinern Schulsystem können Lehrer und Schüler in eine innigere Beziehung zu einander treten, als in einem größern.

d) Die Direktionsaufgaben sind schon bei jeder dieser Anstalten zu umfassend und schwierig, als daß es rätlich sein könnte, dieselben in eine Hand zu legen. Zwei freie selbständige Kräfte leisten mehr als eine, welche für zwei Mann arbeiten soll.

e) Der Schulwechsel, wie er durch die Trennung der beiden Anstalten hervorgerufen wird, übt auf die Schüler einen viel stärkeren Anregungsimpuls aus, als das bloße Vorrücken von einer Klasse zur andern innerhalb eines sechsklassigen Organismus. (Der Bildungsgang durch eine vielklassige Anstalt hat wegen seiner Monotonie für die Schüler etwas so Langweiliges — wie eine geradlinigte Chaussee-Aussicht.)

f) Die große Klassenzahl verleitet leicht dazu, dem Fachlehrer-System auch auf den unteren Stufen mehr Raum zu gönnen, als nötig und pädagogisch wünschenswert ist.

---

dem aber bleibt dringend zu wünschen, daß die deutschen Seminarlehrer-Kollegien vereint sich bemühen, eine gerechtere offizielle Einschätzung der allgemeinen und beruflichen Bildung ihrer Schüler zu erwirken — jedenfalls so weit, daß der Volksschullehrerstand wenigstens gegen offiziöse Verhöhnungen seines Bildungsstandes geschützt wäre. Ohne Zweifel geht diese Frage die Ehre der Seminarlehrer ebenso nahe an als die der Volksschullehrer; überdies ist dieselbe nach meinem Gefühl für die Seminarlehrer auch ein Gewissensanliegen.

g) die Verschiedenheit der disciplinarisch-erziehlichen Behandlung der Zöglinge in beiden Anstalten ist zwar oben (bei a) schon erwähnt. Ein Punkt daraus verdient aber noch besonders markiert zu werden. Die Vereinigung von Präparandenschule und Seminar hindert, dem Bedürfnisse der Seminaristen nach einem größern Maß der Freiheit gerecht zu werden.

h) Der unterrichtliche Nachteil, welcher bei der Trennung der beiden Anstalten möglicherweise dadurch entsteht, daß der Lehrplan der Präparandenschule nicht bis aufs Pünktchen genau an den des Seminars anschließt, ist von verschwindender Bedeutung gegen die vorgenannten zahlreichen und wichtigen Vorteile der Trennung. — Es ist sogar geradezu wünschenswert, daß den Präparandenschulen innerhalb der Schranken, welche die unitas in necessariis fordert, ein billiges Maß von libertas gegönnt werde, — wie es andrerseits ebenfalls wünschenswert ist, daß die Seminarien eines größern Landes nicht bis aufs einzelnste nach einer Schablone zugeschnitten sind.

i) Endlich weist auch die ausnahmslose Analogie darauf hin, daß allein die Trennung beider Anstalten das richtige ist: da bei allen andern Ständen die allgemeine Bildungsanstalt und die Berufsschule völlig gesondert sind (Gymnasium — Universität; Realschule — Polytechnikum).

These 11.

Eine solche Verbindung von Präparandenschule und Seminar, wobei die erstere bloß als Anhängsel figuriert, oder als eine Nebeneinnahme-Quelle für die Seminarlehrer dienen soll, ist ohnehin absolut zu verwerfen.

Soll ausnahmsweise aus lokalen oder andern zufälligen Gründen die Verbindung beider Anstalten gut geheißen werden, dann müssen die Präparandenklassen gerade so gut versorgt sein wie die Seminarklassen — also etwa so wie es in den sechsklassigen sächsischen Seminarien der Fall ist. Nur bleibt auch dann noch wünschenswert, daß die beiden Anstalten räumlich gesondert sind, und an der Spitze der Präparandenklassen ein Konrektor stehe.

These 12.

Die Inspektion der selbständigen Präparandenschule kann einem Seminardirektor übertragen werden — vorausgesetzt, daß beide Anstalten unter derselben Provinzialbehörde stehen. (Andernfalls, wenn nämlich die

Präparandenanstalten unter der Bezirksregierung stehen, würde die Aufsicht der Gefahr ausgesetzt sein, zwiespältig zu werden.)

These 13.

Die Aufnahmeprüfung der Seminarien wird nicht ganz wegfallen können, aber sie kann und muß eingeschränkt werden.

Diese Einschränkung läßt sich in folgender Weise herstellen:

Diejenigen Präparandenschulen, welche einen vierjährigen (resp. dreijährigen) Kursus haben und überhaupt vollständig ausgerüstet sind, erhalten das Recht der Abiturientenprüfung. Dieselbe wird geleitet durch einen Kommissarius der Schulbehörde, unter Assistenz des aufsichtführenden Seminardirektors. Bei dieser Prüfung erhalten diejenigen Abiturienten, welche nachgewiesenermaßen für den Seminarkursus unzweifelhaft reif sind, auch sofort die Berechtigung zum Eintritt in ein provinz. Seminar, was in ihrem Zeugnis ausdrücklich vermerkt wird. Die Aspiranten dieser Qualität aus den verschiedenen Präparandenschulen der Provinz werden dann von der Provinzialschulbehörde unter die Seminarien der Provinz verteilt — mit Berücksichtigung der Heimat der Aspiranten. Die übrigen Abiturienten wie diejenigen, welche ein Seminar außerhalb der betreffenden Provinz besuchen wollen, bleiben der Seminar-Aufnahmeprüfung unterworfen.

Gegründete Bedenken wider eine Abiturientenprüfung in dieser Form und mit dieser genau bestimmten Gerechtsame bei den bezeichneten Anstalten giebt es nicht — weder von seiten der Schulbehörde, noch von seiten der Seminare. — Wird nun solchen Präparanden, welche zum Eintritt ins Seminar unzweifelhaft befähigt sind, doch zugemutet, die Seminar-Aufnahmeprüfung mitzumachen: so ist das für diese jungen Leute nichts anders als eine pure Belästigung und eine unnötige Beschwerung mit Unkosten.

Dritter Abschnitt.

Zur Schuleinrichtung.

1. Von der Entwicklung des bergischen Schulwesens.

Vorwort und Anmerkungen zu einem Schulblattartikel.

(Nämlich dem Artikel: Mitteilungen über die Entwicklung des bergischen Schulwesens.)

Wir haben diesen Beitrag aus der Schulgeschichte recht willkommen geheißen, besorgen jedoch, daß manche, namentlich außerbergische Leser ihn nicht so lesen werden, wie wir wünschen, daß sie ihn lesen möchten. Es ist uns aber viel daran gelegen, daß die Arbeit auch wirklich die Dienste leiste, die sie leisten kann und soll. Wie sich diese unserer Anschauung darstellen, wissen wir nicht besser zu sagen, als mit den trefflichen Worten des kundigen, glücklicherweise noch recht amtsthätigen Verfassers der „Beiträge eines Emeritierten" in Nr. 4 des Schulblatts, Bd. II, S. 77:

„Wenn man genauer nachfragt, wie dieses oder jenes Stück des Schulwesens sich geschichtlich entwickelt hat, was in den verschiedenen Schulen in der Folge der Zeiten erstrebt und erreicht ist, welche Einrichtung der Schulen in verschiedenen Zeiten und Ländern bezweckt wurde, wie weit man dieselbe zu verwirklichen vermocht und wie lange sie bestanden, wie sie sich bewährt hat, dann merkt man, wie sehr die Geschichte des Schulwesens, zumal der unscheinbaren Volksschule noch im Dunkel liegt. Über unbestimmte allgemeine, in ihrer Allgemeinheit so leicht irre führende Umrisse, in welche dann etwa Schilderungen der pädagogischen Experimentenmacher des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eingeflochten werden, ist die Geschichte der Volksschule noch nicht hinausgekommen; ein auf genaue und umfassende Sammlung und Sichtung aller Überlieferung über die wirklichen, thatsächlichen Zustände der Volksschule gegründetes Gesamtbild ihrer Entwicklung, dessen allgemeine Züge überall aus wirklichen Einzel-

heiten herausgestaltet wären, ist noch nirgends zu finden. Freilich die Quellen fließen sparsam und zerstreut, und sind schwer zugänglich. Es wird noch lange währen, bis über das Schulwesen einzelner Orte und Landschaften, über die Entwicklung einzelner Einrichtungen und Ordnungen so viel Genaues und Specielles vorliegt, daß eine reelle allgemeine Geschichte daraus erwachsen kann. — — — — In unsern Landschaften, Rheinland und Westfalen, ist die Geschichte des Volksschulwesens noch so gut wie gar nicht aufgeklärt. Und doch ist unser Schulwesen nicht von gestern; es hat eine mannigfaltige und in manchen Landschaften höchst eigentümliche Gestaltung hinter sich. Zumal im Herzogtum Berg und im Jülicher Lande, wo die evangelischen Schulen Jahrhunderte hindurch von der katholischen Landesregierung wenig oder gar nicht beachtet, innerhalb einer kirchlichen Organisation, der es gar nicht an innerm Leben, aber wohl an einer äußern Exekutionsgewalt fehlte, so naturwüchsig und doch nach einem gemeinsamen Princip in einer Weise sich entwickelt haben, die keine Vergleichung mit andern Landschaften zu scheuen hat. Werden sich die Leute nicht finden, die aus der Tradition, aus Kirchenarchiven, aus verschollenen Druckschriften die Einzelheiten heraussuchen und wie Bausteine zusammentragen, aus denen dann später ein Berufener eine wirkliche Geschichte des Schulwesens dieser Lande erbauen könnte? Könnten die Konferenzen nicht unbeschadet ihrer sonstigen Zwecke auch die Sammelplätze solcher Einzelheiten sein, bis sie zu einem Gesamtbilde sich verarbeiten ließen?" — —

Lange bevor diese letzten mahnenden Fragen gedruckt waren, schon im Jahr 1854 wurden die obigen „Mitteilungen aus der Geschichte des bergischen Schulwesens" in einem vertrauten Kreise bergischer Lehrer vorgelesen. Im wesentlichen sind sie hier in der ursprünglichen Form geblieben. Der Herr Verfasser ersucht uns, dies ausdrücklich zu bemerken. Wir meinen übrigens, sie seien in dieser Gestalt für einen größeren Kreis nicht weniger ansprechend und nützlich, wenn auch manche Einzelheiten, z. B. etliche Namen, bei dem fernstehenden Leser nicht das Interesse erregen können, was sie dem heimischen gewähren.

Drei Wünsche sollte eigentlich unser Vorwort den „Mitteilungen" mit auf den Weg geben.

Der erste, den wir allen Lesern ans Herz legen wollten, ist schon durch obiges Citat, insbesondere durch die beiden Fragen am Schlusse ausgedrückt. Möchten doch in allen Landschaften, wohin diese Mahnung

kommt, wenigstens einige Herzen angeregt werden, den Entwicklungswegen ihres heimatlichen Schulwesens fleißig nachzuspüren. Was in dieser Hinsicht von einer Generation versäumt ist oder wird, kann von der folgenden nicht ganz wieder nachgeholt werden. Die Gesetzsammlungen, alte Berufsurkunden, früher gebrauchte Schulbücher und dergl. — sie müssen aber gesammelt werden! — kann man zu jeder Zeit befragen, nicht aber die lebendigen Personen, welche etwas zu erzählen wissen. Überall giebt es nur noch wenige Schulmänner und andere Leute, die über das Schulleben und die Schuleinrichtung zu Anfang dieses Jahrhunderts aus eigener Erfahrung, und über die letzten Jahrzehnte des vorigen wenigstens aus lebendiger Tradition Auskunft geben können. Möchten die jüngern Lehrer durch fleißiges Nachfragen — es muß eben gefragt werden! — Sorge tragen, daß die Erfahrungen der noch lebenden Alten nicht unbenutzt bleiben! — Das „Evangelische Schulblatt“ wird, wie auch der Prospekt schon ausdrücklich gesagt hat, für „Beiträge aus der Geschichte des Schulwesens — zunächst in den heimatlichen Provinzen“ gern den angemessenen Raum hergeben. Die ersten Zusendungen dieser Art sind jedoch aus der Ferne, aus der Lausitz und vom Main, gekommen.

Der zweite Wunsch geht insonderheit an die Adresse der Lehrer im Bergischen und Jülichschen. Einer aus ihrer Mitte hat hier einen dankenswerten Beitrag aus der heimatlichen Schulgeschichte geliefert. Möchten sie dem guten Beispiel folgen und durch gütige Einsendung historischer Mitteilungen das von ihm angefangene Bild, sei es durch Ausführung der einzelnen Züge oder durch Erweiterung in die Vergangenheit hinein — vervollständigen helfen. Ohne Zweifel vermögen viele noch etwas zu bieten, wenn sie sich einmal darauf besinnen. Obige Mitteilungen können bei aufmerksamem Durchlesen — wir verstehen darunter ein Lesen mit der Feder in der Hand — zu diesem Besinnen trefflich Anregung geben, einmal durch das, was sie erwähnen, und nicht minder durch das, was sie gar nicht oder nur andeutungsweise berühren. Man wird jeden Augenblick veranlaßt zu fragen: Wie stand es mit dieser Einrichtung? wie mit jener? u. s. w. — und solche Anregung zum Nachfragen wird nicht das geringste Verdienst dieses ersten Beitrags zur Geschichte des niederrheinischen Schulwesens in unserm Blatte bleiben. Denn wie sehr man auch den Mangel einer gründlichen, genauen Volksschul-Geschichte mit Recht beklagen mag — bedauerlicher noch ist der Umstand, daß dieser Mangel unter den Lehrern selbst so wenig schmerzlich empfunden wird.

Auf eins von dem, was obige „Mitteilungen“ im Rückstande gelassen haben, erlauben wir uns um derer willen, welche darüber etwas zu sagen wissen, noch besonders aufmerksam zu machen.

Nach unserer festen Überzeugung ist die Schulverfassung des bergischen Landes derart, daß sie nach den verschiedensten Seiten hin in ihren Fundamenten als wahrhaft mustergültig bezeichnet werden darf.[7]) — (Anmerkung befindet sich S. 156.)

Welchen glücklichen historischen Konjunkturen unsere Gegend dieses teuerwerte Gut verdankt, kann hier nicht ausführlich erörtert werden; im allgemeinen sei nur hingewiesen: erstlich auf die Geschichte des kirchlichen Lebens in Jülich und Berg; dann auf den Umstand, daß die erste eingreifende organisatorische Gesetzgebung von seiten des Staates in die jugendkräftige Zeit der Freiheitskriege und in die Hände eines Mannes fiel, der solcher Zeit und solchen Werkes würdig war; und endlich darauf, daß die nachfolgende Gesetzgebung nicht nach abstrakten Theorien an den historischen Fundamenten zu bessern, sondern vorwiegend — wenngleich etwas langsam und nicht ausreichend — darauf weiter zu bauen gesucht hat.

Unter den Eigentümlichkeiten des bergischen Schulwesens fällt bei näherem Zusehen vor allem seine Naturwüchsigkeit und Familienhaftigkeit in die Augen. „Naturwüchsigkeit" und „Familienhaftigkeit" sind in der bisherigen, landläufigen Theorie der Schuleinrichtung etwas fremdklingende Begriffe. Wir müssen uns näher erklären.

Die Schule hat bekanntlich der Kirche, dem Staate und dem socialen Leben zu dienen; nach allen diesen Seiten hat sie Verbindungen, von allen wird sie beeinflußt. Die nächste, innigste und stärkste Verwandtschaft besteht aber zwischen ihr und der Familie. In erster Linie ist sie Hülfsanstalt des Hauses d. i. Erziehungs-Anstalt in dessen Sinn und Weise. Je nachdem nun jemand die eine oder die andere Seite der Schulverbindlichkeit und Schulverwandtschaft betont, je nachdem wird er sie im Innern eingerichtet, geleitet und äußerlich regiert wünschen. Daher die verschiedenen Bestrebungen, von denen die einen die Schule in die Kirche, die andern in den Staat aufgehen lassen und die dritten, allerneusten sie zu einer landwirtschaftlichen oder handwerklichen Fachschule umgestalten wollen. Wir unsernteils leugnen selbstverständlich keine jener drei Verpflichtungen, betonen aber aufs stärkste ihre Verwandtschaft mit der Familie. Daß von diesem Standpunkte aus ganz andere Wünsche in Bezug auf Schulregiment, Schuleinrichtung &c. sich ergeben müssen, als auf einem der andern, liegt auf der Hand. Wir fassen sie zusammen in die These: die Schule soll möglichst enge mit der Familie verbunden und möglichst in ihrem Geist und ihrer Art eingerichtet und geleitet werden. Ebenso dürfte a priori schon anzunehmen sein, daß

eine Schulgestaltung familienhafter Art auch den Charakter der Volkstümlichkeit und Naturwüchsigkeit an sich tragen werde, während ein vorwiegend von der Kirche, vom Staate, oder von den socialen Mächten, nach ihren Interessen formiertes Schulwesen das Aussehen von etwas künstlich „Gemachtem" schwerlich vermeiden kann.

Das bergische Schulwesen — so behaupten wir — hat im wesentlichen diese naturwüchsige, familienhafte Gestalt. Der Beweis dafür kann hier in der Eile nicht geführt werden; aber das Material dazu wollen wir doch teilweise schon beibringen. Macht es nicht allen Lesern Freude, so giebt es doch denen, die sich in eine so wunderliche Schulordnung nicht zu finden wissen, vielleicht einigen Stoff zum Spaß — oder, wie wir lieber sähen, zum Nachdenken.

Zu den wesentlichen Stücken, wodurch die Naturwüchsigkeit und Familienhaftigkeit des hiesigen Volksschulwesens sich bekundet, rechnen wir nach obiger These:

1. Die Schulgenossenschaften (Schulbezirke) für jede einzelne Schule, auf kirchlichem Boden. Sie wählen den Lehrer durch das Wahlkollegium, beaufsichtigen ihn durch den Schulvorstand und besolden ihn durch das Schulgeld der einzelnen Familien. — Mit der kirchlichen Gemeinde sind sie sehr eng, mit der bürgerlichen nur locker verbunden.

2. Das Gehülfenwesen. Bei mehrklassigen Schulen ist der Hauptlehrer der verantwortliche, mit väterlicher Vollmacht betraute Leiter der ganzen Anstalt; die mitarbeitenden Lehrer wohnen und leben auch mit in seinem Hause. Der Schulgenossenschaft steht also nicht ein einiges oder uneiniges Lehrerkollegium, sondern eine einheitliche Lehrer-Hausgenossenschaft gegenüber.

3. Die Vereinigung der Geschlechter. Was Gott in der Familie zusammengefügt hat, wird auch in der Schule nicht geschieden.

4. Das Schulgeld. Es erinnert die Eltern, welche gerade der Schule benötigt sind, von Monat zu Monat an das, was sie der Schule schuldig sind, und mahnt den Lehrer an die Grundwahrheit, daß er in erster Linie nicht der Kirche oder dem Staate, sondern der Familie dient.

Im Anschluß an diese Hauptstücke, jedes derselben durch ein höheres Princip modifizierend, ist weiter zu nennen:

5. (ad 1) Daß der Schulbezirk nicht das absolute Wahlrecht besitzt, sondern der Königlichen Regierung drei Kandidaten zu präsentieren hat, von denen diese freilich in der Regel den bestätigt, der an erster Stelle vorgeschlagen ist. Eigentümlich ist auch die Zusammenstellung des Wahlkollegiums; dieses besteht aus dem Pfarrer, den dermaligen und ehe-

maligen Mitgliedern des Presbyteriums, welche im Schulbezirk wohnen, dem Bürgermeister und den beiden Schulvorstehern.

6. (ad 2) Das observanzmäßige Präsentationsrecht des Hauptlehrers bei der Anstellung der Gehülfen. Diese Observanz hängt eines Teils mit der gewünschten Einheit der Schule und der Verantwortlichkeit des Hauptlehrers zusammen; inniger und wesentlicher aber damit, daß die Hülfslehrer mit jenem zu einer Hausgenossenschaft gehören sollen. Dem Hauptlehrer dieses herkömmliche Präsentationsrecht nehmen, hieße nichts anderes, als die Pfahlwurzel des Gehülfenwesens abhauen. Eine Familie kann wohl fremde Glieder nach eigener Wahl aufnehmen, aber sie kann sich solche nicht oktroyieren lassen.

7. (ad 3) Bei vereinigten Geschlechtern können überwiegend nur Männer in der Schule arbeiten, und nur bei Kindern von 6—8 Jahren auch Lehrerinnen verwandt werden.

8. (ad 4) Die Unterhaltung der Lehrer beruht jedoch nicht einzig und allein auf dem Schulgelde, indem einerseits die Gesamt-Gemeinde, welche auch das Schulhaus und die allgemeinen Lehrmittel beschafft, durch das sog. Normalgehalt (66⅔ Thlr. und mehr) mit beisteuert, und andrerseits eine Reihe von Nebenquellen das Einkommen vermehren helfen z. B. das sog. Brandgeld, Schreibgeld, Eintrittsgeld, Neujahrsgeld, Examenopfer u. s. w. (In denjenigen Gemeinden, wo die Fabrikarbeiter und Tagelöhner überhand nehmen, wird es freilich immer mehr rätlich, ja notwendig, das Schulgeld herunterzusetzen und das Normalgehalt in demselben Verhältnis zu erhöhen.)

An diesen Fundamentalstücken der bergischen[1]) Schulordnung tritt, wie uns dünkt, die Familienhaftigkeit in dem Charakter der Schulen deutlich hervor; nicht minder lassen sie schon erkennen, wie die Beziehungen zu der Kirche, dem Staate und dem socialen Leben volkstümlich-naturwüchsig geregelt sind. Im Laufe der Zeit hat man jedoch an einzelnen Orten, namentlich in Mittelstädten, die einen industriellen Aufschwung nahmen, die Schulanstalten in dieser oder jener Hinsicht nach anderm Muster ausgebaut, oder zeit- und industriegemäß umgeformt z. B. in Lennep, Mülheim a. d. Ruhr, Duisburg, Langenberg, Kronenberg, Ruhrort, Mörs, Wesel u. s. w. in jüngster

[1]) Der Kürze wegen sagen wir zuweilen schlechthin „bergisch", wiewohl diese Bezeichnung nicht ganz genau ist, da einerseits die andern niederrheinischen Distrikte, namentlich das Jülichsche, mehr oder weniger in der Schuleinrichtung mit dem Bergischen übereinstimmen, und andrerseits das zum Regierungsbezirk Köln gehörige Oberbergische zwei Hauptstücke derselben — das Gehülfenwesen und das Schulgeld — verloren hat.

Zeit noch in Solingen und Velbert. Merkenswert ist daneben, daß die beiden größten, und in Ansehung des kirchlichen Lebens bedeutendsten bergischen Städte, Elberfeld und Barmen, an der historischen Schuleinrichtung festgehalten haben; Barmen freilich noch konsequenter als Elberfeld.

Diese vereinzelten Umformungen der hergebrachten Schulgestalt bilden unstreitig ein gewichtiges Stück in der Geschichte des heimatlichen Schulwesens. Wir dürfen auch wohl annehmen, daß sie niemals ganz glatt und leicht sich vollzogen haben, und daß jemand, der solchen Vorgängen nahe gestanden hat, viel Interessantes und Nützliches davon erzählen könnte.

Sollte einer unserer Leser in dieser günstigen Lage sein, so wolle er sich dringend bitten lassen, solche Beiträge zur Geschichte des bergischen (niederrheinischen) Schullebens nicht zurückzuhalten. Unter den historischen Mitteilungen aus der neuern Zeit legen wir auf diese besondern Wert.

Keine der deutschen Schulordnungen stellt den Lehrer so frei und selbständig, oder vielmehr: fordert von ihm eine solche Selbständigkeit im Urteilen und Handeln, bindet ihn dagegen auch wiederum durch vielfache Bande so fest an seine Hauptaufgabe, wie die bergische. Möchten wir Lehrer doch mit allen Kräften dahin trachten, immer mehr nach Charakter, Persönlichkeit und Bildung in diese wahrhaft großartige Schulverfassung hineinzuwachsen, damit einst die heimatliche Schulgeschichte nicht zeugen müßte: dies Geschlecht war zu klein für seine Stellung und Aufgabe; durch seine Schuld ist das teure Erbgut der volkstümlichen, familienhaften Schuleinrichtung verloren gegangen! —

Der dritte Wunsch geht etwas höher hinauf, an die Lehrer der Lehrer. Oben wurde gesagt, das Bedauerlichste hinsichtlich der mangelnden Geschichte des landschaftlich-heimatlichen Schulwesens bestände darin, daß dieser Mangel von den Lehrern selbst nicht schmerzlich gefühlt werde. Damit aber diese gerechte Klage nicht wie eine ungerechte Anklage aussehe, muß andrerseits daran erinnert werden: „Wie sollen sie glauben, davon sie nichts gehöret haben? wie sollen sie hören ohne Predigt?" Wo in aller Welt wird den angehenden Lehrern gesagt, daß auch die Geschichte des Schulwesens zu wissen ihnen nützlich und dienlich sei? Wo giebt es ein Seminar, auf dessen Lektionsplan auch die Rubrik: „Geschichte und Verfassung des heimatlichen Schulwesens" zu finden wäre? Selbst in dem so musterhaft eingerichteten und so sachverständig geleiteten Seminar in Osnabrück, wo vieles zu sehen ist, was man andern Orts vergeblich sucht, ließ uns der Lehrplan diesen Gegenstand schmerzlich vermissen. Wie

auch das Preußische Seminar-Regulativ, welches doch auf historischem Boden stehen und historisch-konservativen Sinn pflegen will, dieses bedeutsamen Lehrfaches mit keiner Silbe erwähnt, würde verwunderlich sein, wenn es nicht zugleich durch anderes, namentlich durch den Umstand, daß das Regulativ für alle Provinzen und Landschaften, für Masuren, Brandenburger, Rheinländer u. s. w. mustergültig sein soll, wiederum erklärlich wäre. — Es mag nützlich sein, daß ein preußischer Seminarist neben der neuern preußischen auch etwas von der altbrandenburgischen Staatsgeschichte wisse; auch wird es nicht schaden, wenn ein niederrheinischer in der Geschichte der Länder Jülich-Cleve-Berg nicht ganz unbewandert ist; — nützlicher und dienlicher aber als beides schätzen wir es, daß der angehende Lehrer wisse, wie das ihm am nächsten liegende heimatliche Schulwesen jetzt geordnet und beschaffen und auf welchem historischen Wege es zu dieser Ordnung und Beschaffenheit gekommen ist.

Darum lautet unser dritter und letzter Wunsch: in dem Lehrkursus der Seminarien möge auch der „Geschichte des (heimatlichen) Schulwesens ein angemessener Raum bewilligt werden.“[1])

Wir erwarten nicht, daß jemand hier den Einwand erhebe, dieser Vorschlag nähme sich bei dem beklagten Mangel einer Schulgeschichte fast so aus, wie der, einer solle sich an seinem eigenen Schopfe in die Höhe ziehen; wir halten es darum auch nicht für nötig, ausführlich darauf einzugehen. Ein Seminarlehrer, der sich des Gegenstandes annehmen will, kann auch jetzt schon aus der Geschichte des Schulwesens leichtlich mehr wissen, als in den derzeitigen Seminarien zu lehren nötig und möglich ist.

Anmerkung 1. Unter dem 20. Dezember 1803 setzte Kurfürst Maximilian Joseph eine schon drei Jahre vorher für Bayern erlassene Verordnung auch für das Herzogtum Berg in Kraft, wonach bestimmt wurde: „daß bei einer jeden Verteilung der Gemeingründe und zwar jeder Art, derjenigen Schule, zu welcher die Kinder der verteilenden Gemeinde gewiesen sind, der verhältnismäßige Anteil eingeräumt werden soll.“

In der freilich zunächst für Altbayern berechneten Motivierung jenes Erlasses ist eine Stelle zu charakteristisch, als daß sie vergessen werden dürfte. Sie lautet:

„Wenn Wir durch diese Verordnung den Schullehrer — bisher meistens der erste Bettler des Dorfes — als ein wesentliches

---

[1]) Dieser Wunsch liegt uns um so mehr an, als er ein langgehegter ist. Schon in unsere Jugendträume war er verwebt. Wir denken dabei an den Aufsatz in Nr. 16 der Schulchronik 1847: „Etwas über Seminarbildung von einem ehemaligen Seminaristen.“ — (Vgl. oben S. 70 ff.)

Gemeindeglied bezeichnen, und die Ausübung seiner Pflicht mit demselben Rechte auf die Gemeindenutzungen, welches selbst der untersten Beschäftigung nicht abgesprochen wird, ehren wollen; wenn durch die Qualifikation dieses Anteils — indem er nicht dem Schullehrer als das Eigentum eines Privatmannes, sondern der Schule als perpetuierlicher Unterhaltsteil des jedesmaligen Lehrers überwiesen wird — die Gemeinde keinen Realitätsverlust erleidet; wenn es endlich von dieser Teilnahme sich erwarten läßt, daß sie den Schullehrer allmählich mit ökonomischen Kenntnissen vertraut und dadurch fähig mache, in Verbindung mit einem gebildeten Pfarrer an den Unterricht der Primärschule auch die landeswirtschaftlichen Belehrungen und Erfahrungen anzureihen und dadurch der jungen Generation Mittel und Mut zu verleihen, das natürliche Produktionsfeld der Nation der Unwissenheit, den Vorurteilen und dem Zufall endlich zu entreißen; so versehen Wir uns sowohl zu Unsern Schullehrern als Landesgemeinden, daß jene die ihnen eingeräumten Vorteile zum Staatsgewinn veredeln und diese Unsere reine Absicht für die doppelte Kultur der Menschen und der Erde nicht undankbar verkennen werden." (München, den 4. April 1806.)

Infolge des Preßburger Friedens mußte Maximilian Joseph, den 1. Januar 1806 in München zum König von Bayern proklamiert, unter dem 15. März desselben Jahres von seinem Herzogtum Berg Abschied nehmen und es dem Prinzen und Großadmiral von Frankreich, Joachim Murat überlassen, welcher es — wie er in der Rede an die bergischen Landstände am 1. April 1806 sagte — „nach der Wahl des großen Mannes, der die Welt in Erstaunen setzt, in Besitz und die Verbindlichkeit auf sich nahm, seine Unterthanen glücklich zu machen." — (Siehe Altgelts Gesetzsammlung, 2. Aufl. S. 6 und 24.)

Anmerkung 2. Prüfungen durch Gemeindevertreter hatten damals einen guten Sinn. Weil keine allgemeinen Lehrerbildungsanstalten, nicht einmal allgemeinere kirchliche oder staatliche Prüfungskommissionen bestanden, die Lehrer also stets nur Privatzeugnisse vorzeigen konnten, so mußten sich die Gemeinden selbst zu helfen suchen. Daher schreiben sich die noch jetzt im Bergischen vielfach vorkommenden sog. „Proben". (Für Leser, die von diesen „Proben" nie gehört haben, sei hier bemerkt: die Kandidaten, welche sich zu einer vakanten Lehrerstelle gemeldet haben, werden von dem Wahlkollegium auf einen bestimmten Tag in die betreffende Schule beschieden, um eine 1—2-stündige Unterrichtsprobe — gewöhnlich biblische Geschichte, Rechnen und „deutsche Sprache" umfassend — vor der versammelten Schulgemeinde abzulegen.) — Diese „Proben" — der Überrest jener Prüfungen — haben auch jetzt noch nicht allen Sinn verloren; sie stehen aber dem Besseren im Wege, und sollten daher von Rechts wegen

längst beseitigt sein. Über ihren Zweck pflegt sich der gemeine Mann so auszusprechen: Aus den Seminarzeugnissen läßt sich zwar ersehen, wie es mit der allgemeinen Bildung der Kandidaten steht; aber wir wollen auch gern wissen, wie sie zu unterrichten und überhaupt mit Kindern umzugehen verstehen. — Es ist aber begreiflich — und nachdenksame Leute haben es auch längst begriffen — daß dieser gute Zweck sich weit besser durch einen Besuch in der eigenen Schule des Kandidaten erreichen läßt; daß ferner bei jenen „Proben" stille, bescheidene und der Flunkerei abgeneigte junge Schulmänner von dem Wahlkollegium leicht übersehen oder unterschätzt werden, während oberflächliche, aber dreistere Naturen durch allerlei pädagogische Kunststücke sich augenfällig bemerkbar zu machen wissen; und endlich, daß durch diese „Proben" das Urteil der Schulgemeinden über die ersten Erfordernisse zu einer gesegneten Wirksamkeit, nämlich eine gediegene, gesalzene Persönlichkeit und ausharrende Treue im kleinen, irre geleitet und der Blick immer wieder auf äußere Manieren und Kunststücke hingelenkt wird. Einsichtige Pfarrer und Schulpfleger haben daher stets sich bemüht, die Wahlmänner willig zu machen, die Lehrer in ihrer eigenen Schule zu besuchen — und meistens mit gutem Erfolge. Manche Wähler sind auch durch eigene Erfahrung zu der bessern Einsicht gelangt. Leider kommen aber auch immer noch Fälle vor, wo diejenigen, welche von Amts wegen das Urteil der Wahlkollegien auf den rechten Weg leiten sollten — wir meinen die Pastoren und Bürgermeister — es geradezu irre leiten und die Leute bereden, an den hergebrachten „Proben" festzuhalten, ja sogar die Lehrer, welche sich zu solchen Probelektionen nicht verstehen wollen, als „hochmütig" zu verdächtigen suchen. Es ist allerdings bequemer für die Wähler, die Lehrer zu sich kommen zu lassen, als zu ihnen hinzugehen. Wo aber so viel auf dem Spiele steht, wie bei einer Lehrerwahl, sollte eine kleine Unbequemlichkeit nicht in Betracht kommen. Nach unserer Erfahrung kann man daraus, ob eine Gemeinde und ihre Leiter die alten Probelektionen fordern oder nicht, einen ganz sichern Schluß machen, wie es dort mit dem Interesse an der Schule und mit der Einsicht in ihr innerstes Leben bestellt ist.

Wie sehr wir nun wünschen, daß das „Proben" — dieser häßliche bergische Schulzopf — endlich beseitigt werde, so würden wir doch nicht dazu raten, ihn mit dem Schwert des Gesetzes abzuthun. Viel besser wäre es, wenn er allmählich zusammenschrumpfte und abstürbe. Dazu können namentlich die Pfarrer und Schulpfleger viel beitragen. Das Hauptbeschwernis müssen freilich die Lehrer selbst auf ihre Schultern nehmen; denn wer sich nicht selbst helfen will, ist auch nicht wert, daß ihm geholfen werde.

Wenn die Kennzeichen einer guten Schule und eines guten Lehrers auch einmal denjenigen Pfarrern klar werden, welche bisher noch darüber im Dunkeln waren, und durch diese ihren Gemeinden; wenn dann ferner der Kern des Lehrerstandes sich ermannt und die Probereien denen überläßt, welche um jeden Preis eine Stelle haben wollen, so wird der bergische Schulzopf so gewiß zusammenschrumpfen und verschwinden, als die Froschlarve ihren Schwanz verliert, wenn die besseren, höheren Bewegungsorgane sich zu bilden anfangen. Irren wir nicht, so gewinnt im Lehrerstande der bessere, edlere Sinn immer mehr Raum. Vor kurzem haben z. B. bei einer Vakanz im Kreise Lennep die zur „Probe" berufenen drei Kandidaten diese Zumutung entschieden abgelehnt. Daß nun auch keiner von ihnen die Mehrzahl der Stimmen erhielt, läßt sich unschwer begreifen. Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fiedelbogen an den Kopf.

Auf dem Gebiet des Familienlebens weiß der halbwegs Verständige, daß ein Mann, der eine brave Frau wünscht, sie nicht aus dem Personal wählt, das sich auf Wegen und Stegen zur Schau stellt; desgleichen, daß eine Jungfrau, die auf einen würdigen Mann Anspruch machen darf, sich suchen läßt. Möchte diese Wahrheit auch auf dem Schulgebiet immer mehr treue Freunde und entschiedene Bekenner finden.

Anmerkung 3. Wem galt eigentlich die bedeutsame Ceremonie mit dem Kirchenschlüssel[1]) — dem Küster oder dem Schulmeister? Ohne Zweifel zunächst dem Küster. Aber der Lehrer mußte sie doch mitmachen? Freilich, und das von Rechts und Billigkeits wegen. Er ging ja bei jenem zu Tische, teilte mit ihm die guten Tage, wie hätte er sich der bösen weigern dürfen!

Es wolle uns nun niemand so verstehen, als ob hier einer unbedingten Trennung der Küsterei und des Lehreramtes das Wort geredet werden sollte. Wir müssen zwar gestehen, daß wir zur Schwärmerei für die absonderliche Heiligkeit und Herrlichkeit des Küsterdienstes so gut wie gar keine Anlagen haben; wenn uns aber einmal dieser Dienst übertragen wäre, so würden wir ihn so zu besorgen trachten, wie es vor Gott und Menschen recht und der eigenen Seele heilsam ist. Was wir hier anregen wollten, ist, daß die sog. Küsterfrage mit ein wenig mehr Klarheit und Wahrheit behandelt werde, als bisher an vielen Orten üblich gewesen ist. Dazu gehört unseres Erachtens auch eine Untersuchung darüber, wie die Kirche in alter und neuer Zeit die niedern Kirchendienste gewürdigt und

[1]) Der Lehrer mußte an einem bestimmten Sonntag des Jahres nach beendigtem Gottesdienst den Kirchenschlüssel auf den Altar legen; dann hielt die ganze Gemeinde Gericht über sein Wirken in dem verflossenen Jahre. Schließlich wurde ihm in der Regel der Kirchenschlüssel noch einmal auf ein Jahr mit vielen Ermahnungen anvertraut.

behandelt hat, und wie von Gottes und Rechts wegen das Lehreramt gewürdigt und behandelt werden sollte. Wenn nun in dieser Hinsicht sich eine merkliche Differenz herausstellte: wie dann?

Eine Notiz aus der neuern Zeit wird noch etwas deutlicher machen, was wir im Auge haben, und demjenigen, welcher der Sache nachdenken will, nicht unwillkommen sein. Am Niederrhein kommt es vor, daß der Lehrer, welcher zugleich Organist ist, von der Königlichen Regierung als Lehrer zwar auf Lebenszeit, von der Kirchenbehörde als Organist aber nur auf Kündigung angestellt wird.

Anmerkung 4. Zu Ende ist dieser Gebrauch (des Leichensingens) wohl auch im Bergischen noch nicht überall. Davon weiß man an der Niederwupper eine sonderliche Geschichte aus jüngster Zeit zu erzählen. Wir hoffen, diesen lehrreichen Beitrag zu der neuern Geschichte des bergischen Schulwesens später ausführlich mitteilen zu können. —

Was das Leichensingen selbst betrifft, so hatten sich im Verlauf der Zeit allerdings so mancherlei bedenkliche Übelstände dabei herausgestellt, daß diese Sitte fast zur Unsitte geworden war. Nichtsdestoweniger hat sie auch noch eine gute Seite, und würden wir an unserm Teil da, wo sie noch besteht, zunächst auf eine den Lokalverhältnissen angemessene Reformation dieses alt-christlichen Brauches hinzuwirken suchen, und erst, wenn diese nicht zu ermöglichen wäre, die gänzliche Abschaffung billigen. Die Entwicklung unseres Schulwesens droht — durch Verschuldung des Lehrstandes einerseits und durch Thun und Lassen der staatlichen und kirchlichen Behörden andrerseits — eine so centrifugale Richtung zu nehmen, und sind die Bande zwischen Schule und Familie in manchen Gegenden so vermindert und locker geworden, daß man jedes weitere Reißen nach Kräften verhüten sollte. Freilich geht es in diesem Weltlauf vielfach so: weil man die Mißstände an irgend einem Bestehenden nicht beseitigen will oder nicht zu beseitigen versteht, so kommt es endlich dahin, daß das Ganze mit der Wurzel ausgerissen wird. — Bei dem alten Gebrauch des Leichensingens sind nach unserm Bedünk wirkliche Verbesserungen wohl anzubringen. Zum Beispiel: Statt den Pfarrschullehrer für die ganze Gemeinde zu verpflichten, werde jeder Lehrer für seinen Schulbezirk in Anspruch genommen. Ist der Schulbezirk ungewöhnlich groß und der Kirchhof nicht in der Nähe, so beschränke man sich auf den Gesang am oder im Sterbehause. Wenn eine Ansprache des Pfarrers im Trauerhause nicht üblich ist, so spreche der Lehrer am Sarge inmitten der Trauerversammlung und der anwesenden größeren Schulkinder ein angemessenes Gebet — nach einem bewährten guten Formular. In dieser Weise kann das „Leichensingen“ in den meisten, namentlich ländlichen

Schulbezirken für den Lehrer nicht nur zu keiner gesundheitsgefährlichen Belästigung oder nachteiligen Unterrichtsstörung werden, sondern wird nach verschiedenen Seiten hin — für die Verbindung von Schule und Haus, wie für die teilnehmenden Kinder — einen Segen mit sich bringen, der nicht leicht durch etwas anderes zu ersetzen ist. —

Anmerkung 5. In der historischen Einleitung zu Altgelts Schulgesetzsammlung heißt es in Bezug auf die französische Schulgesetzgebung im Großherzogtum Berg S. 7 u. f.: „Was einen Augenblick Aufsehen machte, war die pomphaft angekündigte neue Organisation des öffentlichen Unterrichts, wonach, laut kaiserlichen Dekrets aus dem Palaste der Tuilerien vom 17. Dezbr. 1811, ganz nach dem französischen Systeme, in Düsseldorf eine Universität und ein Lyceum, und im Großherzogtum zwölf Sekundärschulen erster Klasse, 20 dergleichen zweiter Klasse, und auf jede 80 schulfähige Kinder eine Primärschule eingerichtet werden sollten. — Die §§ 20 und 21 dieses Dekretes, welche von der Primärschule handeln, sind ebenso dürftig als die Artikel 2, 3 und 4 in dem zweiten Teil des Gesetzes vom 11. Floréal des Jahres X der Republik, so daß kein Schulmann die Präcision französischer Legislation in dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts zu rühmen hat. Was aber der Instruktion des kaiserlichen Ministers des Innern vom 21. Juni 1812 eine gewisse Präcision und Vollständigkeit giebt, ist, daß sie die Vorarbeiten der vormals Pfalz-Bayerischen Regierung zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts benutzt hat. — Ehe aber diese an die Maires und Unterpräfekten erlassene Instruktion zur Anwendung gebracht wurde, erfolgte im Jahr 1813/14 die Auflösung des Großherzogtums.“ — —

Einige dieser Verordnungen, namentlich diejenigen, welche auf die Verbesserung der Gehälter gerichtet sind, scheinen doch nach obigen Mitteilungen zur gerechten Freude der Lehrer hin und wieder zur Ausführung gekommen zu sein. Dagegen haben wir aber auch gerechte Ursache uns zu freuen, daß viele Bestimmungen lediglich auf dem Papier geblieben sind. Beispielsweise nennen wir:

1. „Die Lehrer werden von dem Bürgermeister und den Gemeinderäten erwählt.“ (Gesetz vom 11. Floréal X.)
2. „Alle zu Lokalschulfonds gehörigen Kapitalien und Gründe sind zur Kommunalkasse einzuziehen.“ — (Ausgenommen sollen sein: die vorhandenen Schulhäuser; 3/4 berg. Morgen Land, wovon die eine Hälfte zum Garten und die andere zum Spielplatz und zur Anlegung einer Obstbaumschule bestimmt wurde; und so viel Wiesengrund, als die Erhaltung einer Kuh erforderte.) — (Instruktion vom 21. Juni 1812.)

3. „Sobald die Schulbezirke, die Gehälter und die Schulgelder reguliert sind, können seitens der Lehrer von den Schulinteressenten keine Geschenke und Gaben, welchen Namen sie auch bisheran gehabt haben mögen, als verbindliche Entrichtung mehr gefordert werden.“ —

Diese drei Stücke sind zur innerlichen wie äußerlichen Verschlechterung der Schulen schon weitreichend, wie jedermann einsehen sollte — aber leider nicht einsieht. Kann man doch derartige Verschlimmbesserungen im Bergischen und im gesamten deutschen Vaterlande in Menge aufzählen, die nicht von den Franzosen, sondern von deutschen Regierungen veranlaßt, von der evangelischen Kirche stillschweigend gut geheißen, und wohl gar von den Lehrern bewillkommnet worden sind.

Haben nicht die meisten Kirchengemeinden — wir reden zunächst vom Regierungsbezirk Düsseldorf, der Leser mag selbst den Kreis weiter ausdehnen — die Versorgung ihrer sog. herzlieben Tochter den Kommunalgemeinden überlassen? — d. h. weil sie dieselbe nicht anständig versorgen konnten oder wollten, von Rechts wegen überlassen müssen?

Giebt es nicht Schulen, wo ein stadtgemeindliches Kollegium und nicht die Vertretung des Schulbezirks den Lehrer wählt? — Und wenn einmal alle Kommunalbehörden, denen die gesamte Unterhaltung der Schulen obliegt, auf diese Pflicht hin begehrten, auch bei den Lehrerwahlen mehr als bisher mitzuwirken: was für beschwichtigende Gründe will man ihnen entgegenhalten, da eine Anomalie zwischen den Pflichten und Rechten jetzt unleugbar vorhanden ist?

In Ansehung der Nebeneinkünfte kann man es billigen, daß etwaige anstößige Intraden, z. B. der sog. „Umgang“, falls er nämlich für den Pfarrer nicht mehr besteht, beseitigt worden sind. Die Abschaffung auch aller übrigen Nebeneinnahmen z. B. des sog. Brandgeldes, der Schreibgebühren, der Eintritts-, Neujahrs-, Examengeschenke, welche schon weit um sich gegriffen hat und sogar von Lehrern als absonderliche Weisheit gelobt wird, ist bei hellem Lichte besehen, große Thorheit. Ebensowenig vermögen wir darin eine Verbesserung zu erkennen, wenn alle Einzeleinnahmen (also auch das Schulgeld) preisgegeben werden und der Lehrer an deren Stelle ein fixes Gehalt aus dem alleinigen großen Gemeindesäckel erhält. Wir getrauen uns, diese Behauptungen mit Gründen und Zahlen genügend zu beweisen, und hoffen recht bald Raum zu finden, in einem besondern Artikel „über die Unterhaltung der Schulen“ diesen Beweis antreten zu können. Hier nur noch zwei Bemerkungen. Erstlich, die Weisheit auf der Gasse lehrt schon, daß es nicht rätlich ist, alles an einen Nagel zu hängen; und die bergischen Industriellen wissen auch gar wohl, daß diejenigen Wasserwerke — Hämmer, Schleifmühlen &c.

— nicht in der besten Lage sind, welche von einem Bache leben müssen, der nur aus einer, wenn auch reichen Quelle sich nährt. Zum andern: die Lehrer würden wahrscheinlich niemals auf den Wunsch nach fixierten Gehältern gekommen sein, wenn die niedern und höhern Schulbehörden geneigt gewesen wären, die vielen Unannehmlichkeiten, welche sich im Laufe der Zeit an die Einzeleinnahmen, z. B. ans Schulgeld, angehängt haben, nach Möglichkeit beseitigen zu helfen. Schreiber dieses, der monatlich das Schulgeld von ca. 400 Kindern zu erheben hat, kennt die damit verbundenen Verdrießlichkeiten zur Genüge, und wenn er bloß an sich und seine Bequemlichkeit denken wollte oder dürfte, so würde er morgen am Tage eine Fixierung, selbst wenn sie mit einigen Opfern verbunden wäre, freudig begrüßen. Aber im Blick auf die Nachfolger und auf das ganze Schulwesen, und in Hoffnung auf endliche Beseitigung der der Schulgelderhebung anklebenden Übelstände, harret er gern noch eine Weile aus. — Daß übrigens solche Männer, welche aus Interesse für die Schule und aus liebender Sorge um die freudige Wirksamkeit der Lehrer sich für die Fixierung der Gehälter bemüht haben, weil sie in ihrer Lage keine bessere Hülfe zu finden wußten, stets in ehrendem Andenken gehalten werden müssen, braucht wohl kaum ausdrücklich bezeugt zu werden.

Anmerkung 6. Zu Ehren dieses Mannes (Gruner) möge auch noch die schöne Charakterisierung der Art und Weise, wie er in die Entwicklung des bergischen Schulwesens reformatorisch eingegriffen hat, aus der historischen Einleitung in Altgelts „Sammlung“ 2c. hier Platz finden.

Den 15. Juli 1814 erschien schon die General-Gouvernements-Verordnung, welche mit den Dienstvorschriften für Schulpfleger und Schulvorstände zu den bleibenden Verdiensten des Mannes gehört, der mit seinem Feuer deutschen Zornes gegen die Fremden einen Augenblick Land und Leute zu verzehren drohte.“

„In der vorgedachten Verordnung hat Justus Gruner, welcher unterm 1. Juli das General-Gouvernement übernommen hatte, eine Arbeit hinterlassen, die im Gebiete der Schulgesetzgebung ihresgleichen sucht, und deren kleinster Vorzug der nicht ist, daß sie alle Organe des Körpers, den sie bildet, zu beleben weiß, und so wenig mit dem Augenblick abschließt, daß sie vielmehr den aus ihr reifenden Früchten neue Äcker der Aussaat bestellt. Des Streites über die Grenzen der Befugnisse kirchlicher oder bürgerlicher Behörden, Orts- oder Kreisautorität, persönlicher Eigenwirkung oder amtlicher Eigenschaft wird nicht gedacht; wohl aber jeder Stelle die Notwendigkeit der Gliederung klar gemacht, und den persönlichen Einflüssen der Ort gemeinsamen Wirkens angewiesen.“

„Gleich großen Wert verdienen die allgemeinen Ansichten über die Schulpflege, welche der jüngst installierte Schulrat (Schulkommission) unter demselben 15. Juli den Vorstehern des öffentlichen Unterrichts im Herzogtum Berg entwickelte. Die Art, wie in dieser Zuschrift zu den Pfarrern und Lehrern von ihrer Aufgabe in der Schule geredet wird, charakterisiert die eben wiedergewonnene Freiheit von fremdem Joche als eine Verpflichtung zu nationaler Sittlichkeit und Religiosität. Sie will den am höchsten achten, der an der Jugend, ob auch im verborgenen Winkel des Dorfes, in treuer, sich ganz hingebender Sorgfalt das meiste thut, will nicht den Fehlern und Mängeln nachspüren, sondern des Lehrers und des Pfarrers Mut, Lust, Liebe und Freudigkeit erhalten; nicht aus der Furcht, sondern aus dem innern Triebe soll das Beste geboren werden, ein kräftiges, an Leib und Seele starkes Geschlecht zu erziehen."

Die General-Gouvernements-Verordnung von Justus Gruner und die Dienstvorschriften für Schulpfleger und Schulvorstände finden sich in Altgelts Sammlung Abt. I. Nr. 4. a, b; — die allgemeinen Ansichten über die Schulpflege in Beilage IV.

Anmerkung 7. Selbstverständlich zunächst mustergültig in Verbindung mit den hiesigen historisch gewachsenen kirchlichen, socialen und bürgerlichen Verhältnissen. Die bergische Schulordnung mit Haut und Haaren nach Pommern zu verpflanzen, wird nicht minder unrätlich sein, als die pommersche dem niederrheinischen Volke zu oktroyieren. Am bergischen Schulwesen ist noch viel, sehr viel zu bessern und auszubauen, am brandenburgischen, pommerschen 2c. ohne Zweifel nicht minder. Gott gebe dem Mann, welchem er die Leitung unserer preußischen Schule anvertraut hat, zu solchem bessernden Ausbau Weisheit, Kraft und Freudigkeit; aber vor einer allgemeinen „mustergültigen" Schulordnung wolle er uns in Gnaden bewahren! — Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch gestehen, daß ein allgemeines „mustergültiges" Schul-, Präparanden- und Seminar-Regulativ niemals das Ziel unserer Wünsche gewesen ist; und wir meinen allen Ernstes, daß die Konsequenz des Denkens und Wollens in der Durchführung des konservativen Princips dabei auf unserer Seite sei.

2. Der Lehrer im Lokalschulvorstand.

Erstlich. Bei billig denkenden Leuten darf man meines Erachtens in betreff der Schulvorstandsfrage auch mit Ernst an die Billigkeit appellieren; wenigstens nehmen wir für unser heimatliches Schulwesen diesen Grund ausdrücklich in Anspruch, ohne jedoch damit sagen zu wollen, daß er anderswo nicht zutreffend sei.

Die Gewährung von Sitz und Stimme im Schulvorstande halten wir darum für billig, weil der Lehrer mit gutem Recht wünschen kann, daß seine amtliche Stellung mit seiner socialen, oder mit andern Worten: daß die schulregimentliche Schätzung des Lehrerberufs mit der schulgemeindlichen in Einklang stehe; was eben zur Zeit nicht der Fall ist. In seiner amtlichen Stellung rangiert der Lehrer nach der Staatstaxe mit dem Gensdarmen und Polizeidiener; er ist staats-pädagogischer Unteroffizier. Wir vermögen auch nicht abzusehen, wie er nach dem Staatsaugenmaß anders taxiert werden könnte, wenigstens in einem Großstaat, der aus guten Gründen erst für Heer und Diplomatie, dann für Wissenschaft und Kunst, für Verwaltung, Polizei und Kirche, für Gewerbe und die vornehmeren gewerblichen Institute, für Ackerbau und ackerbauliche Institute u. s. w. sorgt, — dem diese Dinge alle weit näher stehen und dem sie darum unter einem größeren Gesichtswinkel erscheinen müssen, als die hinten am Staatshorizonte stehende niedrige Elementarschule. Wenn nun etwelche oder viele Lehrer dort in der Ferne, die absolut „Staatsbeamte“ heißen wollen, sich auf die Zehen stellen, den Kopf in die Höhe strecken, schreien und gestikulieren in der Hoffnung, die Staatshäupter würden sie endlich auch einmal genau beachten und nach ihrer wirklichen Größe würdigen, so kann man ihnen ihr Amüsement gern gönnen; nur wollen sie es unsereinem nicht übel nehmen, wenn er ein solches Gebaren etwas lächerlich findet. Die, welche einmal ohne den Titel „Staatsschulmeister“ nicht mit Erfolg Schule halten können, mögen unsertwegen das Mögliche thun, um die Staatsoberen ein anderes Schätzungsmaß zu lehren. Nach unserer Ansicht bedarf ein rechter Schulmann der besonderen Staatstitel und -Dekorationen nicht. Wir begehren vom Feigenbaum nicht, daß er Trauben trage, beanspruchen auch nichts vom Staate, was er seiner Natur nach nicht leisten kann, also auch keine vollgültige Würdigung des Elementarschuldienstes, der, wie auch der geistliche Kirchendienst, „geistlich gerichtet“ sein will. Wir wünschen nur aus Gerechtigkeits- und Billigkeitsgründen, — welche Gründe auch ein bloßer „Rechtsstaat“ muß würdigen können — daß das aus Staats- und Kirchenmännern bestehende Schulregiment den Schuldienst und den

Schulstand nicht geringer schätze als die Familie und die Schulgemeinde thatsächlich es thun, daß man die Achtung, welche uns die Schularbeit selbst im nächsten Kreise wirklich erworben hat, nicht absichtlich schmälere und beeinträchtige. Wo ein tüchtiger Lehrer in einer Schulgemeinde jahrelang treu und fleißig und mit Erfolg gewirkt hat, — sollte da irgend ein verständiger Familienvater sein, wenn nicht sein Urteil durch Tradition oder anders woher irregeleitet ist, der nicht glaubte, daß der Lehrer in den innern und äußern Angelegenheiten des eigentlichen Schuldienstes ebensogut Bescheid wüßte, als irgend ein anderes Mitglied des Schulvorstandes? Nun sagt aber das Schulregiment: der Lehrer darf nicht Mitglied des Schulvorstandes sein. Welches andere Motiv könnte nun die Schulgemeinde hinter dieser Maßnahme vermuten, als das: man hält den Lehrer *nicht für urteilsfähig*? Denn traute man ihm wirklich die benötigte Einsicht zu, so würde das Gewissen die ehrlichen Schulregenten auch lehren, daß sie es *anerkennen* müssen; und der Verstand würde sie lehren, daß man von einem Kollegium den technischen Rat nur zum Schaden der Sache ausschließt; und wenn sie trotzdem noch Gründe hätten, den Lehrern jüngeren und mittleren Alters den Eintritt in den Schulvorstand zu versagen, so würde doch die Bibel sie weisen, das *Alter* zu ehren, und wenigstens die im Schulamt mit Ehren grau gewordenen Schuldiener honoris causa in jenes Kollegium aufzunehmen.

Durch den Ausschluß vom Schulvorstande wird aber nicht nur das *amtliche Ansehen, welches der Schulstand in den Augen der Familie* hat und nötig hat, geschmälert; sondern auch seine *sociale* Stellung wird dadurch zu der eines pädagogischen Unteroffiziers herabgesetzt. Wir sagen: *herabgesetzt*, — denn die Schulgemeinde würdigt den Lehrerberuf in Wahrheit anders. Es mag wohl sein, daß mancher Staatsmann die Kluft zwischen der bisherigen Schätzung des preußischen Lehrerstandes von seiten des Staates und der Kirche und der von seiten der Schulgemeinde und Familie noch nie beachtet hat; zumal sogar vielen Schulmeistern darüber die Augen noch nicht aufgegangen sind. Und doch läßt sich die Sache schon an einem einzigen Beispiel klar machen. Ein Unteroffizier oder Polizeidiener brauchte in unserer Gegend nur den Versuch zu machen, in den wohlstehenden Bauern-, Bürger- und Pfarrhäusern, woher eine gute Anzahl von Lehrerfrauen stammt, ebenfalls um die Hand einer Tochter zu werben, so würde der Unterschied zwischen einem militärischen und pädagogischen Unteroffizier oder zwischen einem Polizei- und Schuldiener handgreiflich genug zu Tage treten. —

Also, damit das staatlich-kirchliche Schulregiment dem Schuldienste nicht

die Achtung beeinträchtige, welche die treue Arbeit würdiger Schulmänner ihm bei der Familie und der Schulgemeinde erworben hat: darum wünschen wir, daß dem Lehrer die Mitgliedschaft des Schulvorstandes nicht länger versagt werde. Freilich würde dadurch der Unterschied zwischen der staatlich-kirchlichen und der socialen Stellung des Lehrerstandes noch nicht ganz ausgeglichen; aber es wäre doch ein Beitrag dazu.

Ist die sociale Stellung des Elementarlehrers in andern Gegenden des preuß. Staates eine andere; ist es wirklich ein volkstümliches Urteil, wenn jener adelige Abgeordnete in einer Fraktionssitzung der liberalen (!) Partei mit Entrüstung ausrief: „Ich begreife nicht, wie man mir zumuten kann, mit meinem Schulmeister in einem Kollegium zu sitzen," so haben wir darüber einstweilen nichts zu sagen. Ein solches Volkstum kennt man hierzulande nicht. Aber ist es dann nicht mehr als billig, daß die Schulgesetzgebung und das Schulregiment zwischen jener und unserer Gegend einen Unterschied mache, und, wie es in Preußen Tradition und Recht ist, „jedem das Seine" gebe?

Zweitens. In einer Rede des Herrn Kultusministers von Bethmann-Hollweg im Abgeordnetenhause am 10. Mai 1860 heißt es: „Durch die Instruktion vom 26. Juni 1811 ist Vorsorge getroffen, daß technische Elemente, also Mitglieder des Lehrerstandes, in den städtischen Schuldeputationen oder Kommissionen ihre angemessene Stelle finden, — — um mit ihrem technischen Urteile und mit ihrer entscheidenden Stimme zu Beschlüssen der Schuldeputation mitzuwirken." — Schreiber dieses weiß nicht, ob in den Gegenden, wo jene Instruktion gilt, jemand bisher daraus gelesen hat, daß auch Elementarlehrer in eine Schuldeputation gewählt werden können, wiewohl sie nach dem Wortlaut allerdings nicht ausgeschlossen sind. Nach der sechzehn Jahre später erschienenen Instruktion für den Regierungsbezirk Düsseldorf sind sie unstreitig ausgeschlossen; die hiesigen Gemeinden sind instruiret, die technischen Elemente für die Elementarschul-Kommissionen nur in den Pfarrern und Direktoren der höheren Schulen zu sehen. Was soll man nun sagen? Ist auch der Herr Minister noch der Meinung, daß die letztgenannten Personen die einzig befähigten technischen Elemente seien? oder ist ihm die Lage der Sache z. B. im Regierungsbezirk Düsseldorf unbekannt gewesen?

Doch halten wir uns an die Frage selbst: wer denn mit Fug und Recht als befähigtes technisches Element in einem Kollegium für Elementarschulsachen angesehen werden dürfe? Darauf kann unsere Antwort sehr kurz sein. Wir haben alle Achtung vor der wissenschaftlichen und beruflichen Qualifikation der Pfarrer und der Direktoren der höheren Schulen, und möchten ihren Beirat auch in städtischen Elementarschulangelegenheiten

nicht entbehren. Wenn man uns aber aufreden will, daß jene Männer den technischen Beirat eines praktischen Elementarschullehrers vollständig ersetzten oder wohl gar die einzig befähigten technischen Elemente seien, so werden wir es nicht glauben; wenigstens nicht eher, bis man uns aus Vernunft und Erfahrung beweist, daß der gesunde Menschenverstand im Irrtum sei, welcher neben dem Rasier- und Federmesser auch noch ein Brotmesser für nötig erachtet, und daß jene nicht nur den Dienst des letztern vollständig vertreten können, sondern ihnen sogar allein die technische Befähigung zum Schneiden beiwohne.

Übrigens dürfen wir zur Freude der Leser ein Beispiel aus unserer Heimat erzählen, wonach auch noch andere Leute über jenes staatsschulregimentliche Dogma denken, wie wir. Die gleichgesinnten Kollegen mögen sich dieses Exempel zu nutze zu machen suchen!! „Beispiel thut oft mehr als die beste Lehr."

Hier in Barmen besteht, wie in allen größeren rheinischen Städten, eine Schul-Kommission, die in der obenbezeichneten Weise zusammengesetzt ist. Der Präses derselben, Herr Oberbürgermeister Bredt, hatte schon nicht gar lange nach dem Antritte seines Amtes die Überzeugung gewonnen, daß auch inmitten des Elementarschulstandes ein Maß von technischer Einsicht vorhanden sei, welches die städtische Schulverwaltung nicht unbenutzt lassen dürfe. Da aber die gesetzlichen Bestimmungen und lokale Umstände dem Eintritt von Elementarlehrern in die Schulkommission im Wege standen, so schlug er den guten Ausweg ein, die Hauptlehrer sämtlicher Schulen zu einer Konferenz unter seinem Vorsitz zu versammeln, um bei wichtigen Vorlagen für die Schulkommission z. B. bei Schulbauten, Anschaffung von Lehrmitteln u. s. w. vorher ein gutachtliches Urteil aus der Schulpraxis zu hören. Diese Veranstaltung hat unsern Schulen schon vortreffliche Dienste geleistet, insbesondere aber auch ein Vertrauensverhältnis zwischen den Lehrern und der Lokalschulbehörde angebahnt, wie es selten angetroffen werden dürfte. Bei minder wichtigen Angelegenheiten tritt statt des gesamten Hauptlehrer-Kollegiums ein aus ihrer Mitte gewählter Ausschuß mit dem Herrn Oberbürgermeister zusammen.

Die Leser werden sich schon selbst sagen, daß diese Versammlungen da, wo die Lehrer bei den betreffenden Schulvorgesetzten Vertrauen genießen, eine viel größere Tragweite haben, als ein paar isolierte Stimmen aus dem Schulstande in einem großen Schuldeputations-Kollegium, wenngleich diese Stimmen in anderm Betracht auch von Wichtigkeit sind. Wie vielen Übelständen würden die Schulbehörden auf die Spur kommen und ihnen abhelfen können, wenn diese von einem geradsinnigen Juristen erdachte Barmer Einrichtung in allen Städten und ländlichen Inspektions-

kreisen Eingang fände, oder wenn gar die Bezirksregierungen resp. die Schulräte in gleichem Sinne je und dann einen kleinen Ausschuß von Lehrern und Schulinspektoren um sich versammelten! — Für die landwirtschaftlichen und kommerziellen Angelegenheiten haben die betreffenden Ministerien längst das Bedürfnis eines solchen Beirates gefühlt und demgemäß dort das Landes-Ökonomiekollegium und hier die Handelskammern ins Leben gerufen. Auf kirchlichem Gebiet stehen in den westlichen preußischen Provinzen seit langem die Synoden dem Kirchenregiment zur Seite. In den östlichen Provinzen fängt man jetzt auch an, sie anzubahnen; freilich sträuben sich dort viele „Sakristokraten“ dagegen, wie auch die „Büreaukraten“ von jeher sich gegen eine freiere Kommunal-, Provinzial- und Landes-Verfassung gesträubt haben. Es wird wohl noch viel Wasser den Rhein hinabfließen müssen, bis man auch in den deutschen Schulverwaltungsstuben einer frischeren, belebenden Luft Zutritt gestattet. Aber wir sind der guten Zuversicht, über kurz oder lang wird auch die Schule an die Reihe kommen. Freilich nicht mit amtlichen großen „Schultagen“ oder sog. „deutschen Lehrerversammlungen“ neben einem großen Kirchen-, Land- und Bundestage. Den Aberglauben an die Unfehlbarkeit der Massenversammlungen und Majoritäten wird uns hoffentlich niemand zutrauen. Wir haben vielmehr den „schönen Morgen“ im Sinn, wo man neben jeder Instanz des Schulregiments ein kleines Kollegium von Sachverständigen zu jeweiligen gutachtlichen Beratungen vereinigt sehen wird; ohne jedoch irgend etwas ausschließen zu wollen, was sonst noch den deutschen Schulstand zu seinem Dienst für Erd- und Himmelreich innerlich oder äußerlich tauglicher machen kann.

Was den Anbruch dieser bessern Schul-Zukunft jetzt noch aufhält, ist nicht das Wetter oder der Kaiser Napoleon, auch nicht die „Reaktion“ oder das „Pfaffentum“, wie man da und dort redet, sondern hauptsächlich der Lehrerstand selbst. Ist es nicht so, daß gerade diejenigen, welche gern aus vollem Halse: Fortschritt! Fortschritt! schreien, mitunter an sich selbst einen so selbstgenüglichen, selbstgefälligen pharisäischen „Stillstand“, und dem geschmäheten „Pfaffentum“ gegenüber ein solch jämmerliches „Schulmeistertum“ darstellen, daß einem bei dessen Anblick Ekel und Erbrechen ankommen sollte? Diesterweg hatte wohl recht, wenn er einmal im Zorn ausrief: Emancipiert euch erst von den schofelen Gesinnungen und dann sprecht von „Emancipation der Schule“. — Doch versparen wir eine Untersuchung über die pathologischen Erscheinungen im Schulstande für eine andere Gelegenheit! Richten wir vielmehr unsern Blick auf die Anzeichen einer erfreulichern Zukunft! Es giebt auch einen Kern im Lehrerstande, der mit Ernst danach trachtet, an Weisheit, Mannhaftigkeit

und Gnade bei Gott und den Menschen zuzunehmen. Dieser, aber auch nur dieser, nichts anders ist uns die Bürgschaft dafür, daß einmal eine Zeit kommt, wo auch den Elementarlehrern gestattet sein wird, in allen Angelegenheiten ihres Dienstes einen Kopf und einen Mund zu haben, und wo nur der für unmündig gelten wird, der es in Wahrheit auch ist.

---

3. Zur Pathologie des Schulwesens.

I.

Vorbemerkung. Bei der im Evangelischen Schulblatt 1866, Heft 12 mitgeteilten neuen Anordnung des Inhaltes unseres Blattes wird vermutlich dem Leser aufgefallen sein, daß hinfort neben der Rubrik für litterarische Kritik (III) auch unter IV eine besondere Abteilung für die Kritik der scholastischen Verhältnisse und Zustände bestehen soll. Da dies eine ungebräuchliche Einrichtung ist, so wird eine Erklärung und Rechtfertigung vorausgeschickt werden müssen. Der Sache nach sind solche Beiträge im Evangelischen Schulblatte nichts Neues. Sie kamen bisher in den Abteilungen I und II neben anderem mit vor, was auch in Zukunft teilweise geschehen wird, indem Berichte oder Untersuchungen aus der Pädagogik, Didaktik und Scholastik stets mehr oder weniger eine Kritik des Bestehenden mit einschließen. Was den Herausgeber bewogen hat, für gewisse Mitteilungen kritischer Art eine besondere Rubrik offen zu halten, ist folgendes:

Die medizinische Wissenschaft teilt sich bekanntlich in Pathologie (Krankheitskunde) und Therapie (Heilkunde); und in der Christenlehre machen die Theologen eine ähnliche Einteilung: Gesetz und Evangelium, — Buße und Glaube. Für besondere Zwecke ist auf allen praktischen Gebieten, wo es gilt, Übelstände zu beseitigen und gesunden Wohlstand zu erringen, wenn auch nicht eine solche förmliche Einteilung, so doch eine derartige doppelte Betrachtungsweise zulässig, — mithin auch auf dem pädagogischen. Bekanntlich empfiehlt die erste These des ersten Lutheraners vom Jahre 1517 allen Christen „stete, unaufhörliche Buße“. Für gewöhnlich versteht man diese Mahnung vorwiegend nur vom persönlichen Leben und Befinden. Mit Unrecht. Alle menschlichen Verhältnisse, auch die gesellschaftlichen, bedürfen der „steten, unaufhörlichen Buße“ in gleichem Maße, und müssen sich daher die Vermahnung dazu auch vorhalten lassen, und das um so mehr, als es bekanntlich bei Personen und Dingen von alters her mit der wirklichen Besserung seine eigentümlichen

Haken hat. Unsere IV. Abteilung „zur Pathologie des Schulwesens" soll daher zunächst gleichsam eine praktische Auslegung der ersten lutherischen These, eine handgreifliche Erinnerung zur pädagogischen Buße sein. Mich dünkt auch, andere öffentliche Blätter, namentlich die kirchlichen, dürften diese Einrichtung ihres Katechismus getrost nachahmen, da die „Kirchenbuße" und die „Buße der Kirche" zwei sehr verschiedene und ungleichmäßig behandelte Dinge, aber nach „reiner" evangelischer Lehre gleich notwendig sind.

Zweitens. Indem nun in Abteilung IV die pathologischen Erscheinungen, die Gebrechen und Schäden z. B. an den Schulanstalten — also hinsichtlich der äußeren Einrichtung wie hinsichtlich der innern, der Klassen und Abteilungen, der Leitung u. s. w. — sodann im Schulregiment — also in der organischen Gesetzgebung wie in der Leitung und Aufsicht des Schulwesens — zu beleuchten sind, geht aber die Absicht keineswegs dahin, den Schulstand zum Kehren vor anderer Thüren anzuregen, während der Schmutz vor der eigenen Thür liegen bleibt. Im Gegenteil. Darum stehen und gehen voran — vgl. die Inhaltsübersicht — die pathologischen Symptome im Schulstande selbst, in seiner Gesinnung, Haltung, Ausrüstung und in allem, was ihm befohlen ist: Die Ausbeutung der pädagogischen Hülfswissenschaften, die Fortbildung der Pädagogik und Didaktik, die Aufspürung zweckmäßiger Lehrmittel u. s. w. Wenn König Friedrich Wilhelm III. einst sagte: „Die Kunst blüht oder verfällt zunächst durch die Künstler, und die Kirche durch die Geistlichen," — so darf man auch hinzufügen: „Die Schule blüht und verfällt zunächst durch die Lehrer." Das Evangelische Schulblatt hat je und je nicht versäumt darauf hinzuweisen, wo in den schulanstaltlichen Einrichtungen, oder in der Verfassung und Leitung des Schulwesens etwas gebessert werden kann; aber es ist dem Herausgeber nie wohl zu Mute gewesen, wenn nicht zu gleicher Zeit und in gleichem Maße auch die im Schulstande selbst vorliegenden Gebrechen und Schäden ans Licht gezogen wurden. Und in der That, unser Stand hat vor seiner Thür noch viel zu fegen. Im großen und ganzen ist seine Haltung noch lange nicht so würdig, wie es die Würde des Amtes erfordert. Ich erinnere nur an die wiederholt vorgekommenen Berichte, wonach ganze große Konferenzen, wenn just der Schulinspektor ausblieb, ihre mit Diäten bezahlte Zeit nicht besser als mit Kartenspiel und Kegelschieben zu verbringen wußten. Und wie steht es um die pädagogische und wissenschaftliche Ausrüstung und Fortbildung? Wie lautete das Urteil eines Schulrates (im Schlußheft des Evang. Schulbl. 1866) über die Befähigung vieler seiner Lehrer zum freien Erzählen der biblischen Geschichten? Wie viele Lehrer,

junge und alte, mag es geben, die nicht einmal imstande sind, ich will nicht sagen einen druckfähigen, sondern nur einen vorlesenswerten Aufsatz zu schreiben, und doch mit voller Gemüts- und Gewissensruhe auf ihren Hefen liegen bleiben, oder gar in ihren Augen herrlich fortzuschreiten vermeinen, wenn sie mit 2 Thlrn. auf die „Gartenlaube“ abonnieren? Und dann die Urteils- und Geschmacklosigkeit, die sich in der Beurteilung der Leistungen anderer breit macht? In Lehrerversammlungen habe ich Aufsätze vorlesen hören, in denen der logische Gedankengang sich ausnahm wie die Sprünge eines Böckleins, das zuerst aus dem Stalle kommt, — die keine einzige neue Idee, aber desto mehr alte, hochstelzige Phrasen und Stichworte boten: nichtsdestoweniger hörte ein gut Teil der Anwesenden andächtig zu und wußte hinterher die „geistreiche“ Arbeit nicht laut genug zu rühmen. Hätte man diesen Leuten eine wirklich gediegene Abhandlung vorgetragen, so würden sie gemeint haben, etwas Alltägliches zu vernehmen und würden vielleicht unter dem Hören vor Langeweile eingeschlafen sein. Und wo es gilt, sei es in einem ganzen Lande oder in einem kleinen Distrikt, etwas wahrhaft Gutes und Neues in Gang zu bringen: wie müssen da oft die Männer, welche solches versuchen, nur zu bald fühlen, daß die große, schwerfällige Masse sich dem Fortschritt wie ein Bleiklumpen anhängt, dessen Gewicht auch den rüstigsten Kämpfer endlich erlahmen läßt! Kurz, um von dem Wichtigsten nicht einmal zu reden, — der Lehrerstand hat in seiner Mitte in der That noch viel zu richten und zu schlichten, wenn er zu einem freien, fröhlichen Fortschreiten gelangen will. In dem Maße aber, wie er St. Petri Rat befolgt, „das Gericht muß zuerst am Hause Gottes selbst beginnen,“ in dem Maße wird er auch mit gutem Gewissen und mit Erfolg diejenigen Schäden des Schulwesens zur Sprache bringen können, deren Besserung andern befohlen ist. Darum — um jedermann vor die Augen zu legen, daß das Evangelische Schulblatt nach beiden Seiten hin seine Schuldigkeit zu thun willens ist, sollen die pathologischen Beiträge an gesonderter Stelle stehen.

Drittens. Neben etlichen pädagogischen Zeitschriften, welche sich mit der Kritik der bevorstehenden Einrichtungen und Ordnungen im Schulwesen viel, zum Teil sehr viel befassen, giebt es auch solche — zumal preußische, aber auch süddeutsche — die Jahrzehnte und wieder Jahrzehnte ins Land gehen lassen und doch niemals Zeit finden, auch einmal nachzufragen, ob und wo dem Lehrerstande der Schuh drückt; — die am Schulstande viel zu rechten und zu richten wissen, aber niemals den Leser ahnen lassen, daß es beim Schulregiment ebenfalls etwas zu rechten und zu richten gäbe. Der Herausgeber möchte glauben, daß dieses parteiische Schweigen nicht

minder unheilvoll ist als die unzufriedene Kritik. So viel ihm bewußt, hat er auf seinen schriftstellerischen Wegen keine Saat der Unzufriedenheit ausgestreut, aber auch sein Gewissen nicht durch Schweigen belasten mögen, wo Reden ihm Pflicht schien. In letzterer Beziehung mußte indes das Schulblatt neben den andern pädagogischen Zeitschriften, mit denen es sonst im wesentlichen dieselbe Richtung verfolgt, während seines zehnjährigen Laufes sich sehr einsam und ausgesondert fühlen. Soll das nun auch hinfort sein Schicksal sein, so sollen zum Bekenntnis und zum Zeugnis wider links und rechts auch seine kritischen Beiträge neben den andern ausgesondert stehen.

Viertens. Wenn je zuweilen jemand veranlaßt wird, sich zu vergegenwärtigen oder andern darzulegen, wie es um die Gesundheit und den Wohlstand des vaterländischen Schulwesens wirklich steht, welche Schäden noch zu heilen und welche Übelstände noch zu beseitigen sind; so möchte er das benötigte statistische Material gern sofort bei der Hand und hübsch zusammen haben. Aber da fehlt's gewöhnlich. Wo und was bereits gebessert ist, läßt sich z. B. im ministeriellen Centralblatt finden, nicht aber das, was noch der Besserung harret. Manche Mängel stehen einem vielleicht lebhaft genug vor Augen, allein die statistischen Nachweise fehlen; man erinnert sich wohl sie einmal hier oder dort gedruckt gesehen zu haben, aber weiß doch nicht genau, wo. Darum wollen wir jetzt alles derartige Material, was uns bereits zu Gebote steht oder von den Mitarbeitern geboten wird, an einen besonderen Ort zusammenstellen, damit der, welcher danach sucht, es bald finden kann.

Fünftens. In Preußen rühren die empfindlichsten Gebrechen, woran die Schuleinrichtungen und die Schulverfassung noch leiden, daher, daß die Gesetzgebung nicht mit dem Gange der Zeit Schritt gehalten hat: einerseits befinden sich in der Schulordnung wirklich Lücken und anderenteils alte Bestimmungen, die längst besseren neuen Platz gemacht haben sollten. Schon 1817 wurde durch ein Königliches Wort eine gründliche und allgemeine Regelung des Unterrichtswesens verheißen (vgl. die Instruktion an die Königl. Regierungen vom 23. Okt. 1817). Jetzt, im Jahre 1867 feiert diese Verheißung ihr 50jähriges Jubiläum, die Erfüllung ist noch immer nicht da. Es kommt stets etwas dazwischen, bald dies, bald das. Als 1840 mit König Friedrich Wilhelm IV. ein neuer, frischer Odem die Lande und Gemüter durchzog, fingen auch die Lehrer an wieder zu hoffen; die Provinz Preußen erhielt auch 1845 eine neue Schulordnung, allein viele Wünsche wurden dort doch nicht erfüllt, und die andern Landschaften blieben am Warten. Da kam 1847 die neue landständische Verfassung und der vereinigte Landtag, aber es war auch der Anfang zu er-

regteren politischen Kämpfen, wobei die Schulgesetzgebung, dieweil sie nun einmal an das Schicksal der Politik gebunden ist, notwendig ins Gedränge und ins Stocken geriet. Seit 1848 mußten wir das noch besser erfahren. Ministerial- und Regierungsverfügungen giebt's genug und übergenug, und doch wiederum nicht genug, weil die Hauptsachen nur durch ein neues Gesetz erledigt werden können. Endlich wurde im vorigen Jahre wenigstens ein Dotations- und Pensionsgesetz verheißen — als Abschlagszahlung für die, welche nach Brot schreien. Zum Teil gebricht es wirklich daran, zum Teil aber rührt das Schreien auch daher, daß etliche vermeinen, die Schule lebe vom Brote allein, und deshalb bereit sind, alles, was sie sonst noch bedarf, um des versprochenen Linsengerichtes willen gern zu vergessen. Da kommt aber die Neugestaltung Deutschlands und der deutsche Krieg dazwischen; das Dotationsgesetz wird wieder vertagt, weil — auch die neu hinzugekommenen Provinzen mit berücksichtigt werden sollen. Warum auch nicht? Läßt sich für acht große und sehr verschiedenartige Provinzen eine allgemeine Schulordnung herstellen, warum nicht auch für elf? Die Arbeit wird sich nun freilich wieder in die Länge ziehen, und die altpreußischen Provinzen leiden empfindlich unter den alten Gebrechen, und ich weiß auch nicht, ob ein nüchterner Mann garantieren wollte, daß die Schulordnung in fünfundzwanzig Jahren fertig sein werde: aber die preußischen Lehrer sind geduldige Leute, die in den vergangenen fünfzig Jahren warten gelernt haben, und überdies weiß man nicht recht, ob von einem allgemeinen Unterrichtsgesetz nicht doch mehr zu fürchten als zu hoffen ist. Denn wenn es gelänge, zwischen den Ansichten und Absichten der Regierung, des Abgeordnetenhauses und des Herrenhauses eine Vereinbarung zustande zu bringen — was doch so bald nicht zu erwarten steht — was möchte dabei in Wahrheit gewonnen sein? eine Schulordnung — ja, aber was für eine? Die nassauischen Lehrer und die niederrheinischen und die holsteinischen werden schwerlich gut fahren, wenn sie in der Dotation mit den pommerschen, brandenburgischen 2c. Kollegen sich unter dasselbe Maß stellen müssen; von andern berechtigten Wünschen, z. B. von der Mitgliedschaft des Lehrers im Schulvorstande gar nicht einmal zu reden, — denn welcher adelige Gutsherr, der Schutzpatron und Mitglied des Schulvorstandes ist, würde es sich gefallen lassen, „sich mit seinem Dorfschulmeister auf eine Bank zu setzen?“ (So hat ein adeliger „liberaler“ Abgeordneter — sage ein „liberaler“ — in der Unterrichtskommission des Landtages selber sich geäußert.) Gewiß gönnen wir den Kollegen in den andern Provinzen und Gegenden von Herzen eine Besserung ihrer äußeren Lage; allein wir werden doch auch hoffen dürfen, daß sie dieselbe nicht auf unsere Unkosten

erkaufen, und das, was neben „dem bescheidenen Teil Speise“ noch zu wünschen ist, mit vereinten Kräften erstreben helfen wollen.[1]) Nicht eine allgemeine Schulordnung thut uns not, sondern provinzielle Ordnungen, in denen natürlich die Grundlinien übereinstimmen können. — Vorab muß indessen die Schulgesetzgebung erst aus dem Stillstand heraus- und wenigstens eine neue Schulordnung für eine Provinz zustande kommen — etwa für die, welche ihrer am meisten bedarf — und dabei zugleich wenigstens auch ein kleines Stück der freien Schulgenossenschaft realisiert werden, — etwa eine Art von Schulsynode in jedem Regierungsbezirk, nicht eine große Versammlung, aber doch eine Versammlung, gebildet aus einigen Vertretern der Schulgemeinden, des Lehrerstandes und der Kirche, und berechtigt sowohl ihrerseits Anträge zu stellen, als etwaige Vorlagen der Regierung zu beraten, — in allen innern Angelegenheiten natürlich nach der Konfession geschieden. Bis unsere Augen von diesen bescheidenen Hoffnungen etwas als erfüllt schauen, soll im Evangelischen Schulblatte eine gesonderte Abteilung für die pathologische Seite des Schulwesens uns allen zur Mahnung dastehen. Ist die Schulgesetzgebung erst wieder im Flusse und in einer halbwegs befriedigenden Bahn, — dann mag dieser Mahner abtreten und das betreffende Material wie bisher in die übrigen Rubriken ordnungsmäßig sich verteilen. Solange aber die wirk-

---

[1]) In Baden sind die evangelischen Lehrer in einer ähnlichen Lage, nur aus andern Ursachen. Dort ist ebenfalls das Geschick der Schule an das Schicksal des Staates, resp. der jeweiligen herrschenden politischen Partei gebunden. Die Partei, welche bei der neuen Ära in Baden ans Ruder kam und die Schulreform in die Hand nahm, war aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt: politisch radikal, national österreichisch, religiös neuprotestantisch und antikatholisch. So wurde denn die Schulreform selbst unreinlich, weil man eben noch andere, nicht rein schulmäßige Absichten erreichen wollte. Daher brauchte bloß eins der entgegengesetzten Partei-Elemente — etwa das national preußische, oder das katholisch-klerikale — oder ihrer mehrere zusammen wieder Oberwasser zu gewinnen, so mußte die Schulreformbewegung wieder stillstehen; denn diese Parteien werden wünschen, daß das, was wider ihre Ansichten und Absichten in die Schulordnung hineingekommen ist, zuerst wieder herausgebracht werde. In dem Stadium steht man jetzt in Baden nach dem Kriege. Das ist die Bescherung dafür, daß man das Schulwesen zu einer reinen Staatssache hat werden lassen, und des Glaubens lebt, der Weinstock könne in unserer fortgeschrittenen Zeit auch Feigen tragen. In einem Kleinstaate ist jenes freilich nicht zu vermeiden, wohl aber in Preußen. Die preußischen Lehrer haben fünfzig Jahre Zeit gehabt, dies zu bedenken, aber daß sie es wirklich bedacht hätten und darob klug geworden wären, ist im ganzen noch nicht zu bemerken, sie werden wohl wie in Baden, erst durch größeren Schaden gewitzigt werden müssen.

lichen *Zustände* nicht in Ordnung sind, wird es auch einem Schul*blatte* nicht übel zu deuten sein, daß es etwas Außerordentliches thut.

Es erübrigt nun noch einige Worte darüber zu sagen, welche Arten von Beiträgen in die pathologische Abteilung gehören, resp. nicht gehören.

Nicht hinein gehören Kontroversen, sondern *Thatsachen*; nicht aber solche Thatsachen, deren pathologischer Charakter noch diskutabel ist, sondern Berichte über solche Verhältnisse und Zustände, deren Mangelhaftigkeit *nicht bezweifelt* werden kann. Und in der That giebt es solcher Zustände und Verhältnisse ja übergenug, wobei es sich dann nur darum handeln kann, zu beweisen, *daß* und *wo* sie bestehen, und in *welchem Grade und Umfange* ihre übeln Folgen zu spüren sind. Wenn z. B. in ganzen großen Distrikten kein Pensionsgesetz für die Lehrer besteht und diese bei der Emeritierung lediglich an die Barmherzigkeit der bürgerlichen Gemeinderäte gewiesen sind; — wenn in einer industriellen und daher kostspieligen Gegend auch an mehrklassigen Schulen die ersten wie die zweiten Stellen gleich dürftig, etwa nur mit je 200 Thlr. dotiert sind, und somit auch der ältere Lehrer mit demselben knappen Gehalte auskommen soll, was der jüngere hat; — wenn die so wichtigen Posten der Seminarlehrer (nicht der Direktoren) so kläglich dotiert sind, daß nicht einmal mittelmäßig gestellte Elementarlehrer ein solches Amt übernehmen mögen; — wenn einer Seminardirektor werden kann, der sich weder über seine pädagogische Befähigung ausgewiesen, noch jemals in einer Elementarschule gearbeitet hat; — wenn Tausende von zwei- — vier- — sechs- und mehrklassigen Schulen bestehen, ohne einen Dirigenten zu haben; — wenn es mehrklassige Schulen giebt, wo in den einzelnen Klassen 120—140—160 Kinder jahraus jahrein von *einem* Lehrer zu gleicher Zeit unterrichtet werden sollen; — wenn die ordentliche Vorbildung der Lehrer erst mit dem 18. oder 19. oder 20. Jahre (beim Eintritt ins Seminar) beginnt und dagegen in der lernfähigsten Zeit vom 15.—18. u. s. w. Jahre die jungen Leute sich selber, ihrem unberatenen Fleiße oder ihrer Neigung zur Bummelei überlassen sind, oder aber, obwohl ungeschult und unerfahren, als Hülfslehrer ein Unterkommen suchen müssen; — wenn für die Lehrer an höheren Schulen eine pädagogische Vorbildung für überflüssig erachtet wird, wenigstens keine Seminare für diesen Zweck bestehen, — wenn eine Wissenschaft von so eminenter Wichtigkeit wie die Pädagogik, welche, wie Sachkundige längst nachgewiesen haben, vermöge ihres großen Umfanges und reichen Inhaltes einer vollständigen Fakultät genug Arbeit bieten würde, an keiner preußischen Universität durch einen besonderen ordentlichen Professor vertreten ist: kurz, wenn ein Landesschulwesen so viele und so augenfällige Lücken, Gebrechen und Mißstände zeigt, — da kann es doch

keine Frage mehr sein, ob eine pathologische Betrachtung Berechtigung habe und etwas zu thun finden werde. — Wer sich nun anschickt, derartige scholastische Übelstände zu untersuchen und zu beschreiben, muß sich indessen vor einigen naheliegenden Klippen hüten. Zuerst will beim einzelnen Falle geprüft sein, ob man, wie die Ärzte sagen, ein bloß symptomatisches oder wirklich ein ursächliches Leiden vor sich habe; so kann jemand Schmerzen in der Brustgegend fühlen, während das eigentliche Übel im Rückgrat sitzt. Sodann ist zu untersuchen, ob man es mit einem bloß lokalen, etwa durch eine ungeschickte oder übelwollende Person verschuldeten Gebrechen zu thun hat, oder ob Goethes Wort dabei gilt: „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall. Was ist das Besondere? Millionen Fälle." Weiter empfiehlt es sich, zu fragen, ob der Übelstand aus Säumigkeit und mangelhafter Einsicht der Beteiligten herrührt, also durch eine geschickte und willige Hand bald beseitigt werden könnte, oder aber ob dazu auch bedeutende Geldmittel erforderlich sind. Letztere Erwägung ist namentlich in unserm Preußenlande wichtig, weil hier der Staat seit langen Jahren zum Kriegsschutz und zur national-ökonomischen Förderung des gesamten Deutschlands Geld und andere Kräfte hat opfern müssen, während die partikularistischen Kleinstaaten ihre Mittel und Kräfte selbstsüchtig sparen oder zu andern Zwecken verwenden konnten. So Gott will, werden in Zukunft die uneinigen Deutschen ihre Eigensucht auf den Aussterbeetat setzen und so es möglich machen, daß im preußischen Finanzetat auch die Pädagogik besser vertreten sein darf. In Preußen hat die Regierung viele Verdrießlichkeiten und üble Nachreden aus der Schulwelt zu tragen gehabt, die an ganz andere Adressen hätten gerichtet werden sollen. Mit der neuen Ära im politisch-nationalen Leben der Deutschen kann auch für das Schulwesen eine bessere und größere Zeit anbrechen; denn die Entwickelung der Pädagogik hängt mit den nationalen Aufgaben und Gütern viel enger zusammen, als man gemeinhin denkt und glaubt. Greifen wir daher hier im Schulblatte auch unsere pathologische Arbeit mit fröhlichem Mute ernstlich an. Wer Fingerzeige dazu wünscht, sei es für die Betrachtung im einzelnen oder für generelle Gesichtspunkte, den verweisen wir auf unsere Schrift „Die freie Schulgemeinde" (Ges. Schriften. 8. Bd.) Es gehört auch zur Charakteristik unserer deutschen Schulblätter, daß dieselben mit sehr wenigen Ausnahmen an den reichlich gebotenen Beiträgen zur Pathologie des Schulwesens stillschweigend vorübergegangen sind.

Hoffentlich kann das nächste Heft des Schulblattes auch einige Mitteilungen von anderer Hand an dieser Stelle liefern. Mit einigem Recht glaubt der Herausgeber den Kollegen zurufen zu dürfen: „Meine Herren, ich habe *meine* Pflicht gethan, jetzt thun Sie *die Ihrige!*"

Wer von euch sieht Böses geschehn,
Der wend' es mit seiner Hand sofort.
Und kann er sich des nicht unterstehn,
So wend' er es mit seinem Wort.
Und ob er das auch nicht gewinne,
So wend' er es mit seinem Sinne.
Und wem dazu die Kraft gebricht,
Dessen Herz hat den Glauben nicht. (Rückert.)

II.

Wie den Lesern bekannt ist, hat der Herausgeber vor etlichen Jahren ein ganzes Buch über diesen Gegenstand geschrieben. Da es aber immer mehr aus der Mode kommt, dicke Bücher zu lesen, und überdies in pathologischen Fragen, wie jener kluge Franzose meint, die Repetition den Dienst eines Arguments thut, so will ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, einige der Übelstände, die dort zur Sprache gekommen sind, noch einmal zur Sprache zu bringen. Es soll jedoch nur in kurzen Andeutungen geschehen. Meine Hauptabsicht dabei ist, diejenigen, welche aus ihrer Erfahrung darüber etwas mitzuteilen wissen — sei es zur Bestätigung, oder, falls sie meiner Ansicht nicht zustimmen können, zur Berichtigung, zur Teilnahme an diesen Besprechungen anzuregen.

Die Einrichtung mehrklassiger Schulen betreffend:

Jede mehrklassige Schule muß einen Dirigenten (Hauptlehrer) haben. Bei allen höheren Schulen ist dies auch von jeher als das Richtige erkannt und ausgeführt worden; nur bei den Elementarschulen kommt noch die Abnormität vor — und leider sehr häufig, — daß an einer Anstalt mehrere Lehrer (oft vier, fünf, sechs und mehr) selbständig nebeneinander arbeiten sollen, ohne doch durch einen Dirigenten zu einer wirklichen Einheit verbunden zu sein. Giebt es in der ganzen Welt — in der Industrie, im Handel, im Militär, in der Marine, in der Verwaltung u. s. w. — irgend ein zweites Beispiel jener Einrichtung, die man im Schulwesen so lange geduldet hat? — Die Vorstellung, daß der draußen stehende Schulvorstand die Einheit der Schule repräsentieren und herstellen könne, ist der Wirklichkeit gegenüber in der That doch kaum weniger idealistisch als Elihu Burrits Vorschlag für die Abschaffung der Kriegsheere und die Herstellung eines ewigen Friedens. Am rätselhaftesten ist es mir immer gewesen, daß selbst Lehrer eine solche Einrichtung billigen können. Vermögen sie nicht zu verstehen, wie die Unterrichts- und Erziehungszwecke der Schule darunter leiden müssen und zwar sehr schwer leiden müssen, so sollten sie doch wenigstens so klug sein,

zu begreifen, daß auch die Ehre und Selbständigkeit des Schulstandes eine geschlossene, einheitliche Anstalt fordert.[1])

Wenn einmal in Preußen das längst versprochene neue Schulgesetz zur Ausführung kommt, so wird ohne Zweifel der Vielköpfigkeit in der Schularbeit ein Ende gemacht werden, wie denn auch bereits der Schulgesetz-Entwurf des Ministers v. Bethmann-Hollweg für jede mehrklassige Schule einen Hauptlehrer statuierte. Allein bis dahin dürfte noch viel Zeit vergehen. Warum aber soll die Besserung so lange verschoben werden, da sie ja auf dem Verwaltungswege eingeführt werden kann? Zu meiner Freude ersehe ich aus dem neuesten Hefte des ministeriellen Centralblattes, daß die Königliche Regierung in Posen auch nicht länger hat warten wollen. Eine Verfügung dieser Behörde über die Stellung, die Pflichten und die Rechte der Hauptlehrer (Centralblatt Nr. 4, 1867. S. 234) beginnt: „In zwei- und mehrklassigen Schulen, welche nicht unter einem Rektor stehen, bezeichnet die Königliche Regierung einen der an der Schule angestellten Lehrer als Hauptlehrer. In der Regel wird sie hierzu den ersten Lehrer bestimmen.“ — —

Möchte man in anderen Gegenden diesem guten Beispiele bald folgen! Wir glauben die Leser auf jene Verordnung auch deshalb aufmerksam machen zu sollen, weil darin die Pflichten und Rechte der Hauptlehrer sehr sorgfältig abgesteckt sind, und dieselbe wahrscheinlich später für andere Regierungsbezirke als Muster dienen wird.

Der Mangel eines Dirigenten an einer mehrklassigen Schule wird natürlich um so fühlbarer, je größer die Zahl der Klassen ist. Eine große Zahl von Klassen (fünf, sechs und noch mehr) ist aber auch an sich nicht wünschenswert; drei Klassen sollte das höchste Maß sein. Darüber hinaus verliert die Schule immer mehr vom Charakter der Familienhaftigkeit und nimmt dafür den schlechteren Charakter einer Kaserne an. Durch die Einrichtung von sog. Parallelsystemen (mit getrennten Geschlechtern) ist nur wenig gebessert.

Über diese beiden Übelstände — Mangel eines Hauptlehrers an mehrklassigen Schulen und übergroße Zahl von Klassen an einer Anstalt — heißt es in der Schrift „Die freie Schulgemeinde“ (Ges. Schr. 8. Bd. S. 270): „Thatsächlich kommen unter den bestehenden Einrichtungen sehr unzweckmäßige vor, ja solche, die eine gesunde Theorie des Schulwesens nicht anders als scholastische Mißgeburten bezeichnen kann.

[1]) Man wolle diese Frage nicht verwechseln mit jener andern, die später einmal zur Sprache kommen wird, ob die übrigen Lehrer alle ständig (definitiv) angestellt werden, oder ob alle oder teilweise provisorisch angestellte sog. Hülfslehrer sein sollen.

Dazu zählen namentlich die großartigen Schulkasernen mit sechs, acht und noch mehr Klassen auf einem Haufen; weiter die Einrichtung, wonach mehrklassige Schulen ohne einen Dirigenten, der zugleich Lehrer ist, bestehen sollen. Wenn dergleichen Ungebührlichkeiten nur sporadisch hier und da zu finden wären, etwa als pädagogische Experimente der Lokalbehörden, so ließe sich darüber wegsehen; allein es giebt ganze Regierungsbezirke, wo mehrklassige Schulen ohne einen Dirigenten die Regel bilden, und wo die großartigen Schulkasernen wohl gar als eine Ehre und Zierde der betreffenden Städte angestaunt werden sollen. Solche Zustände und die ihnen zu Grunde liegenden pädagogischen Ansichten fordern doch in der That die Kritik heraus. Darum haben wir denn auch mit unserem Urteil nicht zurückgehalten und wollen nochmals sagen, daß es in unsern Augen eines weiteren Zeugnisses über die Unzulänglichkeit der Schulbehörden, die derartige Einrichtungen gut heißen, nicht bedarf.“ — Zu dieser Anschauung bekenne ich mich auch heute noch.

III.

Der Lehrer ist um der Schule willen, nicht die Schule um des Lehrers willen da. Somit darf nicht zuerst gefragt werden: was ist dem Lehrer bequem oder unbequem, sondern: was frommt der Schule.

Für die mehrklassige Schule ist unbedingt zuerst erforderlich: Einheit der Schularbeit und des Schullebens.

Sodann hängt das Wohl des Schulwesens insgesamt vor allem von der Gediegenheit des Schulstandes insgesamt ab. Zu dieser Ausrüstung des Schulstandes gehört dreierlei: praktisches Lehrgeschick, standeswürdige Gesinnung und Haltung und eine gediegene allgemeine Bildung.

Die Gesichtspunkte, nach denen in erster Linie die Einrichtung mehrklassiger Schulen hinsichtlich der Stellung ihrer Lehrer untereinander beurteilt werden muß, sind demnach meines Erachtens folgende:

a) Bei welcher Einrichtung ist die Einheit der Schularbeit und des Schullebens am meisten garantiert?

b) Welche Einrichtung gewährt die meiste Hoffnung, daß jede neue Lehrergeneration einerseits an praktischer Lehrgeschicklichkeit immer mehr zunehmen und andererseits namentlich auch in eine standeswürdige Gesinnung und Haltung sich hineinleben werde?

c) Welche Einrichtung wird dem Lehrerstande am meisten Anregung und Nötigung zum Streben nach einer gediegenen Bildung geben

— insbesondere auch dazu mitwirken, daß das Hauptlehreramt mit der benötigten Autorität (d. i. Befähigung) versehen sei?

Bekanntlich kommen in Rheinland und Westfalen an den mehrklassigen Schulen hinsichtlich der Stellung der Lehrer zu einander folgende drei sehr verschiedene Einrichtungen vor:

1. Die Spitze der Schule repräsentiert der Schulvorstand. Die sämtlichen Lehrer sind koordiniert, d. h. keiner ist einem andern dienstlich untergeordnet.

Die Anstellung geschieht auf zwei bis fünf Jahre provisorisch; dann, wenn das zweite Examen (die sog. Wiederholungsprüfung) bestanden ist, definitiv. Innerhalb des Provisoriums kann bekanntlich dem Lehrer von dem Schulvorstande mit Genehmigung der Regierung die Stelle gekündigt werden; bei definitiver Anstellung ist hier (wie auch bei den andern Einrichtungen) eine Absetzung nur auf Grund eines förmlichen Disciplinarverfahrens möglich.

(Diese Einrichtung ist die, welche in den andern preußischen Provinzen, auch in den neuen, vorwiegend oder ausschließlich vorkommt.)

2. An der Spitze der Schule steht ein Hauptlehrer, welcher den Lehrplan aufstellt und für dessen Ausführung verantwortlich ist. (Seine Stellung gleicht demnach der eines Direktors an einer höheren Schule.) Die übrigen Lehrer stehen mithin in dienstlicher Hinsicht unter der Aufsicht des Hauptlehrers.

Ihre Anstellung gilt (wie bei 1) erst provisorisch, später (nach zwei- bis fünfjähriger Dienstzeit und nach bestandener Wiederholungsprüfung) definitiv. In ihrem Privatleben sind sie, soweit nicht dienstliche Rücksichten in Betracht kommen, von dem Hauptlehrer unabhängig.

(Nach dem neuen Unterrichtsgesetz-Entwurf, der unter dem Minister von Bethmann-Hollweg ausgearbeitet war, sollte diese (2.) Einrichtung allgemein zur Geltung kommen. Bekanntlich hat die Königliche Regierung in Posen, in deren Bezirk bisher meistens die erstgenannte Einrichtung bestand, jetzt durch eine Verfügung mit einem Schlage diese zweite Ordnung bereits eingeführt.)

3. Die Leitung der Schule liegt (wie bei 2) in den Händen eines Hauptlehrers. Die übrigen Lehrer sind sog. „Hülfslehrer“, d. h. sie werden vom Schulvorstande in Verbindung mit dem Hauptlehrer auf Kündigung angestellt und können demgemäß nach vorhergegangener sechswöchentlicher Kündigung (ohne Mitwirkung der Regierung) entlassen werden. Außer einem Gehalt aus der Gemeindekasse erhalten sie freie

Station im Hause des Hauptlehrers. (An einigen Orten ist jedoch letzteres abgeschafft: statt der freien Station erhalten sie ein höheres Gehalt und müssen nun für ihre Beköstigung u. s. w. selbst sorgen. Ist im Schulhause nicht für jeden Hülfslehrer ein Zimmer disponibel, so wird eine Mietsentschädigung gegeben.)

(Diese Einrichtung [das sog. Gehülfensystem] ist bekanntlich am Niederrhein [Regierungsbezirk Düsseldorf] von alters her heimisch; im Laufe der Zeit hat es jedoch an etlichen Orten dem 1. oder dem 2. System Platz machen müssen, oder man hat [wie vorhin bemerkt] bloß die freie Stationierung abgeschafft. Das Gehülfensystem kommt auch noch vor in Ostfriesland, früher [vielleicht auch jetzt noch zum Teil] in Schleswig-Holstein und in einigen schlesischen Gegenden. Die dermalige Königliche Regierung zu Düsseldorf betrachtet das Anstellungsverhältnis der Hülfslehrer als ein reines Privatverhältnis zwischen ihnen und dem Hauptlehrer, welches mit den allgemeinen Landesgesetzen nicht in Übereinstimmung sei — obwohl es über 50 Jahre neben diesen Landesgesetzen unangefochten bestanden hat —; sie dringt daher auf eine Vertauschung dieser Einrichtung mit der vorbeschriebenen zweiten Ordnung.)

Vergleichung der drei bezeichneten Systeme.

Die Unterschiede zwischen diesen drei Einrichtungen lassen sich in der Kürze so fassen: 1 und 2 unterscheiden sich durch das bei 2 eingeführte Hauptlehrerinstitut; 3 ist in diesem Stücke mit 2 übereinstimmend, weicht aber darin ab, daß die unteren Lehrer sämtlich auf Kündigung angestellt sind und (in der Regel) im Hause des Hauptlehrers wohnen; 1 und 3 differieren am meisten. — Die Behauptung, daß die Anstellung der Hülfslehrer auf einer Kontrahierung des Hauptlehrers mit denselben beruhe und darum privatrechtlicher Natur sei, hat allerdings sachlich recht. Diese Natur ist aber keine irreparabele Sache: es bedürfte nur eines Federstriches der Königlichen Regierung, um das privatrechtliche Verhältnis in ein öffentliches zu verwandeln; d. h.: der bisher übliche Kontrakt müßte mit einer vom Schulvorstande und dem Hauptlehrer vollzogenen Berufsurkunde vertauscht werden, wobei indes, falls es beliebt würde, sogar die Stationierung im Hause des Hauptlehrers bestehen bleiben könnte; nur würde die Kündigung hinfort nicht ohne Genehmigung der Königlichen Regierung geschehen dürfen.

Eine weitere Differenz zwischen jenen drei Einrichtungen, die zwar auf die äußere Stellung der Lehrer keinen direkten Einfluß übt, liegt darin, durch welches Gemeinde-Kollegium die Wahl geschieht. Bei 1 und 2 erfolgt dieselbe bei sämtlichen Lehrern durch ein

und dasselbe Wahlkollegium; bei 3 hingegen wird nur der Hauptlehrer durch das größere Wahlkollegium berufen, während die Hülfslehrer durch den Schulvorstand gewählt werden, wobei dann auch der Hauptlehrer mitwirken kann.

Mein Urteil über diese drei Systeme formuliert sich in der Kürze so:

Das erste System — der koordinierten Lehrer, — wo der Schulvorstand, resp. der Pfarrer, die Stelle eines Hauptlehrers vertritt, ist unbedingt zu verwerfen, weil es keinem einzigen der eingangs (unter a, b, c) aufgestellten Kriterien Genüge thut. Ohne Zweifel wird das schon längst verheißene neue Unterrichtsgesetz, wenn es einmal erscheint, dieser absurden Einrichtung ein Ende machen. Sollte dasselbe aber noch lange auf sich warten lassen, so werden wahrscheinlich die Bezirksregierungen dem Beispiele der Königlichen Regierung in Posen folgen und das kopflose Schulsystem auf dem Verwaltungswege beseitigen.

(In den andern preußischen Provinzen, wo die koordinierten Lehrer üblich sind, kommt daneben die Einrichtung vor, daß an der Spitze einer städtischen mehrklassigen Volksschule ein sog. studierter Rektor steht. Hier tritt es handgreiflich zu Tage, daß das Koordinationssystem im tiefsten Grunde auf der den Volksschullehrerstand entehrenden Ansicht beruht, ein schlichter Elementarlehrer sei nicht befähigt, eine mehrklassige Schule zu leiten; wo daher kein studierter Mann besoldet werden könne, da müsse eben der Präses des Schulvorstandes nominell als Hauptlehrer gelten.)

Bei den Systemen 2 und 3 ist durch die Anstellung eines Hauptlehrers für ein einheitliches Wirken des Lehrerkollegiums im wesentlichen gesorgt. Daneben tritt jedoch bei beiden Systemen auch noch ein empfindlicher Mangel hervor: es fehlt die zureichende Garantie dafür, daß die Hauptlehrer ihrem Posten hinlänglich gewachsen und dadurch mit der benötigten Autorität versehen seien. Wo die Regierung die Stellen besetzt, da könnte man zur Not in dem Urteil der Regierung eine solche Garantie sehen; da, wo Gemeindewahlen bestehen, muß dafür auf andere Weise Rat geschafft werden.

Das System 3 hat vor dem System 2 einige Vorzüge, freilich auch manche Unbequemlichkeiten. Die Vorzüge des Gehülfensystems bestehen darin, daß die angehenden Lehrer, weil sie in der Familie des Hauptlehrers wohnen, einerseits mehr Gelegenheit und Antrieb haben können, sich fortzubilden und in eine standeswürdige Lebensordnung sich einzugewöhnen, und andererseits weniger sittlichen und anderen Gefahren ausgesetzt sind. Wenn manche junge Lehrer, die in solchen vorteil-

haften Verhältnissen gestanden haben, dennoch ohne Segen für ihr berufliches und persönliches Leben geblieben sind, so beweist das nichts gegen die behaupteten Vorzüge des Gehülfensystems; denn wenn dieselben jungen Lehrer sich selbst überlassen gewesen wären, so würden ohne Zweifel am letzten Ende die Resultate noch trauriger gewesen sein. Und wenn es Hauptlehrerhäuser giebt, wo die supponierten Vorteile in der That nicht zu finden sind, so beweist dies nur, daß es eben Hauptlehrer giebt, welche ihren Posten nicht ausfüllen, und daß man deshalb um so mehr nach Mitteln sich umsehen muß, welche hoffen lassen, daß solcher Fälle immer weniger werden. Sind diese Vorsichtsmaßregeln für die Besetzung der Hauptlehrerstellen getroffen, so wird man im allgemeinen sagen können: so viele Lehrer es überhaupt giebt, die ihren Posten ausfüllen, so viele werden sich dann verhältnismäßig auch in den Hauptlehrerstellen finden.

Die Unbequemlichkeiten und Nachteile des Gehülfensystems bestehen darin: einmal wird der Familie des Hauptlehrers, sonderlich der Hausfrau, eine nicht geringe Last von Arbeit und Sorge aufgebürdet, eine Last, die um so schlimmer drückt, wenn sie jeweilig mit Seufzen getragen werden muß; zum andern ist es für junge Männer von zwanzig und mehr Jahren eben nicht bequem, sich in allen Stücken in eine fremde Hausordnung streng schicken zu sollen, und wenn nun gar der schlimme Fall vorkommt, daß ihnen ihre Gebühr und Achtung geschmälert wird, so muß das Unbequeme zu einer drückenden Fessel werden. Gewiß wird nun kein vernünftiger Mensch sein Urteil über dieses Verhältnis sich danach bilden wollen, ob es mehr selbstsüchtige 2c. Hauptlehrerfamilien, oder aber mehr anspruchsvolle 2c. Hülfslehrer gebe; wer hier durch Zählen und Anekdotensammeln aufs reine zu kommen gedenkt, auf dessen Urteil muß von vornherein verzichtet werden. Ein anderes aber ist es, wenn in den meisten Hauptlehrerfamilien der Sinn erstorben wäre, der um das Wohl des Standes willen auch eine unbequeme Last tragen kann; oder wenn die jungen Lehrer dergestalt von der Lust nach Unabhängigkeit oder nach frühem Heiraten u. s. w. umgetrieben würden, daß sie den Segen des Gehülfenstandes nicht mehr zu würdigen wüßten; oder endlich, wenn selbst die Schulbehörden dem Gehülfenverhältnisse, welches hauptsächlich nach seinen sittlichen Zwecken gemessen sein will und darum allem leichtfertigen, weltmäßigen Gerede gegenüber einer öffentlichen Legitimation bedarf, nicht nur das legitimierende Ehrenzeugnis versagen, sondern es für eine sociale Reliquie erklären, die je eher, desto besser den Platz räumen müßte. In jedem dieser Fälle, namentlich im letzteren, würden dem Hülfslehrerinstitut zu einem gesegneten Gedeihen die wesentlichen Bedingnisse des Bodens, des Klimas und der Pflege fehlen: es müßte ohne alle Frage aufgegeben

werden; denn was dabei verloren gehen könnte, das wäre doch bereits verloren.

Auf ein paar andere Vergleichungspunkte zwischen den Systemen 2 und 3 kann ich der gebotenen Kürze wegen nur mit wenigen Worten hindeuten.

Bekanntlich wird durch das System 2 (und noch mehr durch das der Koordination) das frühe Heiraten der Lehrer sehr erleichtert, um nicht zu sagen begünstigt. Was für Folgen daraus entstehen, mögen sich die Leser selbst ausdenken. Ich kann mich begnügen, zu konstatieren, daß man beim Gehülfensystem ein Lehrerproletariat wenigstens in dem Maße, wie es anderswo leider sich findet, niemals gekannt hat.

Ich halte auch dafür, daß beim Gehülfensystem die Achtung des Lehrerstandes besser geschützt ist. Einmal darum, weil ein einheitliches und geschlossenes Institut, wie die mehrklassige Schule es da ist, wo der Hauptlehrer mit seinen Mitarbeitern eine Familiengenossenschaft bildet, allen Anläufen und Bedrückungen, sei es von unten oder von oben, viel entschiedener Widerstand leisten kann, als ein Kollegium, das dem „divide et impera“ nach vielen Seiten hin offen steht. Wer freilich sein „Ich“ höher stellt als das Wohl und die Rechte des Standes, für den kann allerdings dieser Grund nichts gelten. Zum andern sind die Hülfslehrer als Hausgenossen des Hauptlehrers ungleich ehrenvoller placiert, als in denjenigen Bürgerhäusern oder Restaurationen, die für sie offen stehen, wenn sie nur den untersten Gehaltssatz beziehen. Wer es weiß, in welchen Lokalen und in welcher Gesellschaft solche junge Lehrer oft ihren Mittagstisch suchen, resp. suchen müssen, wird auch diesen Umstand nicht für unbedeutend halten.

Unter besondern Umständen könnte das Gehülfensystem für die jungen Lehrer aber auch ungerechte Unzuträglichkeiten mit sich führen, nämlich dann, wenn die Zahl der unselbständigen Stellen in Vergleich zu den selbständigen so groß wäre, daß die jungen Lehrer etwa fünf und noch mehr Jahre im Hülfslehrerstande verbleiben müßten. Dieses ungünstige Verhältnis zwischen selbständigen und unselbständigen Stellen liegt freilich im Regierungsbezirk Düsseldorf nicht vor. Indessen will ich doch bemerken, daß diejenigen, welche das Gehülfensystem (jenen andern Einrichtungen gegenüber) befürworten, immer nur eine Dienstzeit von höchstens fünf Jahren im Sinne haben. Darüber hinaus muß der Hülfslehrer, wenn er anders die zweite Prüfung bestanden und sein Amt wohl geführt hat, auf eine definitive Anstellung rechnen dürfen.

(Es wird rätlich sein, wenigstens im Vorbeigehen auch an einen lokalen Nebenumstand zu erinnern. Im Regierungsbezirk Düsseldorf hat

man seit zwanzig Jahren über zu häufigen Wechsel der Hülfslehrer geklagt; es ist eben ein entschiedener Mangel an geprüften Lehrern vorhanden, so daß viele Schulklassen durch junge, unerfahrene Aspiranten haben bedient werden müssen. [In Elberfeld, wo etwa sechzig öffentliche evangelische Schulklassen sind, arbeiten zur Zeit an 25 solcher Aspiranten.] Wer die Sachlage nicht kennt, könnte übereilterweise diese Kalamität dem Gehülfenwesen beimessen wollen. Der Grund liegt aber, wie hierzulande jedermann bekannt ist, einfach darin, daß die höheren Schulbehörden nicht zeitig genug für ein zweites oder ein größeres Seminar gesorgt haben. Es melden sich jährlich an siebzig und noch mehr Aspiranten zur Aufnahme in das Seminar zu Mörs, während jetzt nur fünfzehn und, wenn der dort begonnene Neubau fertig sein wird, auch nur fünfundzwanzig im Jahr zugelassen werden können. Nach statistischen Berechnungen ist das beklagenswerte Versäumnis so groß, daß, wenn augenblicklich außer den Seminaren zu Mörs und Düsselthal noch ein drittes Seminar ins Leben träte, doch an 25 Jahre vergehen müßten, bevor die Zahl der jährlich abgehenden Seminaristen dem jährlichen Bedarf an Lehrern gleich käme.)

Als Summa der vorstehenden Untersuchung ergiebt sich mir die Überzeugung, daß weder das zweite noch das dritte (Gehülfen-) System unbedingt zu empfehlen ist. Ich möchte daher eine vierte Einrichtung in Vorschlag bringen. Sie sucht das Gute aus den Systemen 2 und 3 zu kombinieren und fügt dann noch ein neues Stück hinzu, das beiden bisher fehlte. Mein Vorschlag ist im wesentlichen dieser:

4. **(Vierte Einrichtung.)** An der Spitze der Schule stehe (wie bei 2 und 3) ein Hauptlehrer.

Die Anstellung der übrigen Lehrer geschehe so:

Für die ersten zwei Jahre werde der neu eintretende junge Lehrer von dem Schulvorstande auf Kündigung berufen und in die Familie des Hauptlehrers aufgenommen. Nach Verlauf dieser Zeit wird er auf weitere zwei Jahre „provisorisch" angestellt, d. h. von jetzt an kann eine Kündigung nur mit Genehmigung der Regierung erfolgen. Ob er auch jetzt noch im Hause des Hauptlehrers stationiert sein soll, mag als eine offene Frage gelten; wo es thunlich ist, halte ich es für das beste.

Nach Vollendung dieser (vierjährigen) Dienstperiode kann, falls mittlerweile das zweite oder sog. Wiederholungsexamen bestanden ist, die definitive Anstellung eintreten. Von da an ist eine Verpflichtung zum Wohnen in der Familie des Hauptlehrers nicht mehr zulässig.

Durch das bestandene zweite Examen erlange der Schulamtskandidat auch die Berechtigung, sich zu einer selbständigen Schulstelle melden

zu können, — jedoch nur an einer einklassigen Schule, nicht zu einer Hauptlehrerstelle.

Die Berechtigung zu einer Hauptlehrerstelle (an einer mehrklassigen Schule) soll erst durch eine wohlbestandene dritte oder Hauptlehrer-Prüfung — wie sie im Königreich Sachsen für das Direktorat an einer mehrklassigen städtischen Volksschule oder sog. Bürgerschule besteht — erworben werden können. Nur da, wo eine einklassige Schule im Laufe der Zeit zu einer mehrklassigen anwächst, mag der betreffende Lehrer ohne weiteres in den Posten eines Hauptlehrers einrücken; will er aber später um eine andere Hauptlehrerstelle sich bewerben, so muß auch er vorher die Hauptlehrerprüfung bestanden haben.

Das Eigentümliche dieser vorgeschlagenen vierten Einrichtung besteht — kurz summiert — darin:

Erstlich hat der junge Lehrer wenigstens die ersten zwei Jahre hindurch sein Domizil in der Familie des Hauptlehrers; hierin findet auch die Anstellung auf Kündigung ihre nächste Begründung. Die nicht-definitive Anstellungszeit ist insgesamt auf vier Jahre ausgedehnt; auf dieser Stufe heiße der Kandidat etwa „Hülfslehrer".

Zweitens. Nach vierjähriger Dienstzeit und nach bestandener zweiter Prüfung tritt er, falls er an einer mehrklassigen Schule bleibt, nach Rang und Gehalt in die Kategorie der definitiv angestellten Lehrer und heiße etwa „Zweiter Lehrer".

Drittens. Mit der definitiven Anstellung ist zugleich die Berechtigung gegeben, einer einklassigen Schule vorzustehen; wird er wirklich an eine solche gewählt, so rückt er damit in den Rang der selbständigen Lehrer ein.

Viertens. Das Recht, sich um eine Hauptlehrerstelle bewerben zu können, ist an die Bedingung wirklicher Befähigung, die in der dritten Prüfung nachgewiesen werden muß, geknüpft.

Nach dieser Einrichtung ergeben sich also für die Lehrerlaufbahn vier Stufen oder Rangklassen, und zwar zwei für unselbständige und zwei für selbständige Lehrer.

A. Unselbständige Lehrer:

1. die Klasse der „Hülfslehrer" — in zwei Abteilungen von je zwei Dienstjahren — auf Grund der Abiturienten- oder ersten Lehrerprüfung;
2. die Klasse der „Zweiten Lehrer" — nach vollendeter vierjähriger Dienstzeit und nach bestandenem zweiten Dienst-Examen.

B. Selbständige Lehrer:

3. die Klasse der Lehrer an einklassigen Schulen — auf Grund einer Berufung zu einer solchen Stelle; die Vorbedingung ist bei 2 gegeben;
4. die Klasse der „Hauptlehrer“ — auf Grund der bestandenen dritten Dienstprüfung und der Berufung zu einer solchen Stelle.

Das ist mein Vorschlag für die Stellung der Lehrer an mehrklassigen Schulen und für die gesamte Lehrerlaufbahn.

Auf eine genaue Begründung der einzelnen Punkte kann ich hier nicht näher eingehen. Nur auf die eingangs angeführten Kriterien sei nochmals hingewiesen, namentlich darauf, daß eine rechte Ordnung der Lehrerlaufbahn Anregung und Nötigung zum Streben nach einer gediegenen Standesbildung geben muß. Der bisherige Mangel an einer solchen kräftigen und anhaltenden Nötigung hat viele gute Kräfte versumpfen und verkümmern lassen. Wie viel besser würde es um die Wirksamkeit und das Ansehen des Schulstandes stehen, wenn man schon vor fünfzig Jahren eine derartige Ordnung eingeführt hätte!

Damit nun die nachfolgende Besprechung der drei bestehenden Einrichtungen und des neuen Vorschlages nicht auf Nebenwege sich verirre, muß ich mir erlauben, noch auf folgendes aufmerksam zu machen.

Die Dotationsfrage bleibe einstweilen außer Betracht; ebenso die Frage, auf welcher Stufe die Berechtigung zur Pension und die Beteiligung an der öffentlichen Witwenkasse einzutreten habe. Ferner denke man sich, es handle sich nur um zwei-, drei- und höchstens vierklassige Schulen; die, welche fünf- und mehrklassige Schulen wünschen, mögen selbst zusehen, was für sie dienlich ist. Auch von Lehrerinnen braucht nicht die Rede zu sein; ebenfalls davon nicht, ob es zweckmäßiger sei, daß die Lehrer durch Wahl der Schulgemeinde, oder aber allein durch die Behörden berufen werden. Mein Vorschlag hält sich in letzterem Betracht an die am Niederrhein und im Regierungsbezirk Arnsberg bestehende Einrichtung, wonach die Schulgemeinde bei der Berufung der Lehrer in erster Linie mitwirkt.

Ein Nebenpunkt aber muß, wie oben schon angedeutet, mit Fleiß beobachtet werden, — nämlich die Frage, ob es angemessen ist, daß die selbständigen wie die unselbständigen Lehrer durch ein und dasselbe Gemeindekollegium gewählt werden. Ich habe mich dafür entschieden — und halte dies für ungemein wichtig — daß, wie bisher, das größere Wahlkollegium lediglich die selbständigen Lehrer wähle, namentlich des-

halb, damit der Wahlakt nur seltener vorkomme und nun auch nach seinem vollen Gewicht behandelt werden könne. Die unselbständigen Lehrer sollen dagegen, wie ebenfalls bisher geschehen, durch den Schulvorstand berufen werden, einmal aus dem vorbemerkten Grunde, und zum andern, weil dann auch der Hauptlehrer zur Mitwirkung gelangen kann. Glaubt man, daß in diesen letzteren Fällen außer der Regierung, welche die Wahl zu bestätigen hat, noch eine andere höhere Instanz mitwirken müsse, so kann in größern Städten die sog. städtische Schulkommission und anderswo der Schulinspektor zur Beteiligung herangezogen werden — etwa in der Art, daß diesen Instanzen ein Veto beigelegt wird.

Wenngleich von der Dotation als solcher nicht zu reden ist, so mag doch hinsichtlich der unselbständigen Stellen angemerkt sein, daß dieselben ausreichend dotiert sein müssen, jedoch nur für die Bedürfnisse eines unverheirateten Mannes. Diese Beschränkung will erstlich dem zu frühen Heiraten und dem Lehrerproletariat vorbeugen, da die unselbständigen Lehrer in den seltensten Fällen so gestellt werden können, daß sie eine Familie zu ernähren vermögen, ohne zu aufreibenden und die Fortbildung hindernden Nebenarbeiten greifen zu müssen. Zum andern soll dem jungen Lehrer Antrieb und Nötigung gegeben werden, nicht an einer unselbständigen Stellung sich genügen zu lassen, sondern nach einem selbständigen Schulamte zu trachten. Wenn ein solches erlangt ist, dann mag er auch ans Heiraten denken. Jenes Ziel kann durchschnittlich mit dem fünfundzwanzigsten oder sechsundzwanzigsten Jahre schon erreicht sein, und dieses Alter ist auch der rechte, wenigstens kein zu später, Zeitpunkt für die Gründung einer Familie.

Vom Standpunkte der Gemeinde möchte vielleicht noch das Bedenken erhoben werden, daß nach unserem Vorschlage möglicherweise selbst an einer vierklassigen Schule sämtliche Stellen jeweilig mit definitiv angestellten Lehrern besetzt sein könnten, und dann die Gemeindekasse überbürdet wäre, zumal wenn frühe Pensionsfälle einträten. Darauf ist zunächst zu erwidern, daß diese Möglichkeit auch bei dem System 2 — das der Gesetzentwurf des Ministers von Bethmann-Hollweg im Auge hatte — vorliegt. Nach meinem Vorschlage, welcher der definitiven Anstellung eine vierjährige nicht-definitive vorhergehen läßt, wird jene Möglichkeit bedeutend eingeschränkt; und in Wirklichkeit wird der supponierte Fall, daß sämtliche Lehrer definitiv angestellt seien, höchst selten vorkommen. Nur da liegt er nahe und wird gleichsam herbeigerufen, wo die Gemeinden die älteren definitiv angestellten Unterlehrer so reichlich dotieren, daß sie nach einem selbständigen Amte nicht verlangen. Die Sache ist somit im wesentlichen

in die Hände der Gemeinden selbst gelegt; sie mögen es daher damit halten, wie sie es für gut finden.

(Der vorliegende Plan mußte selbstverständlich sich anschließen an die in Preußen bestehende Ordnung für die Vorbildung der Lehrer, wonach der Aspirant mit dem 17. oder 18. Jahre ins Seminar eintritt und mit dem 20. oder 21. Jahre seine praktische Laufbahn beginnen kann. Diese Ordnung läßt indes manches zu wünschen übrig. Namentlich ist zu beklagen, daß von den Aspiranten die Zeit zwischen der Konfirmation bis zum Eintritt ins Seminar nicht genug verwertet werden kann: die Schulung durch einen im vollen Schuldienst stehenden Lehrer in Nebenstunden läßt sich nur als ein Notbehelf bezeichnen; die Realschulen und Gymnasien sind für die meisten Präparanden nicht zugänglich; gut ausgestattete Aspirantenschulen giebt es nicht und kann es ohne namhafte Staatshülfe nicht geben. Die traurigen Folgen davon, daß die schöne Lernzeit vom 16.—18. Jahre nicht ihrer Natur nach benutzt wird, liegen vor jedermanns Augen: die mangelhafte Vorbildung ist nicht die schlimmste dieser übeln Folgen.

Nach meinem Bedünken läßt sich dem bezeichneten Übelstande wohl abhelfen und zwar durch ein Mittel, das verhältnismäßig einfach ist und auch noch in anderer Hinsicht Vorteile verspricht. Das Mittel ist dies: der dreijährige Seminarkursus werde geteilt und zwar in der Art, daß man die ersten beiden Jahre in die Altersstufe vom 16.—18. Jahre vorrücke und vorwiegend der allgemeinen Bildung widme, — sodann die Jünglinge auf etwa zwei Jahre als Hülfslehrer anstelle, und darauf erst einen theoretischen und praktischen Fachkursus von ein bis zwei Jahren folgen lasse. Auf diese Weise würde nicht nur die Zeit nach der Konfirmation besser ausgefüllt sein, sondern vermöge der Übung und Erfahrung in den Hülfslehrerjahren auch der nachfolgende Fachkursus nutzbarer werden. Auch glaube ich annehmen zu dürfen, daß dieser Bildungsgang, selbst wenn er vier Jahre dauerte, für die jungen Leute finanziell noch bequemer wäre als der bisherige; der Staat würde freilich einige Mehrkosten aufwenden müssen. — Der Besuch des Vorseminars müßte für alle, die sich dem Elementar-Schulstande widmen wollen, obligatorisch sein; hinsichtlich der beruflichen Bildung könnte es frei gegeben werden, ob jemand das Fachseminar besuchen, oder auf anderem Wege sich für die Lehrerprüfung vorbereiten will.

Es ist zwar wenig Hoffnung vorhanden, eine Änderung der regulativischen Präparanden- und Seminarordnung in der bezeichneten Richtung bewirken zu können; allein das braucht doch nicht abzuhalten, auf das Bessere wenigstens aufmerksam zu machen.)

4. Die Thesen des Herrn Ballien auf dem Kirchentage in Brandenburg.

1. Die Volksschule ist eine der wichtigsten und einflußreichsten Einrichtungen eines geordneten evangelischen Gemeinwesens. Sie ist mit ihren Lehrern und Schülern ein Glied der evangelischen Kirche.

„Kirche“ sind nicht die „Geistlichen“ allein, eine Begriffsverwirrung, welche, wenn auch nicht an diesem Orte, so doch überhaupt häufig vorkommt. Wir Volksschullehrer gehören ebenfalls zur „Kirche“ und wollen dazu gehören, so daß von einer Emancipation der Schule von der „Kirche“ gar keine Rede sein kann.

2. Ihr Charakter ist ganz unverrückbar ein christlicher, ein evangelisch-christlicher. Die bestehende Real-Union zwischen Schule und Kirche, d. i. die in Bezug auf den gemeinschaftlichen Lehr- und Glaubensinhalt ist ganz unantastbar.

Es ist kaum nötig, den Unsinn eines „Allgemeinreligionsunterrichts“, wie er zuerst durch Basedow ausgeübt und von Diesterweg aufgewärmt ist, zurückzuweisen. Wir sind als Lehrer evangelische Christen und können auch nichts anderes lehren, als das, was wir glauben und bekennen. Wenn daher z. B. die herrschende politische Partei in Preußen ihren Vorteil so wenig verstehen sollte, ihre Ziele auf diesen Punkt auszudehnen, so bin ich gewiß, daß sofort die Lehrer, welche ihren Standpunkt über den Parteien genommen haben, sich gegen dieselben kehren und diejenigen, welche sich dieser Partei angeschlossen haben und auf welche ich deshalb nicht einen Stein zu werfen vermag, da dieselben meistens aus Hoffnungslosigkeit dazu getrieben worden sind, sich von derselben abwenden würden. Ihr politisches und ihr religiöses Bewußtsein würde in Streit miteinander geraten, und letzteres würde siegen.

3. Ihr Ziel ist die Vorbildung der Jugend zum bewußten und thätigen Leben in Kirche, Gemeinde und Staat.

Nicht bloß in der Kirche soll und wird die Jugend leben; daher muß die Volksschule für alle Lebenskreise vorbilden.

4. Dies Ziel sucht sie durch Erziehung und Unterricht und durch persönliche Seelsorge an den Herzen der Kinder in und außer der Schule zu erreichen.

Ich betone ganz besonders die Erziehung. Man sieht noch jetzt gar zu häufig die Schule nur an als eine Anstalt zum Unterrichten. Dadurch wird der Lehrer zum Unterrichter und herabgewürdigt; denn er ist vor allem Erzieher.

Jede Erziehung nun ist wesentlich ein Resultat aus drei Faktoren: dem Angebornen des Kindes selbst, seinen Anlagen und Kräften, dem Vorbilde des Erziehers und der menschlichen Leitung, und dem höchsten Vorbilde unseres Herrn Jesu Christi und der göttlichen Leitung, daß dadurch aus dem Menschenkinde ein Bild Gottes werde.

So sollen wir in der Schule erziehen; wir bekommen aber häufig die Kinder schon verzogen, weil infolge der furchtbaren Leichtfertigkeit in Schließung der Ehen die wenigsten ein Bewußtsein davon haben, daß sie einst Kinder erziehen sollen. Daher ist vor allem bei Vätern und Müttern das Bewußtsein zu erzeugen, daß das erste Jahrfünft des Kindes das wichtigste ist für die Erziehung desselben.

5. **Der Lehrer muß sein ein Charakter, gläubig, fest, entschieden und wahrhaft demutsvoll.**

Wahrhaft demutsvoll. Niemand wird mehr die Demut gepredigt als dem Lehrer. Damit ist indessen häufig nur gemeint die falsche Demut vor Menschen, nicht die allein wahre Demut vor Gott.

6. **Die Persönlichkeit des Lehrers, die Liebe und Begeisterung für seinen Beruf ist mindestens ebenso wichtig, wie sein Fonds von Kenntnissen und seine methodische Fertigkeit.**

Nicht die Methode allein erlangt besondere Erfolge in Beziehung auf Erziehung und Unterricht, sonst müßte die Methode berühmter Pädagogen überall dieselben Erfolge aufweisen; sondern die Persönlichkeit, die Liebe und Begeisterung sind es, wie sie es bei Pestalozzi waren, welche die Erfolge bedingen.

7. **Das Streben des Volksschullehrerstandes nach weiterer und tieferer Bildung ist ein berechtigtes und anerkennenswertes.**

Der Lehrer bedarf einer größeren Bildung, wie er sie gerade zur augenblicklichen Ausrichtung seines Amtes gebraucht. Bedürfen z. B. Beamte der Post zur Ausrichtung ihres Amtes gerade des Maßes von Bildung, welches sie in Examinibus nachgewiesen haben müssen? Wie viel mehr der Lehrer! Aber so pädagogisch richtig die Principien des Regulativs vom 3. Oktober 1854 sind, so hat man doch durch das Regulativ vom 1. Oktober 1854 die Bildung des Lehrers mit einem Stein belastet, gegen dessen Druck noch heute die Lehrer sich wehren.

8. **Die Schule bedarf einer Selbstregierung, Selbstleitung, unter geordneter Teilnahme der Geistlichen an derselben als der speciellen Vertreter der Kirche.**

Wir wollen die Geistlichen nicht ausgeschlossen sehen, aber wir wollen auch selbst nicht bloße Maschinen sein, die nichts weiter zu thun haben, als willenlos das Aufgegebene auszuführen. Wir wollen als lebendige, mit Liebe und Begeisterung für unsern Beruf erfüllte Lehrer in der Schule wirken können. Darum wollen wir Selbstregierung, Selbstleitung.

9. Zu der bestehenden Realunion zwischen Kirche und Schule muß die meist fehlende Personal-Union zwischen Geistlichen und Lehrern kommen. Erst durch solche Personal-Union wird die Verbindung zwischen Kirche und Schule unauflöslich.

Es fehlt diese Personal-Union nicht ganz. Ich könnte sogar aus dieser Versammlung Geistliche nennen, welche mit ihren Lehrern in herzlichem Verhältnis leben. Aber allgemein ist dies Verhältnis nicht. Und doch ist dasselbe der Kitt, welcher Schule und Kirche verbinden muß, so daß da, wo solche Verbindung ist, niemand an die Emancipation der Schule von der Kirche denken kann.

10. Der Lehrer in der Schule treibt dasselbe Amt, wie der Pastor in der Kirche.

Und ich glaube, wahrlich nicht das geringere. Denn wenn das Fundament zu einem Gebäude nicht gut gelegt ist, da möchte ich sehen, was aus dem Gebäude selbst werden soll. Darum

11. Der Lehrer steht als Amtsbruder zu dem Geistlichen in dem Verhältnis eines Diakonus.

12. Ein unbedingtes Erfordernis für die Personal-Union zwischen Lehrer und Geistlichen ist die Achtung, welche letzterer überall gegen den ersteren als seinen Amtsbruder bezeigen muß.

Nicht auf Herrschen und Befehlen kommt es an, sondern auf Liebe-üben und Sorgetragen. Das entspricht dem Geiste des Christentums auch in diesem Verhältnis.

13. Der Lehrerstand ist berechtigt, diejenige Stellung in der Gesellschaft zu beanspruchen, welche ihm vermöge der Erhabenheit seines Berufes gebührt.

14. Die Geistlichen müssen mit herzlicher Teilnahme sich der äußern Not des Volksschullehrerstandes erbarmen und mit Energie die Verpflichteten zur Befriedigung des unbedingt Nötigen zu bewegen suchen. Ist die Kirche die Mutter der Schule, so muß sie vor allen ihre Mutterpflichten gegen die Tochter erfüllen.

15. Die Witwen und Waisen der Volksschullehrer bedürfen der dringendsten opferwilligen Hülfe eines evangelischen Gemeinwesens.

Es ist hier nicht Ort noch Zeit, auf die wundesten aller Punkte näher einzugehen. Sie sind jedermann bekannt. Seit vielen Jahren werden wir vertröstet und hingehalten, aber Hülfe kommt nicht.

16. Die Kirche sei der barmherzige Samariter gegen die Schule, der sich seines Nächsten gern annimmt, wo andere mitleidlos an der Not vorübergehen.

Nachbemerkung d. Red. Es ist ein alter Gebrauch, daß die Lehrer in betreff der Schulorganisation sich durchweg viel mit ihren Wünschen, aber wenig, und wenig ernstlich sich damit befassen, zu erwägen, wie eine Schulverfassung in die Verfassung des Staates, der Kirche und des socialen Lebens eingreift. Lehrer dieser Art, sofern sie bis auf einen gewissen Grad der Kirche freundlich zugethan sind, werden kaum begreifen, was z. B. an Herrn Balliens Thesen zu tadeln sein soll: sie sind ihnen aus dem Herzen gesprochen. Da wird gewünscht, daß die Kirche mit der Schule verbunden bleibe („Real-Union“), daß Lehrer und Pfarrer sich eines guten Einvernehmens befleißigen möchten („Personal-Union“), daß die Kirche als ein barmherziger Samariter sich die Notstände der Schule zu Herzen gehen lasse; ferner: daß die Bildung der Lehrer eine gründlichere und gediegenere werde, und endlich — falls wir Herrn Ballien recht verstehen — daß der Schulstand sich, wie die Geistlichen, Militärs u. s. w., der Aufsicht und Leitung von Berufsgenossen erfreuen möge. Die genannten Lehrer denken nun, diese Wünsche seien doch in der That so gemessen wie billig, und hoffen, alle guten Leute würden Werk und Meister loben. Daß sich jetzt aber die Not, nämlich die Not des Überlegens erst anhebt, begreifen die Guten einstweilen nicht.

Den Männern der Kirche geht es durchweg gerade so wie diesen Lehrern: sie sagen gelegentlich ihre kirchlichen Wünsche her und fragen dann nicht viel danach, ob die Schulanstalten und der Schulstand auf dem Wege auch dazu gelangen werden, was für sie nützlich und billig ist. Es rührt dieses Übersehen des Schulinteresses nicht von Übelwollen her, wie auch das andere Übersehen von seiten jener Lehrer nicht aus Abneigung gegen die Kirche stammt. Dort wie hier fließt es aus derselben Quelle: Ein jeglicher siehet zunächst auf das Seine. Da nun bei der bestehenden staatskirchlich-scholarchischen Schulverfassung das Interesse der Kirche, wie man es gewöhnlich faßt, genügend befriedigt wird,[1]) so geben sich Geistliche

---

[1]) Männer, die mit klarem Blicke die Verhältnisse besehen und nach besseren Kirchenzuständen sich sehnen, können und dürfen sich nicht damit zufrieden geben. Der geschätzte Herr Superintendent Bauerfeind in Lützen sprach vor etlicher Zeit gegen den Schreiber dieses die Ansicht aus, daß der Schule wie der Kirche nur

dieser Art gewöhnlich nicht einmal die Mühe, die ihnen entgegenkommenden Vorschläge zur Änderung genau anzusehen: was gegen die bestehende Scholarchie sich ausspricht, muß nach ihnen auch gegen die Kirche gerichtet sein; also weg damit!

Jene Lehrer und diese Pastoren sind es hauptsächlich, welche bisher eine Verständigung zwischen dem Interesse des Schulwesens und dem der Kirche im Wege gestanden haben.

Doch kommen wir zu den Thesen!

In These 1 heißt es: „Die Volksschule ist mit ihren Lehrern und Schülern ein Glied der evangelischen Kirche."

Referent befindet sich diesem Satze gegenüber schon sofort in Verlegenheit, weil er zweifelhaft ist, wie der Herr Verfasser denselben verstanden haben will. Nach der bestehenden preußischen Gesetzgebung ist die Volksschule nicht ein Glied der Kirche in dem Sinne, daß sie der Kirche inkorporiert, und dieser Körper dieses seines Gliedes mächtig wäre. Das Allgemeine Preußische Landrecht sagt Teil II, Tit. 12, § 1: „Die Schulen sind Veranstaltungen des Staates." Damit stimmen die §§ 20 bis 26 der Verfassungsurkunde im wesentlichen überein, obgleich hier der Ausdruck „Staatsanstalt" vermieden ist. Die Schule soll der Kirche durch den religiösen Unterricht dienen, und die Kirche soll diesen Unterricht leiten; aber jener Dienst und diese Leitung stehen unter der Aufsicht vom Staate ernannter Behörden (§ 23). Der Staat ist der eigentliche Schulregent; die Kirche kann der Schule nicht unmittelbar Vorschriften geben, sondern nur mit Bewilligung und durch Vermittelung der staatlichen Schulbehörde. Wie viel Einfluß auch die bestehende Schulordnung der Kirche hinsichtlich der Schulleitung zuspricht, so besitzt die Kirche diesen Einfluß doch nicht kraft eigenen Rechtes. Der Staat, welcher die Schulordnung erlassen hat, darf dieselbe auch ändern und den bisherigen Einfluß der Kirche beschränken, ohne daß die Kirche deswegen auf Verletzung ihrer Rechte klagbar werden könnte. Die Schule, d. h. die Volksschule ist also im eigentlichen, rechten Sinne des Wortes nicht ein Glied der Kirche.

---

dann recht geholfen sein werde, wenn der Lehrerstand die Ordination und damit die volle geistliche Würde und Einordnung in die Kirche erhalte. Ref. kann freilich diese Auffassung nicht teilen — abgesehen davon, daß sie ohne eine bischöfliche Kirchenverfassung schwerlich ausführbar sein würde — aber er freute sich doch ein wenig, wiederum einen Kirchenmann aus dem deutschen Norden kennen gelernt zu haben, der es längst eingesehen hatte, daß bei der bestehenden Ordnung zwischen Schulwesen und Kirche etwas nicht in Ordnung ist, mit dem man daher auch unter gegenseitigem Verständnis und im Frieden über diese Kirchen- und Schulfrage reden konnte.

Vielleicht hat der Herr Verf. aber nicht den juristischen Vollsinn im Auge gehabt, sondern — da er neben der Schulanstalt und dem Lehrer auch von den Schulkindern spricht — bloß dies, daß die Schulkinder und Lehrer auch Mitglieder einer Kirchengemeinde sind. Allein bei dieser Auffassung wird der Satz: „die Volksschule ist ein Glied der Kirche," noch unsicherer; denn es giebt Schulen, z. B. in Holland, wo Schüler und Lehrer ein und derselben Kirchengemeinde angehören, während doch die Kirche keine Rechte an die Schule, und die Schule keine Pflichten gegen die Kirche hat, also beide ganz voneinander geschieden sind.

These 2 scheint nun den unbestimmten Sinn des Schlußsatzes der ersten These präcisieren zu sollen, indem dort erklärt wird, die „Real-Union" zwischen Schule und Kirche bestehe in dem gemeinschaftlichen Lehr- und Glaubensinhalt. Diese Art von Union kann aber auch zwischen einer freien Privatschule und der Kirche vorhanden sein, ohne daß diese auch nur das geringste Recht an jene hat. Daß diese Privatschule den kirchlichen Lehrinhalt festhält, ist für die Kirche etwas Zufälliges; der Gründer der Schule, sei es nun der Lehrer oder ein Familienverband, kann diesen zufälligen Thatbestand jeden Augenblick ändern, falls das Gesetz das Privatschulwesen vollständig freigegeben hat. In Preußen ist nun allerdings die „Real-Union" zwischen den öffentlichen Volksschulen und der Kirche, d. h. nach dem Herrn Verfasser „der gemeinschaftliche Lehr- und Glaubensinhalt", rechtsbeständig; auch hat der Staat in seiner Verfassungsurkunde versprochen, diesen Bestand aufrecht zu erhalten. Ohne Zweifel ist dieses Versprechen von Wert; es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß sich die Kirche damit nicht begnügen darf. Sie muß fragen: Durch welche Mittel und auf welchem Wege soll es ausgeführt werden? welches sind die Veranstaltungen, die den Einfluß der Kirche auf das gesamte Schulwesen dergestalt sicher stellen, daß die Gemeinsamkeit des Lehr- und Glaubensinhaltes garantiert ist?

Das ist die Frage zwischen Kirche und Schule.

Die bestehende Schulordnung hat sie in der Art zu lösen versucht, daß einerseits die bezüglichen Vorschriften über Schuleinrichtung und Schulunterricht im Einverständnis mit den Kirchenbehörden erlassen werden, und andrerseits die technische Aufsicht über das Schulwesen ganz oder teilweise kirchlichen Beamten übertragen worden ist. Die Berufung von Theologen zu den Seminardirektorstellen — eine Maßnahme, die zwar das Gesetz nicht verbürgt, aber in der Verwaltungspraxis die Regel bildet — wird ebenfalls als eine Konzession zu Gunsten der Kirche zu betrachten sein. Wer nun vor einer kirchlichen Versammlung eine Änderung dieser Form des Schulregiments in Anregung bringen will, muß auch in der Lage sein,

solche Vorschläge zu machen, welche der Kirche den benötigten Einfluß auf das Schulwesen in demselben Maße garantieren, wie die bestehenden Einrichtungen. Vermag er dies nicht, so läuft er Gefahr, für einen solchen gehalten zu werden, der entweder den Kern der Frage nicht verstehe, oder aber mit seiner persönlichen Stellung zur Kirche noch nicht in der wünschenswerten Weise im reinen sei.

Wie die Leser aus den obigen Thesen ersehen, hat der Herr Verfasser sich leider dieser Gefahr ausgesetzt. Statt positiver Vorschläge bieten die Thesen in der fraglichen Beziehung nur die unklare, vage Behauptung: „Die Volksschule ist mit ihren Lehrern und Schülern ein Glied der evangelischen Kirche;" und dann die nicht weit tragende persönliche Beteuerung: „Die bestehende Real-Union zwischen Schule und Kirche, d. i. die in Bezug auf den gemeinschaftlichen Lehr- und Glaubensinhalt ist ganz unantastbar."[1])

Wie unzulänglich die Thesen des Herrn Ballien in Beziehung auf die Kirche sind, tritt noch schärfer hervor, wenn man den andern Pol, die These von der „Selbstregierung der Schule", daneben betrachtet.

Zunächst sieht sich die Beurteilung leider wieder durch die teils unklare, teils grundverkehrte Fassung der These 8 aufgehalten.

Der abstrakte Ausdruck „Schule" ist hier ganz unstatthaft und irreleitend. In unserer Zeit, wo die Ansichten über die Verfassung des Schulwesens sich ohnehin so schwer verständigen können, wird dieser Ausdruck zu einem wahren Vexierwort.

Nimmt man es in dem Sinne wie die analog entstandenen Ausdrücke: „Post", „Militär" u. s. w., so sind damit die gesamten (Volks-) Schulanstalten nebst den darin dienenden und sie regierenden Beamten (vom Schulgehülfen bis zum Unterrichtsminister) verstanden. Diese Auffassung, welche dann gewöhnlich auch „Schule" und „Schulwesen" identisch setzt, ist die übliche, d. h. da, wo man von einer gesonderten Schulgemeinde absieht. Schreiber dieses, der zum Schulwesen auch die Schulgemeinde rechnet, würde also, wenn er das Wort „Schule" in dem Sinne von Schulwesen gebrauchte, sich mit der üblichen Auffassungs- und Aus-

---

[1]) Schreiber dieses hat in seiner Schrift Die freie Schulgemeinde (Ges. Schr. 8. Bd. S. 201 ff.) auf die Frage vom Verhältnis des Schulwesens zur Kirche mit positiven Vorschlägen zu antworten versucht. Möglicherweise erlebt dieser Versuch außerhalb Rheinland-Westfalen denselben Vorwurf, den nämlich, daß der Verfasser entweder den Kern der Frage nicht gefaßt habe, oder aber daß seine Stellung zur Kirche resp. sein Begriff von der Kirche noch nicht in Richtigkeit sei. Einstweilen glaubt er indessen in der Lage zu sein, sich eintretendenfalls über solche Nachrede trösten zu können, zumal er hoffen darf, daß sie auf heimischem Boden nicht erhoben werden wird.

drucksweise nicht verständigen können. Dort ist das Wort „Schule“ so verständlich, wie untadelig. Leider begegnet man aber in diesen Kreisen, namentlich unter den Lehren, wieder dem Mißverstand und Mißbrauch, der den Begriff „Schule“ mit den Begriffen „Kirche“ und „Staat“ koordiniert. Kirche und Staat stellen aber Gesellschaften dar; die „Schule“ in dem bezeichneten Sinne — wo die Schulgemeinde nicht mitgedacht wird — ist dagegen ein Institut, resp. eine Anzahl von Instituten, die wie die postalischen Anstalten unter eine gemeinsame Administration gebracht worden sind. Eine Logik, welche diese drei Wesen begrifflich koordinieren kann, muß notwendig auch das Kunststück verstehen, Äpfel, Nüsse und etwa — schwarze Seife begrifflich zu koordinieren. Dank der anerkannten logischen Schulung der deutschen Lehrer, muß man seit Jahrzehnten den Versuchen zu derartigen Kunststücken nicht gar zu selten begegnen.

Da hat etwa jemand von der Selbstverwaltung der bürgerlichen oder kirchlichen Genossenschaften reden hören, flugs überträgt er das Wort auch auf das Schulwesen, auf seine „Schule“, die doch in seinem, d. i. in dem üblichen Sinne nur, wie die „Post,“ die „Justiz“ ꝛc., eine Anzahl von Anstalten begreift, welche von einem oder mehreren Gemeinwesen unterhalten und administriert werden. Die „Schule“ in diesem Sinne ist abhängig, abhängig von denen, welche die Schulanstalten und ihre Verwaltung gegründet haben und unterhalten. Diese „Schule“ ist keine „juristische Person“, sie bildet kein korporatives „Selbst“; das Wort „Selbstverwaltung“ in dem bekannten Sinne genommen, kann also hier nicht gebraucht werden, wenn es seinen anerkannten Sinn behalten und keine babylonische Sprachverwirrung entstehen soll. Will man auf dem Schulgebiete, als einem von dem staatlichen, bürgerlichen, kirchlichen Gebiete gesonderten Territorium, von „Selbstregierung“ reden, so muß erst eine gesonderte Schulgenossenschaft vorhanden sein. Die Schulgenossenschaft kann nun nach dem Princip des Selfgovernments organisiert werden; die Schulanstalten sind dagegen durchaus abhängig; die in dem Schulwesen dieser Genossenschaft angestellten Personen, sowohl die mit der Aufsicht und Leitung als die mit der unmittelbaren Schularbeit betrauten, sind Diener, nicht Herren; sie stehen nicht auf eigenem, sondern auf dem der Schulgemeinde angehörigen Boden. Sie haben nicht selbst sich ins Amt gesetzt; sie sind dazu berufen worden. Nur der Privatlehrer, der selbst seine Schule gegründet hat, steht auf eigenem Grund und Boden; er mag denn auch nach Belieben von einer „Selbstverwaltung der Schule“ reden.

Herr Ballien spricht in These 8 ebenfalls von der „Selbstregierung, Selbstleitung der Schule". Da in seiner Rede nirgend von einer Schulgemeinde die Rede ist, so muß man natürlich annehmen, daß auch er den Begriff „Schule" in dem üblichen Sinne faßt, wo eben das Wort „Selbstverwaltung" nicht am Platze ist. Der Zusatz zu These 8 scheint sogar „Schule" und „Lehrstand" als gleichbedeutend zu setzen, indem es dort im unmittelbaren Anschluß an den Satz, „die Schule bedarf einer Selbstregierung," heißt: „Wir (Lehrer) wollen — nicht bloße Maschinen sein; — wir wollen als lebendige, mit Liebe und Begeisterung für unsern Beruf erfüllte Lehrer in der Schule wirken können; darum wollen wir Selbstregierung, Selbstleitung." Wie diese Zusammenstellung von „Schule" und „Lehrstand" auch gemeint sein mag, — jedenfalls durfte sie einem Redner nicht entschlüpfen, der im Eingange seines Vortrags gegen die Begriffsverwirrung protestiert, welche Geistlichkeit und Kirche identifiziert.

Die These 8 ist daher ihrem Wortlaut nach — und namentlich an dem Orte, wo sie ausgesprochen wurde — so unklar und irreleitend als möglich. Deuten wir die Worte im Sinne der gewöhnlichen Wünsche des Lehrerstandes, so hat der Herr Verfasser nur sagen wollen, das Schulwesen müsse in technischer Hinsicht durch sachverständige, aus dem Schulstande hervorgegangene Männer beaufsichtigt und geleitet werden. Ist dies in der That der Sinn der achten These, so sind die Ausdrücke „Selbstregierung, Selbstleitung der Schule", resp. des Lehrerstandes offenbar über die Maßen unpassend. Sollte indessen unsere Deutung nicht richtig sein, und Herr Ballien wirklich bei dem Worte „Schule" die Schul*gemeinde* gemeint haben, so war es noch ungeschickter, den landläufigen Ausdruck „Schule" zu gebrauchen und dagegen den weitaus unbekannteren Begriff der „Schulgemeinde" in der ganzen Rede konsequent zu verschweigen.

Hat nun der Herr Verfasser in These 8, wie wir vorhin annahmen, den Wunsch ausdrücken wollen, der Lehrerstand möge sich wie die Geistlichen, Juristen, Militärs ꝛc. in technischer Hinsicht der Aufsicht und Leitung von Berufsgenossen erfreuen können: so ist das eine Ansicht, welche der Schreiber dieses bekanntlich in der Theorie durchaus teilt. Wir meinen aber, der Herr Verfasser hätte, indem er diesen frommen Wunsch dem Kirchentage ans Herz legen wollte, vor allen Dingen darlegen müssen, wie bei dieser vorgeschlagenen Neuerung der wünschenswerte Einfluß der Kirche auf das Schulwesen gesichert bleiben könne. Seine 8. These mußte ihn dringlich mahnen, die 1. und 2. These, welche eigentlich nur eine Art Bekenntnis enthalten, durch positive Vorschläge zur Verbindung von Schule und Kirche zu vervollständigen.

Wir finden uns nicht veranlaßt, auf die übrigen Thesen näher einzugehen.[1])

Die Redaktion wäre dieser Erörterung überhaupt gern überhoben gewesen. Da aber Herr Ballien uns um Abdruck seiner Thesen ersuchte, und wir diesem Wunsche willfahren zu müssen glaubten, so hielten wir uns den Lesern des Schulblattes gegenüber verpflichtet unsern Dissensus ebenfalls in einigen Bemerkungen darzulegen.

Es sollte uns freuen, wenn wir ein anderes Mal dem Herrn Kollegen Ballien auf einem gemeinsamen Wege zu einem gemeinsamen Ziele begegnen könnten.

---

[1]) Im Vorbeigehen sei doch noch bemerkt, daß der Ausdruck in These 13, „Erhabenheit" des Lehrerberufs, auf nüchterne Leser keinen günstigen Eindruck machen kann.

Vierter Abschnitt.

Unterrichtsfragen.

1. Die Schulkonferenz im preußischen Unterrichtsministerium.

Nach langer, langer Zeit hat der Lehrerstand in diesem Jahre einmal wieder Schulfrühlingsluft spüren und sich ein wenig mit Frühlingshoffnungen tragen dürfen.

Vorab kam ein Ministerwechsel im Gebiet der Schulverwaltung. Die Ansichten des neuen Ministers waren freilich noch unbekannt; daher konnte diese Personalveränderung einstweilen nicht mehr sagen, als daß der Herr von Mühler, der den Lehrern niemals zu besonderen Hoffnungen Anlaß gegeben hatte, jetzt nicht mehr im Wege stehe. Auch schien der Ministerwechsel hauptsächlich durch politische Umstände veranlaßt zu sein — wie herkömmlich. Allein wer in so vielfachem Betracht lediglich auf die Zukunft und das Hoffen angewiesen ist, wie der preußische Lehrerstand es seither war, der sieht in jeder Veränderung gern schon ein Anrecht zu einer Hoffnung auf wirkliche Verbesserung.

Dann kam das neue Schulaufsichtsgesetz. Es ist freilich noch kein organisierendes Gesetz, sondern nur der Anfang zu einem solchen, indem bloß der Grundsatz festgestellt wird, daß die oberste und entscheidende Leitung des Schulwesens in den Händen der Staatsregierung liegen soll. Veranlaßt war diese Neuerung ebenfalls wieder durch politische und kirchenpolitische Umstände. Welche Vorteile der preußischen Volksschule in ihrer Gesamtheit daraus erwachsen werden, läßt sich noch nicht absehen. Jedenfalls steht jetzt der Schulbehörde kein rechtliches Hindernis mehr im Wege, die Schulaufsicht so zu organisieren, wie es die Natur und Aufgabe der Schule verlangen — wenn sie will.

Zum dritten kam die Schulkonferenz im Unterrichtsministerium. Das war eine That des neuen Ministers, an welcher die hohe Politik

keinerlei Anteil hatte — und es war eine bedeutsame That. Jetzt schien die Hoffnung des Lehrerstandes festen Fuß fassen zu können — wenigstens hinsichtlich der inneren Schulangelegenheiten. Es ist zwar daran erinnert worden, diese Konferenz sei doch nicht etwas absolut Neues gewesen, da auch im Jahr 1849 eine durch das damalige Unterrichtsministerium berufene Versammlung von Schulmännern in Berlin getagt habe. Bei genauerem Zusehen stellt sich jedoch zwischen der damaligen und der heurigen Konferenz ein großer Unterschied heraus. Jene beriet bloß über die Präparandenbildung und die Seminarien; diese über fast sämtliche innere Angelegenheiten des Volksschulwesens. Damals präsidierte der Geheimrat Stiehl; jetzt der Unterrichtsminister selbst. Jene Versammlung bestand bloß aus Seminardirektoren und Seminarlehrern: in dieser saßen außer dem Personal des Unterrichtsministeriums:

6 Schulräte (Arnold, Bayer, Bock, Kellner, Spieker, Wetzel),
5 Seminardirektoren (Fix, Giebe, Lange, Schorn, Treibel),
5 Mitglieder des Landtages (v. Kleist-Retzow, v. Mallinckrodt, Dr. Paur, Richter, Dr. Techow),
2 Männer aus Privatstellungen (Dr. Schirm, Weiß)[1]) und
2 Volksschullehrer (Bohm, Dörpfeld).

Damals scheinen die Ansichten wenig auseinandergegangen zu sein: die 22 Sätze der Vorlage wurden im wesentlichen unverändert angenommen und sind später die Grundlage des Präparanden- und Seminarregulativs geworden. (Vgl. „Aktenstücke zur Geschichte der Regulative", S. 55.) Diesmal traten in manchen Punkten recht differente Ansichten zu Tage, wie schon die Protokolle zeigen können, obschon dieselben alles in sehr verjüngtem Maßstabe darstellen. Damals tagte man im rauhen Wintermonat des Jahres 1849; jetzt in den hellsten Frühlingstagen des reichen Jahres 1872.

Aber noch eine andere Gruppe von Unterschieden darf nicht übersehen werden. Damals, in der Seminarlehrerkonferenz, wurden förmliche Beschlüsse gefaßt, wie die 22 Thesen zeigen, die als das Ergebnis der Konferenz veröffentlicht werden konnten. Dieses Mal sollte, wie das Einleitungswort des Ministers sagte, „von förmlichen Abstimmungen und Feststellung von Majoritätsvoten keine Rede sein," doch wurde gewünscht, „daß jedes Mitglied seine Auffassung über die einzelnen Fragen kund gäbe." Diesen Charakter der Verhandlungen muß man sich merken: er

[1]) Dr. Schirm war früher Vorsteher einer Handelsschule in Wiesbaden; C. Weiß war in jüngeren Jahren Lehrer an einer höhern Töchterschule, widmete sich später dem Kaufmannsstande und ist jetzt Vorsteher des Berliner Viktoria-Bazars und der damit verbundenen Fortbildungsanstalten für erwachsene Mädchen.

erklärt manches, was sonst dem Draußenstehenden nicht ganz durchsichtig werden will. So z. B. dies, daß jene Seminarkonferenz zu den Verhandlungen über ihr partielles Gebiet 12 Tage (vom 15. bis 27. Jan.) in Anspruch nehmen konnte, während die heurige über ihre ausgedehnte und verzweigte Vorlage nur acht Sitzungen gehalten hat und doch, wie es scheinen könnte, in dieser kurzen Zeit damit fertig geworden ist. In der angedeuteten Weise ist sie allerdings damit „fertig" geworden: Jeder hat seine Meinung frei und ungehemmt sagen können. Man wird aber auch begreifen, daß die knappe Zeit von acht Sitzungen zu wirklich eingehenden Debatten nicht den nötigen Raum bot. Hätte es in der Absicht gelegen, die verschiedenen Ansichten sich so miteinander messen und verständigen zu lassen, daß bestimmte Majoritäts- und Minoritätsvoten möglich wurden: so würde die Konferenz wenigstens 3—4 Wochen haben in Anspruch nehmen müssen. Angesichts der langen Zeit, während welcher das Schulgesetz hat auf sich warten lassen, und angesichts der Tragweite eines Unterrichts-Reglements, das in dem großen preußischen Staate das Volksschulwesen samt der Lehrerbildung ordnen soll, hätte ihr, wie mich dünkt, eine längere Beratungszeit wohl gegönnt werden dürfen. Jetzt sind manche wichtige Fragen nur eilig berührt, oder wenigstens nicht ausreichend ins klare gestellt worden. Es wurde dies namentlich solchen Anträgen schmerzlich fühlbar, die neue Geleise suchten und darum sich nicht schnell verständlich machen konnten.

Es will mir auch scheinen, als ob die Konferenz mehr zur Information und Orientierung des Ministers als zur Einwirkung auf das Publikum bestimmt gewesen wäre; denn im andern Falle würden ohne Zweifel stenographische Aufzeichnungen anstatt der jetzigen knappen Protokolle beliebt worden sein.

Für den Lehrerstand war bei dieser Konferenz insbesondere noch der Umstand interessant, daß auch aus seiner Mitte zwei Glieder mit zu Rate saßen. Zwei Schulmeister im Salon des Ministerhôtels — das war in Preußen ein fast erschreckendes Novum! Es liegt nahe, gerade dies als ein sicheres Zeichen einer günstigen „neuen Ära" für den Schulstand deuten zu wollen. Nehmen wir es in gutem Glauben ja so an: der Lehrerstand hat alle Ursache, dem neuen Minister dafür dankbar zu sein, daß er den alten Bann dem Anfange nach durchbrochen hat. Allein auch der Hoffnungsseligste wird nicht übersehen haben, daß neben sechs Schulräten und fünf Seminardirektoren doch nur zwei Vertreter der praktischen Volksschularbeit saßen. Ein Artikel der (kath.) „Kölner Volkszeitung", der allem Anschein nach von einem Mitgliede der Konferenz herrührte, meinte zwar jüngst, „die Parteistellungen seien gleichmäßig vertreten gewesen."

Wie die Protokolle ausweisen, trifft diese Abschätzung aber schon in dem Sinne nicht zu, in welchem die gewöhnliche Zeitungssprache von Parteistellungen redet; denn die „Reformpartei" war offenbar minder zahlreich vertreten als die „konservative". Im Blick auf die Stellung und die Wünsche des Schularbeiterstandes ist diese Schätzung aber noch viel unzutreffender — es müßte denn sein, daß jener Korrespondent unserm Stande das kolossale Kompliment habe machen wollen, zwei Lehrer hätten ebenso viel Gewicht als sechs dermalige Schulräte oder fünf dermalige Seminardirektoren. — Aber noch eins. Bin ich recht orientiert — und ich glaube es zu sein — so sind ursprünglich nicht sechs, sondern acht Schulräte, und dagegen nur ein Lehrer eingeladen gewesen. Erst als sich ergab, daß zwei dieser Schulräte durch persönliche Umstände verhindert waren, an der Konferenz teil zu nehmen, erst da wurde noch ein zweiter Lehrer zugezogen. Der Schreiber dieses ist dieser Lückenbüßer gewesen. Wie weit es bei dieser Lage der Sache noch erlaubt ist, jenem Zeichen einer „neuen Ära" zu Gunsten des Lehrerstandes eine große Bedeutung beizulegen, mag der Leser bei sich selber näher erwägen. Eine einköpfige Vertretung unseres Standes haben wir hier am Rhein schon früher, schon unter dem Oberpräsidium des Herrn v. Kleist-Retzow, erlebt. Meine Notiz will übrigens niemanden in seinen berechtigten Hoffnungen stören, sondern nur eine Thatsache mitteilen und zur Nüchternheit mahnen. Hoffen ist ja angenehm; aber hinterher gewahren müssen, daß man sich mit Illusionen beschäftigt habe, ist entschieden unangenehm. Möge der Lehrerstand nur dafür sorgen, daß er da, wo er freies Wort hat — in der Lehrarbeit, in seinen Versammlungen, in den Schulblättern und wo es sonst sei — ehrenhaft vertreten ist: dann wird die gebührende offizielle Vertretung schon kommen, wenn auch langsam. Extravaganzen und hochbeinige Albernheiten dagegen, wie sie bei großen Lehrerversammlungen leider noch so häufig, dem Schaum gleich, nach oben treten, sind unzweifelhaft nicht geeignet, um unsern Stand in der Achtung des Publikums zu heben.

Im Vorbeigehen möchte ich vergleichungsweise noch mit einigen Worten der vorerwähnten rheinischen amtlichen Schulkonferenz — aus der Jugendzeit der Regulative — gedenken. Vergleichungen sind immer lehrreich.

Als das dritte Regulativ in der hiesigen Provinz eingeführt werden sollte, wurde für gut befunden, demselben eine genauere „Anweisung" beizugeben. Während nun anderwärts, so viel mir bekannt, die Schulräte ohne weiteres eine solche Instruktion ausarbeiteten, berief der damalige Oberpräsident v. Kleist-Retzow im April 1855 eine Anzahl bei der Schulverwaltung beteiligter Männer nach Koblenz, um zuvor darüber in Beratung zu treten. Interessant ist vorab ein Blick auf die Zusammen-

setzung der Konferenz. Außer dem Oberpräsidenten, der den Vorsitz führte, dem Verfasser der Regulative, der eigens von Berlin herübergekommen war, und dem Provinzialschulrat Dr. Landfermann, der als Referent zu fungieren hatte, nahmen an den Beratungen teil:

1 Generalsuperintendent,
1 Regierungspräsident,
4 Regierungsschulräte,
2 Landräte,
3 Pastoren,
1 Seminardirektor und
1 Lehrer.

Wie man sieht, ist der Lehrerstand auch hier nicht ganz vergessen: es war der damalige Hauptlehrer an der evang. Schule in Koblenz, der die Ehre hatte mit in der hohen Gesellschaft zu sitzen.

Wie wenig günstig diese Versammlung zusammengesetzt war — für eine Beratung, bei der es sich hauptsächlich um die praktische Schularbeit handelte, braucht nicht besonders bewiesen zu werden. Die große Zahl der regierenden Personen neben der kleinen Zahl der lehrenden (ein Seminardirektor und ein Volksschullehrer) sagt schon genug. Auch war gerade der älteste und erfahrenste unter den beiden evangelischen Seminardirektoren der Provinz daheim gelassen worden; und unter den eingeladenen Pastoren befand sich nur ein einziger geborner Rheinländer, und von den beiden andern gehörte der eine erst seit ein paar Monaten dem Rheinlande an.

Der Referent in dieser Konferenz, Dr. Landfermann, scheint ebenfalls der Meinung gewesen zu sein, daß der Lehrerstand dort eine zu ungenügende Vertretung gehabt habe; denn als er den Auftrag erhielt, auf Grund der Konferenzverhandlungen die „Anweisung" zur Einführung der Regulative zu entwerfen, hat er es für zweckmäßig gehalten, vorher bei mehreren Lehrern schriftliche Gutachten einzuholen. Sein Entwurf wurde jedoch vor der Publizierung in Berlin revidiert. Diese Instruktion hat den rheinischen Schulen manchen guten Dienst gethan — namentlich auch den, sie vor dem damaligen neuen Andrang des alten Memorier-Materialismus im Religionsunterricht einigermaßen zu schützen und auf die richtige Weise des Lehrens und Lernens in diesem Fache hinzuweisen. Ich will nur an eine Stelle erinnern, die meines Erachtens auch einem künftigen neuen staatlichen Regulativ zur Zierde gereichen würde. Es heißt S. 6: „Beim biblischen Geschichtsunterricht ist die Aufgabe des Lehrers, die Kinder mit sämtlichen Geschichten allmählich ganz[1]) vertraut

[1]) Die Ausdrücke „sämtliche" (Geschichten) und „ganz" (vertraut) würde

und dieselben ihnen *lieb und wert* zu machen. Daran, daß *dieses* erreicht wird, **an der Freude der Kinder an der Sache,** hat der Lehrer als an dem sichersten Merkmal zu erkennen, ob seine Behandlung der Sache die rechte gewesen ist." — Das war eine wahrhaft *geistliche* Bestimmung über diese geistliche Schularbeit. Sie konnte aller Hetzerei und Quälerei der Lehrer und Schüler vorbeugen, so weit es unter den obwaltenden Umständen möglich war — wenigstens da, wo die Schulrevisoren und Lehrer diesen trefflichen Rat zu würdigen vermochten. Denn „*vertraut*" sein heißt nicht, sein Geschichtspensum „aufsagen" können; — und ein „*allmähliches*" Vertrautmachen verlangt ein anderes Lernen als das, welches das Wurststopfen zum Vorbild nimmt; — und die Aufgabe, den Kindern die Geschichten *lieb und wert* zu machen, schließt sowohl das steife, speditionsmäßige Vorerzählen, als das Drängen auf selbständiges Wiedererzählen großer Geschichtsmassen absolut aus. — Ich sagte vorhin: der „*Anweisung*" verdanke die rheinische Schule diesen Schutz gegen den Memorier-Materialismus. Genauer müßte es heißen: der sicheren Hand, welche die „Anweisung" entworfen hat — nicht der *Konferenz*, welche vorher darüber beraten hatte; denn wie die Protokolle ausweisen, stand in diesem Punkte wie in noch manchen andern der Referent mit seinen gesunden Ansichten fast isoliert. Selbst der Vertreter des Lehrerstandes hatte sich von dem damaligen Strome wenigstens so weit hinreißen lassen, daß er forderte (S. 5 des Prot.): „Diejenigen Geschichten, welche die Grundthatsachen des Heils enthalten, müssen *wörtlich gelernt* werden."

Die heurige ministeriale Schulkonferenz zu Berlin ist offenbar günstiger zusammengesetzt gewesen als jene oberpräsidiale zu Koblenz; aber in der Berücksichtigung des Volksschullehrerstandes zeigen beide noch keinen großen Unterschied. Möchte dieser Fehler sich in den Nachwirkungen nicht allzusehr spürbar machen.

Ohne Zweifel werden die Leser auch einige Mitteilungen über den *Inhalt* der Konferenzberatungen erwarten. So Gott will, soll diese Erwartung erfüllt werden. Man wolle aber noch eine kleine Weile Geduld haben. Wenn einer plötzlich auf einige Wochen aus seiner Arbeit herausgerufen wird, so findet sich, wie jeder weiß, nachher vieles nachzuholen. Zu schriftlichen Aufzeichnungen der gemeinten Art, die eine sorgfältige Redaktion verlangen, hat sich bis jetzt noch nicht die Zeit bieten

---

ich allerdings — als zu drängerisch — schlechtweg fallen lassen; und wahrscheinlich würde der Verfasser der rhein. „Anweisung" es auch so gemacht haben, wenn er völlig freie Hand gehabt hätte.

wollen. Auch glaubte ich, das Erscheinen der Protokolle abwarten zu sollen. In einem größeren Kreise von Kollegen aus Berg und Mark, der sich jüngst hier zusammenfand — es mochten an 300 Lehrer zugegen sein — habe ich auf Ersuchen bereits ziemlich ausführliche Mitteilungen gemacht. Dieser mündliche Bericht beschränkte sich jedoch, soweit er den Inhalt der Verhandlungen betraf, auf meinen Anteil an denselben. In diesen Schranken wird sich im wesentlichen auch der schriftliche Bericht halten müssen. Meinen Amtsgenossen darüber Rechenschaft zu geben, wie ich als einer ihrer Vertreter meine Aufgabe in dieser Konferenz aufgefaßt und auszuführen versucht habe — das ist mir eine Gewissens- und Ehrenpflicht; ein weitergreifendes Referat würde über meine Zeit und Kraft gehen. Auch in dieser Beschränkung wird der Bericht noch Mühe genug kosten, da mir außer einer Abschrift der schriftlich eingereichten Anträge nur einige dürftige Notizen zu Gebote stehen. Während der Konferenztage war an ein Concipieren des Geredeten nicht zu denken. Zudem sind die Protokolle — wie ich jetzt sehe — so knapp ausgefallen, daß auch sie so gut wie gar keine Hülfe gewähren können.

Einstweilen müssen die Leser sich an die Protokolle halten und sie auszunutzen suchen, so gut es geht. Käme mein Wort noch früh genug, so würde ich raten, dieselben nicht mit zu hohen Erwartungen in die Hand zu nehmen. Protokolle sind keine stenographischen Aufzeichnungen; sie können gewöhnlich noch weniger bieten als ein freier Bericht, weil dieser sich erlauben darf, minder Wichtiges ganz zu übergehen und dagegen das Wichtigere desto ausführlicher und anschaulicher darzustellen. Wenn daher jemand erwartet, in den offiziellen Protokollen ein deutliches und vollständiges Bild der Verhandlungen zu bekommen — ich meine: wenn er hofft, bewegte Debatten sich entwickeln zu sehen, lebendige Persönlichkeiten reden zu hören, und schließlich auch darüber ein wenig zu erfahren, welche Ansichten mutmaßlich den Sieg davontragen werden: so wird er sich sehr getäuscht finden. Dem Vernehmen nach ist das schon manchem begegnet, obwohl man es sich hätte im voraus sagen können. Es thut auch nicht gut, dem unbefriedigenden Eindruck des erstens Lesens zu viel Raum zu gewähren. Die Konferenz mag gewesen sein, wie sie will, und die Protokolle mögen sein, wie sie wollen: so hat doch der Lehrerstand alle Ursache, beide so zu nehmen, daß der Schule ein Nutzen daraus erwachsen kann. Ich möchte daher raten, dem erstmaligen Lesen, das ohnehin eigentlich nur zum Orientieren dienen kann, bald ein zweites folgen zu lassen: der zweite Eindruck wird ohne Zweifel befriedigender ausfallen. Und wenn einer dann nachrechnen will, wie viele lang beklagte Mängel in unserm Schulwesen zur Sprache gekommen sind und wie viele gute

Vorschläge haben laut werden können, so wird sich, wie ich traue, auch die Hoffnung befestigen, daß die Konferenz nicht vergeblich gewesen ist.

Für diejenigen, welche sich mit den Protokollen näher beschäftigen wollen, will ich mir erlauben, noch auf einige Umstände aufmerksam zu machen, die nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Die schwächste Seite dieser wie aller Protokolle liegt darin, daß die Motivierung der ausgesprochenen Ansichten zu kurz kommt. Die Ansichten selbst sind vielleicht dem Wortsinne nach treu wiedergegeben, allein über ihre Gründe und ihre Tragweite wird der Leser doch nur unvollkommen unterrichtet. Dies war eben die Stelle, wo der Protokollist seine Raumersparung suchen mußte. So steht denn mitunter ein Antrag recht einsam da und sieht aus, wie wenn er seine Motive zu Hause gelassen hätte. Vielleicht wird nun selbst sein eigentlicher Zweck dem Leser nicht ganz verständlich.

Sodann darf nicht aus dem Auge gelassen werden, daß die Konferenz nicht berufen war, Abstimmungen vorzunehmen. Der Minister wollte die Meinung des Einzelnen hören — als ein Zeugnis aus einer bestimmten Gegend, Stellung und Lebenserfahrung. Dieser Umstand hat nach mehreren Seiten hin auf die Verhandlungen eingewirkt und demgemäß auch auf die Protokolle. Ich will nur eins hervorheben. Die Besprechung einer Frage stellte nun weniger eine eigentliche Durchsprechung dar, als vielmehr eine Reihe nebeneinanderstehender Meinungsäußerungen. Wenn nachfolgende Redner eine früher vorgekommene Behauptung bestritten, so konnte zwar der Angegriffene sich wieder zum Worte melden. Dies geschah auch — von einigen mehr, von andern weniger; doch hielt sich diese Nachdebatte immer in gemessenen Grenzen. Man wolle diese Bemerkung jedoch nicht so verstehen, als ob der Vorsitzende zuweilen die freie Meinungsäußerung eingeschränkt hätte. Das war ganz und gar nicht der Fall: die Leitung der Verhandlungen geschah so liberal und langmütig wie möglich. Die Einschränkung lag vielmehr in dem Programm der Konferenz — d. h. in der Bestimmung, daß keine Abstimmungen stattfinden sollten. Damit war jedem ins Gewissen geschoben, daß die Debatten eine gewisse Grenze beobachten müßten. Mein Gefühl faßte diese Grenze so — und wahrscheinlich ist es bei andern auch so gewesen: wenn einer seine Ansicht deutlich ausgesprochen und hinreichend begründet habe, müsse er sich genügen lassen; ein weiteres Debattieren sei dann in der Regel nur so weit schicklich, als es sich um die Berichtigung von Mißverständnissen handele. Ich wenigstens habe mich selten in ein und der-

selben Frage zum zweiten Male zum Worte gemeldet und dann stets nur zu dem genannten Zwecke. Die jetzt vorliegenden knappen Protokolle geben freilich zu verstehen, daß die bescheidene Zurückhaltung doch nicht immer am Platze gewesen ist.

Ein dritter wichtiger Umstand ist der, daß die Vorberatungen in kleineren Kreisen zu sehr gefehlt haben. Da die Mitglieder aus verschiedenen Gegenden und Lebensstellungen kamen, so ist es nicht zu verwundern, daß selbst diejenigen, die in gewissen Strebezielen einig waren, doch im Detail manche differente Ansichten mitbrachten. Wollen Gleichstrebende mit Erfolg operieren, so muß es gemeinsam geschehen, und um dies zu können, muß man sich zuvor verständigen. Die sich drängenden, ermüdenden Plenarsitzungen ließen dies aber kaum zu. Diejenigen Mitglieder, welche in den Kommissionen mitwirken mußten, waren ohnehin verhindert. Dazu kam, daß die Vorlage uns erst in Berlin eingehändigt worden war, und somit jeder auch Zeit nötig hatte, um sich darin zu orientieren und seine tägliche Lektion zu bedenken. Um ordentliche Privatberatungen halten zu können, würde es nötig gewesen sein, daß zwischen je zwei vollen Sitzungstagen wenigstens ein freier Nachmittag gelegen hätte. Diejenigen, welche ihre Hauptaufgabe im Konservieren suchten, hatten es leichter: ihnen war der Weg gewiesen. Die andern dagegen, die auch ans Reformieren dachten, befanden sich in einer schwierigen Lage: ihnen machte sich der Mangel der Vorbereitungen schmerzlich fühlbar. Man trat in die Sitzung ein, ohne zu wissen, was der nächste Nachbar für die Tagesordnung auf dem Herzen hatte. Jeder mußte auf seine Faust operieren. So trifft denn der Leser jetzt Anträge oder andere Äußerungen in den Protokollen, die zwar deutlich in der gleichen Richtung gehen, und doch wieder nicht ganz übereinstimmend sind, — oder solche Anträge, die unter den Gleichstrebenden lebhaften Anklang gefunden haben, während doch der förmliche Ausdruck dieser Zustimmung fehlt. Hätten geraume Vorberatungen stattfinden können, so würden diese Übelstände sich haben vermeiden lassen: es würde über gewisse Hauptanträge unschwer eine Verständigung erzielt worden sein, und dann würden alle Beteiligten nicht verfehlt haben, dieselben in den Plenarsitzungen ausdrücklich zu befürworten.

Zum vierten will beachtet sein, daß die gedruckten Protokolle — wie auch S. 4 angedeutet ist — nicht selten die chronologische Reihenfolge verlassen und dann einer logischen Disposition folgen, auch manchmal „Zusammengehöriges in Begründung und Resultat zusammenfassen“. In den Sitzungen wurde chronologisch protokolliert; die für die Öffentlichkeit bestimmte Bearbeitung ist hinterher gemacht worden und daher den meisten Mitgliedern erst im Druck zu Gesicht gekommen. Diese neue Form der

Protokolle wird in manchem Betracht zweckmäßig sein. Allein sie hat Übelstände im Gefolge gehabt. Wenn zusammenhängende Äußerungen zerstückt und an partielle Fragen verteilt werden, so kann es nicht fehlen, daß die Klarheit und Motivierung darunter leidet. Doch das läßt sich ertragen, wofern nur die Voten verständlich geblieben sind. Allein es hat auch vorkommen können, daß ein Antrag, der sich auf Vorredner gestützt hat, von diesen separiert und obendrein der eigenen Motive entkleidet worden ist: nun steht er natürlich nackt und bloß da, zwar seinem Wortlaute nach noch verständlich, aber seinem Zwecke nach wie stumm. Sonderbar — gerade das erste Wort, welches die gedruckten Protokolle aus der Mitte der Konferenz laut werden lassen, hat dieses Mißgeschick gehabt. Da dieser Fall einen Punkt betrifft, der für die Volksschule von nicht geringer Bedeutung ist, so wollen wir ihn etwas näher betrachten und das Dunkel aufzuhellen versuchen.

In der Vorlage handelte bekanntlich Abschnitt I von den einklassigen Schulen, Abschnitt II von den mehrklassigen Schulen, Abschnitt III von den Mittelschulen — x. Die Überschrift bei Abschnitt I lautete aber nicht schlichtweg: „einklassige Schulen," sondern so: „Es wird von der einklassigen Schule als Basis ausgegangen."

Um diese Überschrift allein drehte sich der erste Akt der Diskussion. Sie wurde von der einen Seite scharf angegriffen, von der andern verteidigt, und von einer dritten Seite für sachlich bedeutungslos erklärt. Nach meinen Notizen haben bei dieser Verhandlung der Reihe nach das Wort genommen: Stiehl als Ref., dann Lehsen, Bohm, Stiehl, Dörpfeld, Bock, Techow, v. Kleist-Retzow, Kern, Richter, Spieker. Hieraus läßt sich schon ahnen, daß die Diskussion eine recht lebhafte war.

Nun sehe man, was die Protokolle S. 8 darüber mitteilen. Nur vier Äußerungen.

Zuerst das Einleitungswort des Referenten (Geh.-R. Stiehl). Derselbe weist zur Motivierung der Überschrift darauf hin, daß die überwiegende Zahl der Volksschulen einklassige seien, und daß die einfachen Verhältnisse der Volksschule die beste Gelegenheit bieten, die Prinzipien zu entwickeln und festzuhalten. Darauf läßt das Protokoll unmittelbar ein Votum von mir folgen, indem es heißt:

„Korreferent Dörpfeld beantragte zunächst eine allgemeine Bestimmung über den Begriff der Volksschule im Gegensatz zu den höheren Schulen und den Fachschulen.

Dann kommt eine Äußerung des Predigers Richter, worin erklärt wird, daß der streitige Satz nur für eine einfache Überschrift gelten, keine principielle Bedeutung haben dürfe, — und sodann darauf hingewiesen wird, daß die in diesem Abschnitte aufgenommenen Einzelsätze Nr. 1—5 (Schuljahre, Schülerzahl, Stundenzahl, Halbtagsschule, konfessioneller Charakter der Schule) zu der Überschrift logisch nicht paßten, weil sie Bestimmungen enthielten, welche die gesamte Volksschule beträfen.

Schließlich führt das Protokoll die Äußerung des Ministers an, (die sich auf meinen Antrag beziehen soll): daß es nicht Aufgabe der Versammlung sei, Definitionen aufzustellen und Bestimmungen, wie für ein Gesetz, zu formulieren.

Ich möchte wissen, wie viele Leser der Protokolle bei dieser Darstellung merken, daß hier eine der lebhaftesten Debatten vorgekommen ist, und zugleich herausfinden, um was es sich eigentlich dabei gehandelt hat. Den eigentlichen Sinn und Zweck meines Antrages, welchen das Protokoll von aller Motivierung entblößt in den Vordergrund schiebt, wird vollends niemand erraten. Er lautet — zumal neben der Äußerung des Ministers — als ob mir über alles am Herzen gelegen habe, daß eine regelrechte hübsche Definition der Volksschule formuliert werde, — was dann an Ort und Stelle gerade so aussieht, wie wenn in einer Gesellschaft von Männern, die sich mit ernsten Dingen beschäftigen, einer die Kollegen einlüde, einen vorüberfliegenden hübschen Schmetterling fangen zu helfen.

Mein Antrag hat keineswegs die Verhandlungen eröffnet. Nach der vorhin mitgeteilten Reihenfolge der Redner waren die Herren Techow und Bohm mir voraufgegangen. An ihre Darlegungen lehnte mein Votum sich an. Dieselben sind aber im Protokoll leider nicht mitgeteilt, — es müßte denn sein, daß man sie auf S. 13 ff. bei der Besprechung über die innere Einrichtung der Schule zu suchen hätte, wo — wie es im Protokoll heißt — auf den noch nicht erledigten Satz der Überschrift zurückgegriffen worden sei. Die Äußerungen von Techow, Bohm, Richter und mir gingen über den hier vorliegenden Streitpunkt von derselben Ansicht aus und hatten dasselbe Ziel im Auge. Die ersten beiden Redner wiesen nämlich darauf hin, daß in dem Satze der Überschrift neben dem Richtigen, was darin enthalten sei, auch ein höchst bedenklicher Nebengedanke liege, — der, welcher in den Regulativen in der konsequentesten Weise zur Ausführung gekommen sei: der Lehrplan der einklassigen Schule sollte die Basis des gesamten Volksschulunterrichts bilden, dieser beschränkte Bildungsstand wieder die Basis des Präparandenunterrichts abgeben, und endlich auf dieser unzulänglichen Basis der Seminar-

unterricht sich aufbauen und zwar obendrein lediglich im Blick auf das beschränkte Bedürfnis der einklassigen Schule. Bei dieser Absicht müsse es allerdings ein wohlberechneter Griff heißen, daß nur die einklassige Schule mit einem Regulativ bedacht wurde. Aber die üble Folge liege klar vor Augen: die Lehrerbildung sei herabgedrückt und die gesamte Volksschule degradiert worden. Angesichts dieser Thatsache könne man den Satz: „die einklassige Volksschule solle als Basis gelten" — nicht ohne Vorbehalt gut heißen; er sei für das preußische Volksschulwesen in der That ein sehr verhängnisvoller geworden. — Herr Bohm hob weiter noch hervor, daß die mehrklassigen Schulen durch die Beschränkungen des Regulativs mitbetroffen worden seien. (Er belegte diese Behauptung später durch ein selbsterlebtes Faktum: die Schulbehörde hatte ihm nämlich untersagt, in den unteren Klassen seiner Schule einen selbständigen naturkundlichen Unterricht zu erteilen, und zwar unter Berufung darauf, daß dies im Regulativ verboten sei.)

Der Leser wird bereits merken, daß wir in der That vor einem der Hauptgrundsätze standen, welche die Regulative beherrschen. Obgleich ich an meinem Teile so fest überzeugt bin wie einer, daß einfache Schulverhältnisse auch einen einfachen Lehrplan verlangen, auch gern anerkenne, daß die Regulative mit ihrer nüchternen Anschauung in vielem Betracht heilsam gewirkt haben: so mußte ich doch den Bedenken, welche die Vorredner wider den mehrdeutigen Satz der Überschrift vorgebracht hatten, im wesentlichen zustimmen. Erhält bloß die einklassige Schule ein Regulativ und zwar in dem Sinne, daß auch die Lehrerbildung darauf basiert sein soll, so ist die unausbleibliche Folge, daß entweder die Bildung des Lehrerstandes insgesamt herabgezogen, oder eine durchgreifende Spaltung der Lehrer in dürftig gebildete und höher gebildete eingeleitet wird. Auch wird eine üble Einwirkung auf die mehrklassigen Schulen schwer zu vermeiden sein. Vor meinen Augen standen aber auch noch andere schlimme Folgen, welche aus der separaten Reglementierung der einklassigen Schulen erwachsen sind: die Entblößung der Volksschule gegenüber den höhern Schulen und den Fachschulen. Überdies schien es mir notwendig zu sein, daß hier in der Konferenz neben einer Kritik des Verfehlten auch allemal eine positive Hinweisung auf das Richtige gegeben werde.

In meinem Votum stimmte ich demnach zunächst den Ausführungen der Vorredner über den bezeichneten Punkt ausdrücklich zu und zog daraus die positive Folgerung, daß bei einer Regulierung des Volksschulunterrichts die Volksschulen aller Art in ihrer begrifflichen Einheit

zusammengehalten werden müßten. **Von meinem Standpunkte fügte ich dann noch etwa folgendes hinzu:**

Für das Zusammenhalten der ein- und mehrklassigen Volksschulen spreche auch ihr Verhältnis zu den höheren Schulen, den Fachschulen und dem Publikum. Den höheren Schulen gegenüber bedürfe die Volksschule eines Schutzes, den Fachschulen gegenüber einer schützenden Grenzbestimmung, und dem Publikum gegenüber ein Zeugnis darüber, was sie wirklich leisten könne, wo man ihr die nötigen Bedingungen und Mittel gönne. Über die Leistungsfähigkeit der Volksschule werde das große Publikum immer zuerst die Schulbehörde und ihre gesetzlichen Bestimmungen befragen: wenn nun, wie jetzt in Preußen, das Volksschul-Regulativ lediglich von der einklassigen Schule handele, so trete dem Publikum nur das Lehrziel der Volksschule in ihrer ungünstigen Gestalt vor die Augen. Dadurch werde die Volksschule in ihrem Kredit geschädigt. Das mache sich ihr vielfach fühlbar, namentlich wo sie neben höhern Schulen arbeite: ich wolle beispielsweise nur an das Drängen auf Errichtung von elementaren Vorbereitungsklassen an den höhern und Fachschulen erinnern. Gegenüber den (landwirtschaftlichen ꝛc.) Fachinteressen bedürfe die Volksschule ebenfalls eines Schutzes, einer schützenden Grenzbestimmung. Von dieser Seite mache man allerlei Ansprüche an sie, die sie doch weder befriedigen dürfe, noch befriedigen könne; denn sie sei eine Schule für allgemeine Bildung, nicht für Fachbildung. Lehne sie nun jene Zumutungen ab, so meine das interessierte Publikum, die Volksschule wolle oder könne ihre Schuldigkeit nicht thun: das schädige wiederum ihren Kredit. Die höhern Schulen (Realschulen und Gymnasien) seien gegen solche Ansprüche der Fachinteressen besser geschützt: Jedermann wisse und erkenne an, daß sie allgemeine Bildungsanstalten, nicht Fachschulen seien. Darum müsse im Interesse der Volksschule gewünscht werden — hier kommt also mein positiver Antrag —

> daß die Schulgesetzgebung die Volksschulen insgesamt in ihrer Einheit fasse und nach ihrem rechten, vollen Begriffe hinstelle, namentlich auch gegenüber den höhern Schulen und Fachschulen; —

also nicht so definiere: die Volksschule habe es mit den (sog.) elementaren Fächern des Lesens, Schreibens und Rechnens zu thun, — sondern etwa so: sie stelle eine Art der allgemeinen Bildungsanstalten dar (neben den Realschulen und Gymnasien), nämlich diejenige, welche eine solche allgemeine Bildung zu vermitteln habe, wie sie auf dem Boden und in den Grenzen

der Muttersprache möglich sei.[1]) Wolle die Schulbehörde dann auch den Lehrplan und die Leistungen genauer bestimmen, so möge sie nicht bloß ein Regulativ für die Volksschulen in der dürftigsten Gestalt geben, sondern von vornherein zwei oder drei Lehrpläne nach ihren Grundzügen aufstellen — oder aber, was vielleicht noch besser sei, eine mittlere Gestalt, etwa die dreiklassige Schule, herausgreifen und es dann den übrigen Schulen, resp. den provinziellen Schulbehörden überlassen, nach diesem mittleren Normal-Lehrplan den Lehrplan für günstigere oder minder günstige Verhältnisse zurechtzustellen. (Wie der Leser sieht, hängt mein zweiter Antrag: „die dreiklassige Volksschule möge als die normale gelten" — mit dem ersten so eng zusammen, daß er ohne denselben nur halb motiviert ist.)

Weiter bemerkte ich: es liege noch ein besonderer Grund vor, der mich nötige, vor einer Separierung der ein- und mehrklassigen Schulen, wie sie in der Vorlage vollzogen sei, zu warnen. Der Abschnitt I enthalte unter seiner Überschrift mehrere Bestimmungen, die nicht nur auf die einklassige Schule, sondern auf alle Volksschulen sich bezögen (Dauer der Schulpflicht, Schülerzahl x.). Dies sei nicht bloß unlogisch, sondern habe an einer Stelle eine sehr praktische Spitze von weittragender Bedeutung. Sie betreffe den religiösen Charakter der Schulen. Daß die Volksschule, soweit möglich, auf dem Boden einer bestimmten Kirchengemeinschaft bleiben, oder mit andern Worten: einen konfessionellen Charakter haben solle, stehe in der Vorlage bloß bei den einklassigen Schulen (I, 5); bei Abschnitt II, der von den mehrklassigen Schulen handele, sei dieser Punkt nicht berührt. Wenn nun die Konferenz bloß bei Abschnitt I darüber spräche und den konfessionellen Charakter der Schule befürworte, würde es aussehen, als ob sie bei den mehrklassigen Schulen diese Frage

---

[1]) Der Sachkundige sieht sofort ein, daß es bei diesem rechten Begriffe der Volksschule nicht wohl thunlich ist, irgend einen Zweig des Sachunterrichts (etwa die Naturkunde) von ihrem Lehrplane principiell auszuschließen. Durch diesen Begriff wird der volle Sachunterricht für die Volksschule ebenso principiell gefordert wie für die höheren Schulen, — natürlich in den gewiesenen Grenzen.

Nebenbei sei es mir erlaubt, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß alle meine folgenden Anträge (über die Lehrgegenstände der ein- und mehrklassigen Schulen, über den Religionsunterricht, über die Mittelschulen und die Lehrerbildung) streng auf diesem ersten Antrage fußten, ihn zur Voraussetzung hatten. Indem nun im Protokoll der eigentliche Sinn dieses ersten Antrages nicht mehr erkennbar ist, haben alle meine folgenden Anträge ihr grundlegendes Motiv unter den Füßen verloren — wenigstens bei denen, welche das Protokoll ohne Kommentar lesen müssen.

freigegeben habe. Das sei ein bedenklicher Umstand. Ich müsse dabei auf etwas aufmerksam machen, was leicht übersehen werden könne. Vor einiger Zeit sei ich einmal mit einem einflußreichen Mitgliede des Abgeordnetenhauses zusammengetroffen. Dieser Mann habe in seinem Kreise wie im Landtage stets dafür gewirkt, daß an Stelle der konfessionellen Schule die simultane (gemischte) trete. Als das Gespräch uns auf diese Frage geführt, habe er gesagt: „Die einklassige Schule ist eine beschränkte, zu unvollkommene Gestalt der Volksschule; ich empfehle unbedingt die mehrklassige Schule, aber zugleich die simultane; — gegen die konfessionellen Schulen stimme ich daher auch deshalb, weil sie das Aufkommen der mehrklassigen Schulen erschweren, und wiederum für die mehrklassigen Schulen deshalb, weil sie die Beseitigung der Konfessionsschulen erleichtern." Diese offenherzige Äußerung lasse deutlich erkennen, daß die Frage von den ein- und mehrklassigen Schulen auch in die Frage vom religiösen Charakter der Schulen hineinspiele. Wer daher jeder Schulanstalt, sei sie ein- oder mehrklassig, einen einheitlichen religiösen Charakter wünsche, der müsse auch wünschen, daß die Schulgesetzgebung die ein- und mehrklassigen Schulen unter einem Begriffe einheitlich zusammenhalte.[1])

Soweit die Motivierung meines ersten Antrages.

Ohne Zweifel wird jeder Leser daraus erkennen, daß die Bemerkung des Ministers, „es sei nicht Aufgabe der Konferenz, Definitionen aufzustellen und Bestimmungen, wie für ein Gesetz, zu formulieren," den eigentlichen Sinn und Zweck meines Antrages weit verfehlt hat. Ich hätte zwar schon in der Konferenz versuchen können, diesen Irrtum zu berichtigen. Aber dann hätte das Gesagte wiederholt oder ein unbequemer Disput gewagt werden müssen. Ich schwieg daher und tröstete mich damit, die Protokolle würden den nötigen Aufschluß geben. Der Trost hat sich freilich als eitel erwiesen.[2])

[1]) Ich habe hier von meinem Standpunkte aus gesprochen: die gemischte Schule gilt mir als eine unvollkommene Gestalt der Schule — namentlich auch deshalb, weil sie das pädagogische Princip der Einheitlichkeit verletzt. Aber auch der, welcher aus andern Gründen die simultane Schule glaubt vorziehen zu dürfen, wird doch meinem Schlußsatze zustimmen müssen, weil auch er nicht wünschen kann, daß die eine Frage durch die andere verunreinigt werde.

[2]) Insofern in meinem Antrage ja eine richtige Begriffsbestimmung der Volksschule gewünscht wurde, so richtete sich dieser Wunsch doch zunächst nicht an die Adresse der Konferenz, sondern an die Adresse der Verfasser des künftigen Schulgesetzes und Regulativs. Wäre auch die Konferenz geneigt gewesen, meinen Wunsch sich anzueignen und sich damit zu befassen, so würde ich das allerdings haben willkommen heißen dürfen, weil dann mein späterer Antrag auf eine begriffsgemäße Feststellung der Lehrgegenstände bereits einen festen Boden vorgefunden hätte.

Der zweite Satz meines Antrages: „Die dreiklassige Schule möge als die normale, d. h. als die mittlere Gestalt der Volksschule gelten.“ — hängt zwar, wie vorhin angedeutet wurde, mit dem ersten eng zusammen, er will jedoch zugleich einen besonderen Gedanken aussprechen. Im Protokoll ist dieser Gedanke auch teilweise zum Ausdruck gekommen (vgl. Protok. S. 14), aber eben doch nur teilweise. Meine Motivierung des Antrages lautete ausführlich etwa so:

„Es ist in unserer Diskussion vielfach erwähnt worden, die einklassige Schule sei die ungünstigste, unvollkommenste Gestalt der Volksschule. Diese Meinung will genauer besehen sein; denn sie ist nur halb, nur in unterrichtlicher Beziehung wahr. In Ansehung der Erziehung gilt geradezu das umgekehrte: da ist die einklassige Schule die begünstigtste, die vollkommenste. Bekanntlich hängt der Erziehungserfolg namentlich von dem einheitlichen Zusammenwirken der erziehlichen Einflüsse ab. Wo im Hause Vater und Mutter nicht einig sind, nicht einhellig wirken, da ist kein Erziehen möglich. In der einklassigen Schule finden wir das einheitliche Zusammenwirken aller erziehlichen Einflüsse, über welche die Schule verfügen kann, auf die natürlichste Weise hergestellt und auf die sicherste Weise gewahrt, nämlich dadurch, daß in allem nur der Wille und die Persönlichkeit des einen Lehrers waltet. In der mehrklassigen Schule muß die Einheit künstlich hergestellt werden: durch einen genauen Lehrplan, durch die Konferenzen der Lehrer und durch eine leitende Aufsicht. Dabei muß immer noch vorausgesetzt werden, daß die Lehrer sich verständigen können, — eine Vorbedingung, die man wohl wünschen, aber nicht „machen“ kann. Alle diese Bedingungen sind um so schwieriger herzustellen und um so mehr dem Zufall preisgegeben, je mehr Klassen die Schule hat. — In Ansehung des Unterrichts steht allerdings die einklassige Schule im Nachteil, weil des Lehrers Zeit und Kraft durch die verschiedenen Abteilungen dividiert wird, und überdies die Disciplin erschwert ist. Im Vergleich damit scheint die mehrklassige Schule, wo jeder Lehrer nur wenige Abteilungen vor sich hat oder gar — wie an der achtklassigen — nur eine einzige, in großem Vorteile zu stehen. Man muß sich jedoch hüten, diesen Schein für volle Wahrheit zu nehmen. Einmal ist doch auch bei der mehrklassigen Schule das einheitliche Lehren in dem Maße erschwert, als die Zahl der Klassen steigt. Sodann hat die einklassige Schule auch unterrichtlich den Vorteil, daß die jüngeren Schüler manches mit und von den größeren lernen — z. B. im Singen, im Memoriren und im Sprechen. Auch darf man annehmen, daß hier die günstigere erziehliche Einwirkung dem Lernen zu gute kommt. — Ziehen wir die Summa der Betrachtung, so ergiebt sich vom pädagogischen Standpunkte dies: eine ver-

gleichende Abschätzung der einklassigen und mehrklassigen Schule läßt sich nicht wohl korrekt ausführen, weil die erziehlichen Vorteile der einen und die unterrichtlichen Vorteile der andern keine kommensurable Größen sind, und überdies die unterrichtlichen Vorteile nicht ganz und gar auf der einen Seite allein liegen. Betrachtet man die mehrklassigen Schulen für sich, so läßt sich dies sagen: da mit der Zahl der Klassen die unterrichtlichen Vorteile nicht unbedingt steigen, die erziehlichen Hindernisse aber stetig wachsen, so wird es eine Grenzscheide geben, über welche hinaus die Vermehrung der Klassen mehr Schaden als Nutzen bringt. Daher meine These. Unter Anerkennung der eigentümlichen Vorzüge der einklassigen Schulen nimmt die These an, daß bis zu drei Klassen hinauf die unterrichtlichen Vorteile steigen, ohne daß der Erziehungszweck zu sehr leidet; damit wünscht sie zugleich eine Position gegen die vielklassigen Schulkasernen zu gewinnen. Nach ihr sollte es Schulungeheuer von sechs sieben, acht Klassen, wo die Kinder durch so viele Hände hindurchgehen müssen, eigentlich nicht geben. Man kann zwar diese vielklassigen Schulen in mehrere Systeme (Parallelklassen) teilen, sei es mit Trennung der Geschlechter oder anders; allein eine massenhafte Anhäufung der Kinder ist in erziehlicher Hinsicht immer vom Übel." [1])

So viel aus dem ersten Akt der Konferenzdebatte. Mag ein Leser mit den von mir geäußerten Ansichten einverstanden sein oder nicht — jedenfalls wird er deutlich erkannt haben, daß mein Antrag, der jetzt nackt und bloß an der Thür des Protokolls stehen muß, so wenig aus einer schulmeisterlichen Liebhaberei für Definitionen stammt, wie irgend ein anderer, — daß es sich bei demselben vielmehr um Fragen von eminent praktischer Bedeutung handelt. Auch wird er eine Ahnung davon bekommen

---

[1]) Bei meiner These ist die des Kollegen Bohm: „Die dreistufige (einklassige) Schule gilt als Norm" — vorausgesetzt. Zwischen uns war in diesem Betracht keine Differenz.

Daß die Grenzlinie, über welche hinaus eine Vermehrung der Klassen nach meiner Ansicht nicht mehr empfohlen werden kann, durch die Klassenzahl 3 nur annähernd bezeichnet werden soll, brauche ich wohl kaum zu sagen. Die vierklassige Schule, als die zunächst angrenzende, wird wohl noch mit eingerechnet werden dürfen, — um so mehr, da sie für die Verteilung der acht Schuljahre sogar noch bequemer ist. — Für meinen Wunsch, daß an die Stelle der großen fünf- bis achtklassigen Schulen kleinere Schulsysteme treten möchten, habe ich auch noch den Grund, daß dadurch mehr Hauptlehrerstellen geschaffen werden.

Die von Schulrat Spieker aufgestellte These: „Die einklassige (d. i. die drei oder vierstufige) Schule gilt als Basis" — erklärt sich nach den obigen Mitteilungen von selbst.

haben, wieviel an den Protokollen ergänzt werden müßte, wenn ein deutliches und vollständiges Bild der Konferenzverhandlungen gewonnen werden soll.[1])

Ich muß noch eine andere Stelle des Protokolles in Anspruch nehmen. Dort ist der referierende Ausdruck so sehr mißglückt, daß der Sinn meines Votums sich fast in sein Gegenteil verkehrt hat. Die Stelle steht bei den Verhandlungen über die Frage, wie die Leitung des Religionsunterrichts durch die Kirche geordnet werden könnte. Es heißt im Prot. S. 22:

„Eine zweite Meinung stütze sich darauf, daß die Schule eine Anstalt des Staates sei und daß den Religionsgesellschaften, wenn auch die Leitung des Religionsunterrichts, so doch kein „Aufsichtsrecht" über demselben zustehe." (Dörpfeld.)

Jedem Leser der Protokolle muß dieses Votum auffallen: so wie es da steht, klingt es sonderbar. Greift man den Sinn heraus, der einem

---

[1]) Daß gerade der erste Akt der Diskussion in den gedruckten Protokollen so auffällig kurz bedacht ist, hat wahrscheinlich in Folgendem seinen Grund. Der Vorsitzende bemerkte nämlich einmal — ob im Verlauf oder am Schlusse der Debatte, ist mir nicht genau mehr erinnerlich, — der angefochtene Satz der Überschrift solle in der Vorlage in seinem (des Ministers) Sinne nichts präjudizieren, sondern nur als eine einfache, formelle Überschrift gelten. So besehen, konnte es allerdings scheinen, als ob unsere kritischen Bemerkungen an der Vorlage vorbeigegangen wären und darum im Protokolle nicht berücksichtigt zu werden brauchten. — Wir auf dem Standpunkte der realen Verhältnisse, sahen die Sachlage eben anders an: in der bisherigen Schulverwaltung, wie sie durch die Regulative repräsentiert ist, hat jener Satz allerdings eine bedeutsame Rolle gespielt und thatsächlich — wenn auch nicht immer beabsichtigt — die von uns bezeichneten übeln Wirkungen gehabt. Wir hatten demnach guten Grund, vor der bisherigen Anwendung desselben zu warnen, und können daher nur bedauern, daß diese Warnungen im Protokolle nicht deutlich zum Ausdruck gekommen sind.

Wenn in der Konferenz, um die breite Basis der einklassigen Schulen zu zeigen, von einer Seite angeführt wurde (S. 14 d. Prot.), daß es in Preußen siebenmal mehr einklassige Schulen gebe als mehrklassige: so mag diese Ziffer (aus dem Jahre 1861) richtig sein, aber sie zeigt nur eine Seite der Sache. Um die ganze Wahrheit zu sagen, hätte hinzugefügt werden müssen:

Nach den amtlichen statistischen Nachrichten wirkten in Preußen im J. 1861
an einklassigen Schulen = 17 163 Lehrer,
an mehrklassigen „ = 19 620 „

Mithin befanden sich auch mehr Schüler in den mehrklassigen Schulen als in den einklassigen.

Das war vor elf Jahren. Seitdem wird das Zahlenverhältnis noch merklich günstiger für die mehrklassigen Schulen geworden sein.

zuerst entgegentritt — daß nämlich die Religionsgesellschaften den Religionsunterricht leiten sollten, aber ihn nicht beaufsichtigen dürften — so klingt er wie Unsinn. Denn wenn z. B. ein Fabrikherr einem Techniker die Leitung seiner Fabrik überträgt, könnte da gemeint sein, daß derselbe von seinem Bureau oder einem Dachstübchen aus, ohne ein einziges Mal die Fabrik zu betreten, die Leitung besorgen solle? — Die Bestimmung in Artikel 24 der Verfassung, wonach den Religionsgesellschaften die Leitung des Religionsunterrichts zugesprochen wird, mag für die Staats-Schulbehörde und für die Schulen so unbequem sein, wie sie will, so läßt sich diese Unbequemlichkeit doch dadurch nicht wegschaffen, daß man mit Advokatenkunst aus dem Worte „Leitung" die darin mit einbegriffene Aufsicht herausexegesiert. Und wenn sich doch mit solcher Auslegekunst etwas ausrichten ließe, so will ich wenigstens nichts damit zu schaffen haben Auch kann es nach meinen christlichen und pädagogischen Grundsätzen nicht in meinen Wünschen liegen, daß der Einfluß der Kirche auf die Schule, soweit er echt christlich und wohl geordnet ist, geschmälert werde. Diejenigen, welche mich kennen, werden sich daher schon selbst sagen, daß mein Votum so, wie es im Protokolle steht, nicht gelautet haben **kann**. Der Protokollist scheint das ebenfalls gefühlt zu haben, da er das Wort „Aufsichtsrecht" mit Anführungszeichen versehen hat. Die übelste Deutung meiner Worte ist dadurch zwar abgewehrt, aber das Votum selbst zu einem Rätselspruche geworden.

Es ist mir ein Gewissensanliegen, dem Protokolle hier mit einer genauern Darlegung meiner Äußerung zu Hülfe zu kommen.

Die Frage, um die es sich handelte, stand in der Vorlage in dem Abschnitt (1 Nr. 6) von den einklassigen Schulen. Das war mir unerklärlich, — um so mehr, da die Schulaufsichtsfrage später besonders besprochen werden sollte und ihr sogar ein besonderer Abschnitt (IV) gewidmet war. Über die kirchliche Leitung des Religionsunterrichts etwas Zutreffendes zu sagen, ohne zu wissen oder zu berücksichtigen, wie der Staat die Gesamt-Schulaufsicht einrichten werde, schien mir ganz unthunlich zu sein. Als daher Nr. 6 des Abschnitt I an die Reihe kam, da erwartete ich zuverlässig, daß aus der Mitte der Versammlung der Wunsch laut werden würde, diesen Punkt später bei Abschnitt IV (von der Schulaufsicht) besprechen zu dürfen. Ich wenigstens wollte mein Votum bis dahin versparen. Wider Erwarten ging aber ein Redner nach dem andern auf die Frage ein. Keiner schien mein Bedenken zu teilen. Als die Diskussion ihrem Ende sich zuneigte, erfaßte mich plötzlich die Besorgnis, es könnte möglicherweise bei Abschnitt IV nicht mehr gestattet sein, auf die jetzt vorliegende Frage zurückzugreifen, und somit werde das, was mir in-

sonderheit auf das Herz gelegt war, gar nicht zum Ausspruch gelangen. Ich meldete mich daher noch kurz vor Thorschluß zum Worte, — nicht um eine Antwort auf die gestellte Frage zu geben, sondern um ein Problem zu präcisieren, — das Problem in dieser Frage, welches die Pädagogik vor allem betont wissen will. Zugleich wollte ich mir dadurch die Möglichkeit offen halten, später bei der Schulaufsichtsfrage darüber meine positive Meinung zu sagen. Mein Votum lautete nun etwa so:

„Wenn unsere Gesetze dem Staate die Verwaltung des Schulwesens zusprechen, aber den Religionsgesellschaften doch die Leitung des Religionsunterrichts vorbehalten: so ist damit der organisatorischen Schulgesetzgebung eine Aufgabe gestellt, die bei der Einrichtung der Schulaufsicht in ein recht schweres Problem sich zuspitzt. Die Pädagogik muß eine einheitliche Schulaufsicht fordern, — aber zugleich eine solche, die sachkundig ist. Auf dem Boden jener gesetzlichen Bestimmungen läßt sich diese Doppelforderung schwer erfüllen, namentlich in den gegenwärtigen Zeitläuften, wo zwischen Staat und Kirche das Mißtrauen immer mehr um sich frißt und über diesem Streite die andern Schulinteressenten, die hier vermitteln könnten, zu sehr vergessen werden. Die Lösung, welche in Baden versucht worden ist, muß man vom pädagogischen Standpunkte unbedingt verwerfen, weil sie die Schule zweierlei Aufsehern unterstellt. Einen solchen Dualismus in der Leitung kann die Schule nicht tragen. Der Lehrer soll zweien Herren dienen, — zweien, die möglicherweise wenig einig sind: das ist ohne Gewissensdruck und Gewissensschädigung nicht ausführbar. Aber diese zweierlei Seelen dringen auch in die Schularbeit ein: darf man die Kinder dieser Doppelherzigkeit und Doppelzüngigkeit preisgeben? — (Freilich die bisherige Einrichtung der Schulaufsicht in Preußen war auch nicht die rechte: die Einheitlichkeit war zwar da, aber es fehlte in den beiden unteren Instanzen vielfach die Sachkunde, es fehlte das volle Interesse an der Schule, und es fehlte die Zeit, um den Schulbedürfnissen gebührend nachzugehen). Das Problem, welches die organisatorische Schulgesetzgebung sich zu stellen hat, liegt also klar vor: es muß eine Schulaufsicht geschaffen werden, die vor allen Dingen einheitlich, aber auch sachgerecht ist. Vorschläge zur Ausführung kann ich hier nicht machen; sie gehören in die spätere Besprechung des Abschnittes von der Schulaufsicht. Ich habe hier nur den Punkt des Problems bezeichnen wollen, der uns Schulmännern vor allem am Herzen liegt. Aber auf einen wichtigen Umstand möchte ich noch aufmerksam machen. Vom pädagogischen Standpunkte muß man der konfessionellen Schule vor der gemischten den Vorzug geben; — weil die konfessionelle Schule einheitlich, die gemischte eben gemischt ist. Zu den einheitlichen Schulanstalten gehört

aber auch eine einheitliche Aufsicht. Dränge dagegen in die Schulaufsicht jener badische Dualismus ein, so würden nicht nur die Schulanstalten in ihrem einheitlichen Charakter geschädigt werden, sondern die unerträgliche zwiespaltige Schulaufsicht würde unter den Lehrern und Beteiligten die konfessionelle Schule noch mehr in Mißkredit bringen, als sie es jetzt schon vielfach ist. Darin liegt für die Freunde der Konfessionsschulen, insbesondere für die Vertreter der Kirche ein bedeutsames Warnungszeichen. Wollen sie nicht helfen, eine einheitliche und sachgerechte Schulaufsicht möglich zu machen, so wird das die Folge haben, daß auch der einheitliche religiöse Charakter der Schulen sich auf die Dauer nicht halten läßt. Denn die Forderung, daß die Schulaufsicht einheitlich und zugleich sachgerecht sein müsse, wird so lange vordringen, bis sie erfüllt ist, — sei es so oder so. Was man in Baden geschaffen hat, ist ein Zwitterding, das auf die Dauer allen Beteiligten unleidlich werden wird. Auf dieser Bahn kann das Ende nur die holländische Schulordnung sein. Was wird nun die preußische Schulgesetzgebung thun? Der Anfang zu einer verfassungsmäßigen Regelung der Schulaufsicht ist jüngst durch das neue Schulaufsichtsgesetz gemacht: ich verstehe seinen tiefsten Sinn dahin, daß es eine einheitliche und sachgerechte Schulaufsicht ermöglichen will. Die Schule kann diesen Sinn nur freudig begrüßen. Aus diesem Gesetze folgere ich aber auch — und es scheint mir dies ebenso sehr im Interesse der Kirche als der Schule zu liegen — daß die Bestimmung in Artikel 24 der Verfassung, wonach die Religionsgesellschaften den Religionsunterricht leiten sollen, nicht so ausgelegt werden darf, daß dadurch eine einheitliche und sachkundige Schulaufsicht unmöglich wird."

Gern möchte ich auch noch einiges zur Orientierung über andere Anträge mitteilen und über die Aussichten, welche die Konferenzverhandlungen hoffen lassen. Aber Zeit und Raum wollen es nicht gestatten. Nur eins will ich noch eilig hinwerfen — um dem Nachdenken der Leser bis zu unserer nächsten Zusammenkunft ein wenig zu thun zu geben.

Nach der Rückkehr von Berlin fragte mich irgendwo ein ehrsamer Geschäftsmann und Zeitungsleser: „Nun, was für Aussichten haben Sie aus der Hauptstadt mitgebracht? Hoffentlich wird doch das Volksschulwesen in eine freiere Bahn kommen." Ich fragte zurück: „Was verstehen Sie darunter?" Antwort: „Ei, das ist doch klar; ich meine, ob die Schule den engherzigen Konfessionalismus loswerden und der

Religionsunterricht wie aller andere Unterricht entschieden dem Kosmopolitismus dienen wird." — Nicht weit davon fragte mich dann ein anderer, ein ehrenwerter Theologe: „Nicht wahr, — Sie haben doch auch den Eindruck mitgebracht, daß im wesentlichen alles beim alten bleiben wird?" — Die Wünsche, welche mir hier in der Form von Erkundigungsfragen entgegentraten, hatten natürlich für mich nichts Befremdliches: es waren nicht isolierte Stimmen, sondern Repräsentanten bekannter, weit verbreiteter Ansichten. Diesmal, wo sie mir so dicht nebeneinander begegneten, fesselten sie doch für eine kleine Weile wieder meine ganze Aufmerksamkeit. Der Punkt, welcher mir besonders ins Auge fiel, war dieser. Bei der einen Partei dreht sich das Interesse an der sogenannten „Schulfrage" um ihr Lieblingsanliegen: „nicht konfessionell, sondern kosmopolitisch"; — ob auch die Pädagogik, die Schule und der Lehrerstand Anliegen haben, scheint dort kein Gegenstand des Nachdenkens und des Interesses zu sein, oder ist es erst in zweiter Linie. Die andere Partei, die im wesentlichen alles beim alten erhalten möchte, giebt sich den Anschein, als hätte sie alles mit Teilnahme geprüft und dabei gefunden, es sei im wesentlichen alles sehr gut; in Wahrheit aber hat sie sich um die realen Bedürfnisse der Volksschule und ihrer Arbeiter nicht angelegentlicher bekümmert als jene, denn sonst würde das Gewissen nicht gestatten, zu wünschen, daß im wesentlichen alles beim alten bliebe. Wie weit also die beiden Parteien auseinander stehen, so stimmen sie doch darin brüderlich zusammen, daß sie die Mißstände der Schule und die Wünsche des Lehrerstandes in die Wette ignorieren. Was man an diesen beiden Stellen über unsere Berliner Konferenzverhandlungen urteilen wird, werden wir wohl gelegentlich zu hören bekommen. Meine Anträge dürfen dort schwerlich auf Beifall rechnen: auf dem Boden einer deutlich bezeugten evangelisch-christlichen Lebensanschauung und derjenigen liberalen Gesinnung, die andern dieselbe Freiheit gönnt, die man für sich wünscht, gehen sie unbekümmert um rechts oder links in gerader Linie auf die Punkte los, wo die Interessen der Schule und des Lehrerstandes dringend nach einer Reform verlangen und zwar nach einer gründlichen. Mein Blick war jedoch lediglich auf Hauptsachen gerichtet, — auf solche Stellen, wo vor allem der Hebel angesetzt werden muß. In diesem Sinne bilden sie ein geschlossenes System von Reformvorschlägen, wie jeder sehen wird, wenn sie nächstens in ihrem vollen Wortlaut und mit ausführlicher Motivierung vorliegen werden. In diesem Sinne wünschen sie geprüft und beurteilt zu werden. An einer Stelle befindet sich in ihrer Reihe allerdings eine Lücke, — aber ohne mein Verschulden: der Abschnitt (IV) von der Schulaufsicht wurde bekanntlich zuerst ans Ende geschoben und

schließlich leider gänzlich von der Tagesordnung abgesetzt. Bei dem in Aussicht genommenen Berichte werde ich diese Lücke auszufüllen suchen.

Was nun die Aussichten betrifft, die der Lehrerstand auf Grund der Konferenzverhandlungen mag hoffen dürfen, so habe ich darüber wohl eine Meinung, kann sie aber hier in der Kürze nicht aussprechen. Von meinem Standpunkte aus werde ich bei etwaigen neuen Schritten des Ministeriums vor allem darauf achten, was zur Hebung der Präparandenbildung geschehen wird. Da liegt der Schwerpunkt der inneren und äußeren Reformen, die dem preußischen Volksschulwesen not thun. Geschieht da nichts wesentlich Neues, so wird und kann zur Hebung der Volksschule und ihres Lehrerstandes überhaupt nichts wesentlich Neues geschehen: denn — die Schulreformfrage ist für den Staat in letzter Instanz eine — — — Geldfrage. Wie der Leser diese scheinbar disparaten Gedanken in Verbindung bringen will, sei einstweilen seinem eigenen Nachdenken überlassen.

---

2. Die neuen Unterrichtsordnungen für das preußische Volksschulwesen.

Das wichtige Werk der Umänderung der Regulative vom Jahre 1855, wozu die Schulkonferenz im Unterrichtsministerium das Präludium bildete, ist schnell von statten gegangen, — schneller wohl, als selbst die Eiligsten unter den sehnsüchtig Harrenden erwartet haben. Die Schulgeschichte, welche bisher niemals pressiert war, hat unter dem Ministerium Falk auf einmal ein beschleunigteres Tempo angenommen. Das zeigt sich auch in diesem Falle. Im Juni hatte jene Konferenz stattgefunden, und schon am 15. Oktober wurden die fertigen neuen Lehrordnungen vom Minister unterzeichnet. Sie liegen jetzt im Druck vor unter dem Titel: „Allgemeine Bestimmungen betreffend das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen (Berlin, Bessersche Buchhandlung. 7½ Sgr.). Es sind folgende fünf Verordnungen:

1. Allgemeine Verfügung über Einrichtung, Aufgabe und Ziel der Volksschule;
2. Bestimmungen über die Einrichtung und den Lehrplan der Mittelschule;
3. Vorschriften über die Aufnahmeprüfung ins Seminar (also über das Ziel der Präparandenbildung);
4. Lehrordnung und Lehrplan der Seminare;

5. Die Prüfungsordnungen:
   a) der Volksschullehrer,
   b) der Lehrer an Mittelschulen,
   c) der Rektoren (d. i. der Rektoren der Mittelschulen und höhern Mädchenschulen, der Vorsteher der Präparandenanstalten, und der Seminarlehrer und Seminardirektoren).

Eine eingehendere Besprechung dieser Verfügung mir vorbehaltend, möchte ich jetzt nur aus dem Gesamteindrucke der ersten Lektüre heraus einige Worte sagen.

Dieser Eindruck läßt sich kurz in den Satz zusammenfassen:

Ins Ganze gerechnet und angesichts der bisherigen preußischen Schulgeschichte hat der Lehrerstand viele Ursache, sich über die neue Lehrordnung zu freuen und dem Herrn Minister für diese That einstimmig Dank zu sagen.

Es mag sein, daß manche Nicht-Lehrer diesen Eindruck nicht recht verstehen; die Amtsgenossen werden ihn ohne Zweifel um so besser verstehen.

Vergegenwärtigen wir uns einige der Reformen, mit denen uns die neue Lehrordnung beschenkt. Ich greife sie ohne langes Besinnen heraus.

Bekanntlich lag die schwächste Stelle der alten Regulative in den Verordnungen über die Präparanden- und Seminarbildung, und hier wieder insbesondere im Präparanden-Regulativ; denn die Lehrarbeit des Seminars muß sich danach richten, wie die Zöglinge vorbereitet sind. Sonach steht unter den Reformstücken der neuen Unterrichtsordnung oben an:

1. Die bedeutende, höchst bedeutende Steigerung, welche die Präparanden- und Seminarbildung erfahren sollen.

Das ist ein Schritt von eminenter Bedeutung — zumal für den Lehrerstand. Damit ist im voraus über drei seiner wichtigsten Anliegen — wenn nicht schon entschieden, so doch das erste entscheidende Wort gesprochen: über die sociale Stellung, über die technische Schulaufsicht und über die Dotation der Schule. In betreff der ersten beiden Punkte mag dies nicht jedem deutlich sein, — das thut nichts zur Sache. Bei dem dritten Punkte liegt der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung desto klarer vor Augen. Auch mag dort die Erledigung der Lehrerwünsche noch eine Weile auf sich warten lassen: die Präparandenanstalten und Seminare müssen eben erst vorarbeiten. Hier beim dritten Punkte wird sich die Wirkung schon bald zeigen. Mit dem alten Princip, vor allem wohlfeile Lehrer haben zu wollen, ist durch die neuen Vorschriften über die Lehrerbildung ein für allemal gebrochen. Das neue

Präparanden-Regulativ zeigt zwar einstweilen noch eine große Lücke, indem es keine Lehrordnung, sondern bloß eine Prüfungsordnung enthält. Die Lehrordnung fehlt, weil es in den meisten Gegenden an ordentlichen Präparandenanstalten fehlt. Solange diese fehlen, werden freilich die Forderungen der Prüfungsordnung zum guten Teil fromme Wünsche bleiben. Halten wir indessen fest: Steigerung der Seminarbildung heißt nun einmal pädagogisch auch Steigerung der Präparandenbildung. Daran mögen denn die privaten Präparandenanstalten fleißig arbeiten, und mit ihnen in die Wette — hoffentlich bald — auch staatliche Präparandenanstalten. Beides zusammen, Steigerung der Präparanden und der Seminarbildung ist aber für den Staat in erster Linie eine Geldfrage: und die heißt an ihrem dicksten Ende: Verbesserung der Schuldotation. Denn der Mangel an Lehrern, der jetzt schon über die Maßen groß ist, würde natürlich nur noch wachsen, wenn der Bildungsgang des Schulstandes länger und kostspieliger werden sollte, ohne daß eine namhafte Erhöhung der Dotation einträte. Das weiß der Minister ohne Zweifel besser als irgend ein anderer. Dieser Punkt ist also klar.

Fragt einer, ob denn die Steigerung der Lehrerbildung unzweifelhaft auch der Schularbeit zu gute kommen werde, so wollen wir das ein anderes Mal näher besehen. Ich frage hier nur zurück: wenn man auf dem kirchlichen, medizinischen, militärischen, juristischen &c. Gebiete die höhere Bildung der dort Arbeitenden vorteilhaft findet, warum soll sie es denn auf dem Schulgebiete nicht ebenfalls sein? — Gewöhnen wir uns, überall einerlei Maß und Gewicht zu gebrauchen!

Zu den dankenswerten Dispositionen der neuen Lehrordnung rechne ich ferner:

2. daß nicht wieder lediglich die einklassige Schule reguliert worden ist, sondern die verschiedenen Formen der Volksschule in ihrer begrifflichen Einheit zusammengehalten sind;

3. daß der wichtigste Lehrgegenstand, der Religionsunterricht, wenigstens insoweit eine Verbesserung erfahren hat, als erstlich in der biblischen Geschichte dem richtigen Verfahren der Weg frei gemacht, und sodann der Memorierstoff ermäßigt und überhaupt vor allem geistlosen Einlernen gewarnt wird.

4. daß auch in den beiden realistischen Wissensgebieten ein selbständiger Unterricht gefordert wird;

5. daß es keiner Schule an den erforderlichen Lehrmiteln mangeln soll;

6. daß eine Trennung der Geschlechter nur für die oberen Stufen empfohlen wird und auch dann nur unter der Bedingung, daß die Schule dabei nicht weniger als drei aufsteigende Klassen darstelle;[1])

7. daß bei den kleinern Kindern die Zahl der Schulstunden vermindert ist;

8. daß endlich auch die Unterrichtsbedürfnisse des mittlern Gewerbestandes, dem die Volksschule zu kurz und die Realschule zu lang ist, Berücksichtigung gefunden hat, indem für diesen Zweck sog. „Mittelschulen" errichtet werden sollen;

9. daß der Weg zu den lehrenden und leitenden Ämtern an den Mittelschulen, Präparandenanstalten, höhern Mädchenschulen und Seminaren durch bestimmte Prüfungen geordnet ist und zwar so, daß er auch den Volksschullehrern offen steht.

Die hier aufgezählte Reihe trefflicher Reformstücke würde sich noch beträchtlich vermehren lassen, wenn man genau zählen und in die Einzelheiten eingehen wollte, — zumal beim Seminar-Regulativ, wo nun auch der wichtigsten pädagogischen Hülfswissenschaft, der Psychologie Raum geschafft und der Unterricht in einer fremden Sprache (fakultativ) angeordnet ist. Allein die obige Reihe ist stattlich genug, um die Lehrer zur wärmsten Dankbarkeit zu stimmen. Seit Errichtung der Seminare hat die Volksschule und ihr Lehrerstand kein solch wertvolles Geschenk aus den Händen der Schulbehörde erhalten. Schon die Reformen unter 1. und 9. sind so inhaltreich, so tief- und weitgreifend, daß sie allein schon das Jahr 1872 für den Lehrerstand zu einem Freuden- und Gedenkjahr machen müssen. Um ihretwillen hätte er sich gern gefallen lassen können, manche Übelstände in der bisherigen Volksschul-Lehrordnung noch eine Weile zu tragen, — die nun doch auch beseitigt sind.

Vielleicht hätte in der obigen Aufzählung auch noch der erfreuliche Charakterzug des neuen Volksschul-Regulativ erwähnt werden sollen, daß die Bestimmungen durchweg nur die allgemeinen Grundlinien ziehen und zwar — wie es scheint — in der bestimmten Absicht, dem freien Disponieren der unteren Schulkreise (Schulinspektionskreise) mehr Spielraum zu gewähren, als bisher bräuchlich war. Man wird aber wohl vorher abwarten müssen, wie die Zwischenbehörden sich dazu stellen.

Allerdings lassen sich an den neuen Lehrordnungen auch Schwächen — selbst solche, die in meinen Augen entschiedene Fehler sind, auffinden.

---

[1]) Nach meiner pädagogischen Theorie und Erfahrung ist in der Volksschule überhaupt nicht die Trennung, sondern die Vereinigung der Geschlechter „wünschenswert" — und zwar um der Mädchen willen, um der Knaben willen und um des Lehrers willen.

Aber ein vollkommenes Werk darf man auf Erden nicht erwarten, und noch weniger ein solches, das die Wünsche aller Köpfe zu befriedigen vermöchte. Überdies hängen jene Mängel zum Teil mit thatsächlichen Verhältnissen zusammen, über welche auch ein Minister keine Macht hat, — hier mit dem brouillierten Zustande der Kirchen, dort mit der politischen Situation ꝛc. ꝛc. Manche Schwächen würden sich doch wohl haben vermeiden lassen, wenn die Central-Schulbehörde mehr Fühlung mit den unmittelbaren Schularbeitern gehabt hätte. Daß chaotische Lehrerversammlungen, auch wenn sie nach Tausenden zählen, diese Fühlung nicht vermitteln können, versteht sich von selbst. Wenn daher der Autor der alten Regulative auf solche und ähnliche Stimmen grundsätzlich kein Gewicht legte, so ist das erklärlich und im Grunde nur zu billigen; daß er aber auch keinen Finger rührte, um durch geordnete Schulsynoden oder auf anderm Wege die nötige Fühlung mit dem Lehrerstande zu gewinnen — das ist ihm zum Unglück geworden. Was in dieser Beziehung in der Organisation des Schulwesens bisher versäumt worden ist, wird sich dem Minister, der jetzt an der Spitze steht, noch oft als eine drückende Last fühlbar machen; und, wie gesagt, die neuen Lehrordnungen zeigen an manchen Stellen nur zu deutlich die Nachwehen jenes Versäumnisses. Die Schulkonferenz, obwohl sie, wie vor Augen liegt, gute Dienste gethan hat, konnte doch einen geordneten Beirat nicht vollaus ersetzen, und das um so weniger, da die Vertreter des Lehrerstandes eine gar zu kleine Minorität bildeten.

Von dem, was die neuen Lehrordnungen noch zu wünschen übrig lassen, möchte ich diesmal am liebsten nicht weiter reden. Es ist mir zu Mute, wie wenn es bei einem Geschenke, das dem Lehrerstande so viel Erfreuliches bietet, geziemlicher und rätlicher wäre, erst sich satt zu freuen und des schuldigen Dankes sich zu entledigen, als durch Aufzählung der übriggebliebenen Wünsche sich selber und andern die Freude zu schmälern.

Besondere Gründe veranlassen mich jedoch, ein paar schwache Stellen jetzt schon kurz zu berühren. Mit Ausnahme eines Punktes, der aber hier nur nebenbei erwähnt werden konnte, sind sie nicht derart, daß das neue Regulativ sich darin vor dem alten zu schämen hätte; sie hängen vielmehr an solchen Bestimmungen, die eine wirkliche Reform anstreben, wo aber die Reform auf halbem Wege stecken geblieben oder unterwegs aus der rechten Bahn geraten ist. Übrigens darf auch bemerkt werden, daß meinerseits in der Konferenz nicht versäumt worden ist, im voraus vor diesen Fehlern nach besten Kräften zu warnen. Es sind ihrer drei, die hier erwähnt werden sollen.

1. Der Religionsunterricht läßt wiederum die so dringend wünschenswerte Einheitlichkeit (im Lehrstoffe und Lehrgange) vermissen.

Wenn es wahr ist, daß die biblische Geschichte den Grundstock, den Stamm des Religionsunterrichts zu bilden hat — und darin sind ja wohl alle pädagogischen Parteien einig — dann sollte sie doch auch den Lehrgang bestimmen, und demgemäß alles übrige Material (Lieder, Sprüche, biblisch-didaktische Leselektionen, Katechismus) an diesen Gang begleitend sich anschließen, d. h. sich ihm einfügen, — (was hinsichtlich der biblisch-didaktischen Leselektionen in § 17 des neuen Regulativs auch ausdrücklich anerkannt ist). Statt dessen finden wir aber wieder (auf der Oberstufe) den kirchlich-traditionellen, auch von dem früheren Regulativ mit Fleiß konservierten dreifachen Lehrgang:

a) den biblischen Geschichtsgang (samt dem Zubehör von Liedern, Sprüchen und biblisch-didaktischen Lesestoffen);

b) den Katechismusgang — (mit einer Stunde wöchentlich);

c) den Perikopengang — (eine Stunde).

Sehen wir vor der Hand vom Katechismus ab.

Aber der überflüssige und störende Perikopengang — wie kommt der doch wieder hinein? — Rechnen wir einmal nach. Dem gesamten Religionsunterricht sind in der mehrklassigen Volksschule vier Stunden wöchentlich zugewiesen. Davon geht eine Stunde ab für die Behandlung der biblisch-didaktischen Lehrstoffe; Erklärung und Einprägung der Lieder, Sprüche, Psalmen, Gebete und Katechismusstücke werden ebenfalls mindestens eine Stunde in Anspruch nehmen. Wenn nun von den übrigen zwei Stunden auch noch eine Stunde auf die Perikopen verwendet werden soll, so bliebe also für das Hauptgebiet — die biblische Geschichte — nur eine einzige Stunde übrig. Man greift sich doch unwillkürlich an den Kopf, wenn einem anno 1872 eine solche Bestimmung vor die Augen tritt, — man fühlt sich wie konsterniert. Für die biblische Geschichte, wenn sie „das Feld sein soll, auf dem die Volksschule ihre Hauptaufgabe zu lösen hat" — wie das alte Regulativ mit Recht sagte — würden doch wohl drei Stunden nicht zu viel sein; zwei Stunden wären das äußerste Minimum. Nun soll sie aber mit einer Stunde sich behelfen! Und warum? Bloß dem Perikopengange zulieb, der in der Schule seit der Einführung eines umfassenderen biblischen Unterrichts ein reiner Anachronismus — und deshalb nicht bloß überschüssig, sondern für den Hauptlehrgang obendrein störend ist. Als überschüssig erweist er sich, weil die meisten Sonntags-Evangelien ohnehin im biblischen

Geschichtsgange vorkommen, und die Episteln (samt den übrigen Evangelien), soweit sie für die Kinder sich eignen, unter die biblisch-didaktischen Lehrstoffe mit aufgenommen werden können. Störend ist er, weil der Hauptgeschichtsgang fort und fort durch einen zweiten Geschichtsgang durchkreuzt wird.[1]) — Ich besorge, dieser Mißgriff — die unnötige Beschwerung durch die Perikopen — wird schlimme Folgen haben. Ein paar Worte mögen dem Nachdenksamen andeuten, was ich meine. Was haben die übermäßigen Anforderungen und andern Verkehrtheiten im Religionsunterricht, mit denen das alte Regulativ der Kirche zu dienen meinte, für Folgen gehabt? Die nächste Wirkung war, daß ein geistloses Getriebe in diesem geistigsten Lehrfache um sich griff, — und wo es geschah, da verleidete es den Lehrern wie den Schülern die Arbeit, und die Sache dazu; daraus folgte weiter, daß der Religionsunterricht überhaupt in Mißkredit kam, und nun vielfach nicht bloß auf Verminderung des Lehrstoffes, sondern auch auf Verminderung der Lehrzeit hingedrängt wurde. Letzteres — das Drängen auf Herabsetzung der Lehrstunden — würde nicht in dem Maße geschehen sein, wenn der Religionsunterricht richtig geordnet gewesen wäre, — wenigstens nicht von seiten der meisten Lehrer. (Es soll nicht geleugnet werden, daß auch innere Entfremdung mit im Spiele gewesen ist; allein diese war selber wieder zum guten Teil eine Folge der hergebrachten mechanischen, geistlosen Behandlung der Heilsgeschichte und Heilslehre.) Treue Stimmen haben genugsam auf die drohenden Folgen hingewiesen: aber da war kein Gehör — weder bei der Kirche noch beim Schulregiment, weder bei den Pastoren noch bei den Schulräten und Seminardirektoren. Wie nun jetzt? Es liegt auf der Hand, daß der durch das neue Regulativ angewiesene religiöse Lehrstoff — wenn der Perikopengang beibehalten werden soll — viel zu umfassend ist, als daß er in bloß vier wöchentlichen Stunden didaktisch richtig durchgenommen werden könnte. Wollen die Lehrer den Stoff nun doch absolvieren, so sehen sie sich wiederum in ein Lehrverfahren hineingedrängt, welches ihr pädagogisches Gewissen nicht billigen kann. Auf Befriedigung in der Arbeit, auf Freude an der Sache wird daher auch jetzt wieder weder bei den Lehrern, noch bei den Schülern zu hoffen sein. Die weiteren Folgen mag sich jeder selbst denken.

Es wäre nun auch noch die Verminderung der Religionsstunden — von sechs auf vier (bez. fünf bei einklassigen Schulen) — zu be-

[1]) Hier am Rhein tritt noch die besondere Schwierigkeit hinzu, daß in der rheinisch-evangelischen Kirche zwei Perikopengänge zu Recht bestehen und abwechselnd gebraucht werden sollen — neben dem alten auch ein neuer (von Nitzsch).

leuchten. Dieser Punkt verlangt jedoch eine besondere Besprechung. Hier sei nur Folgendes bemerkt.

Meine Ansicht über den Religionsunterricht ist den Lesern bekannt. Dieses Lehrfach — wenn es richtig behandelt wird — gilt mir als das einflußreichste nicht bloß für die Erziehung, sondern auch für die Bildung. Das bezeugt die Kulturgeschichte im großen nicht minder als die Erfahrung im kleinen. Solange ich eine Volksschule zu leiten gehabt habe — und das sind beinahe 25 Jahre — hat auf meinem Lektionsplane täglich eine Religionsstunde gestanden (in der Unterklasse eine halbe Stunde). Das frühere Regulativ, welches wöchentlich sechs Religionsstunden vorschrieb, traf daher in diesem Stück genau mit meiner Praxis zusammen. Der Wunsch nach einer principiellen Herabsetzung dieser Zahl konnte mir somit nicht in den Sinn kommen. Auch wird meines Erachtens durch die Steigerung des Realunterrichts keine Beschränkung der Religionsstunden notwendig, — wenn anders der Realunterricht die rechten Lehrbücher besitzt und der Religionsunterricht keine Überforderungen an die Kraft und Zeit der Schüler macht. In der Berliner Konferenz habe ich daher dafür gesprochen, wie die Protokolle ausweisen — daß die Volksschule täglich eine Religionsstunde behalte, — jedoch unter der Voraussetzung, daß erstlich der Religionsunterricht didaktisch richtig eingerichtet und sodann die Schule von den (weiter unten zu erwähnenden) mancherlei Hemmnissen befreit werde. Die kirchlichen und konservativen Blätter, welche jetzt ob der geschehenen Verminderung der Religionsstunden ein verstimmtes Gesicht machen und nur von einer Ausdehnung der Realien auf Kosten der Religion, vom Überhandnehmen der materiellen Interessen ꝛc. reden, scheinen gar nicht sehen zu können oder nicht sehen zu wollen, was alles bei dieser Frage mitgespielt hat. Den Unmut sollte man lieber gegen sich selbst kehren; denn an der Herabsetzung der religionsunterrichtlichen Stunden tragen die Kirche und die alten Regulative selber die Hauptschuld. Einer dieser Schuldposten wurde vorhin schon angedeutet: die überspannten Forderungen samt den andern Verkehrtheiten in den religionsunterrichtlichen Vorschriften des höhern Regulativs. Die Kirche hat nichts gethan, um eine Remedur zu erwirken, obwohl die einfachste Überlegung einsehen mußte, daß ein übler Rückschlag nicht ausbleiben konnte. Dazu kam ein Zweites. Vom 12. Jahre an erhalten die Kinder (wenigstens in unsern westlichen Provinzen) auch wöchentlich eine Stunde Katechumenen-Unterricht und vom 13. Jahre an durchweg zwei Stunden Konfirmanden-Unterricht, — in den letzten Wochen vor der Konfirmation häufig noch mehr. Damit treten auch neue Lernanforderungen an die Kinder, häufig recht bedeutende, ja exorbitante.

Sollte diesen doppelseitigen starken Anforderungen genügt werden, so konnte es nicht fehlen, daß die übrigen Lehrgegenstände, sofern sie den häuslichen Fleiß in Anspruch nehmen wollten, zurückstehen mußten. Während nun in Wahrheit die Kinder der obern Stufe nicht sechs, sondern sieben resp. acht Religionsstunden hatten und demgemäß auch die häusliche Freizeit in Anspruch genommen war, stand auf dem regulativischen Lehrplan der einklassigen Schule keine einzige Stunde für den Realunterricht angesetzt, — die Realien waren im Sprachunterricht untergebracht. Durfte man unter diesen Umständen den Schulinteressenten zumuten, sich einreden zu lassen, daß die religiösen und die realistischen Lehrstoffe in richtigem Verhältnis verteilt seien? — Doch es kommt noch ein dritter Umstand hinzu, — ein eigentlicher Übelstand, der für eine große Zahl von Schulen zu einer wahren Kalamität wurde. Die pfarramtlichen Unterrichtsstunden liegen nämlich häufig so, daß die Kinder — zumal auf dem Lande — jede dieser Religionsstunden mit einem größeren oder kleineren Verlust an ihrer Schulzeit erkaufen müssen. In ländlichen Distrikten geht den Katechumenen und Konfirmanden, die vom Pfarrorte entfernt wohnen, gewöhnlich der ganze Morgen verloren, — bei weiten Wegen sogar der ganze Schultag. Aus einer nicht ungünstig gelegenen Landgemeinde wurde jüngst geklagt, daß die Schulstunden, welche den Konfirmanden verloren gingen, in der Ortsschule jährlich in Summa einen ganzen Monat ausmachten und bei den auswärtigen Schulen das Doppelte. Wieviel Zeit nimmt also in Wirklichkeit der Religionsunterricht in Anspruch? Läßt sich da von einem auch nur annähernd richtigen Verhältnis der Lehrgegenstände reden? Und was konnten die Schulen in den andern Lehrfächern leisten, wo zu den gewöhnlichen Schulversäumnissen auch noch diese von der Kirche verschuldeten Schulversäumnisse hinzutraten? Die Lehrer haben genug geseufzt und geklagt — privatim und öffentlich (auch im Evangelischen Schulblatt wiederholt). Allein bei den Pfarrern und bei den Kirchenbehörden war kein Gehör. Bei den Schulbehörden ebensowenig. Das mußte endlich sich rächen. Nimmt man noch hinzu, daß die höhern Schulen seit langem anscheinend mit drei resp. zwei Religionsstunden auskommen, — ist es da denkbar, daß unter den vorbeschriebenen Umständen in der Volksschule sechs Religionsstunden sich aufrecht halten ließen? In der ministeriellen Konferenz haben (wie die Protokolle ausweisen) sogar drei sehr entschiedene Verteidiger der Regulative — ein Regierungsrat und zwei Seminardirektoren — darauf angetragen, daß vom Beginn des Katechumenen-Unterrichts an die Religionsstunden der Schule auf fünf resp. vier herabgesetzt werden möchten. — Genug, die geschehene Verminderung der Religionsstunden giebt viel zu bedenken, — sonderlich der Kirche.

leuchten. Dieser Punkt verlangt jedoch eine besondere Bespr
sei nur Folgendes bemerkt.

Meine Ansicht über den Religionsunterricht ist
Dieses Lehrfach — wenn es richtig behandelt wird
einflußreichste nicht bloß für die Erziehung, son
dung. Das bezeugt die Kulturgeschichte im gr
Erfahrung im kleinen. Solange ich eine L
habe — und das sind beinahe 25 Jahre —
plane täglich eine Religionsstunde gestanden
Stunde). Das frühere Regulativ, welches
vorschrieb, traf daher in diesem Stück g
Der Wunsch nach einer principiellen Her
nicht in den Sinn kommen. Au
Steigerung des Realunterrichts k
notwendig, — wenn anders der
sitzt und der Religionsunterrich
Zeit der Schüler macht. In
gesprochen, wie die Protok
täglich eine Religion
aussetzung, daß erstlich d
gerichtet und sodann die
mancherlei Hemmniss
Blätter, welche jetzt ob
ein verstimmtes Ge
Realien auf Kosten
Interessen 2c. reden
wollen, was alle
man lieber gegen
unterrichtlichen E
tive selber d
hin schon ange
Verkehrtheiten in
lativs. Die
obwohl die
nicht ausbl
erhalten d
wöchentlich
durchweg
vor der
anfort

sprachunterricht
selbständig
gewiesen und der
und frei dar-
die Leser aus meinen
wissen, für durchaus
zu hoffen ist, daß auch
schnellen Hohlwege heraus-
Oberklasse sechs Stunden
falls angemessen. Auf jeden
stunde einerseits und auf das
nun etwa drei Stunden. Be-
auch auf das Einprägen und die
verwandt werden muß, so wird
Der Religionsunterricht behält (auch
t) immer noch eine Stunde mehr
Auf der Unterstufe sind, wie billig,
faßt; nur hätte ich den Fingerzeig
sog. „Sprachübungen" nicht bloß dem
sondern auch den geordneten Real-
daß demgemäß der Stoff wesentlich
zweiten Zweck ausgewählt werden muß.
Lehrverfahren — wonach der Stoff
Lehrwort „anschaulich und frei" dargestellt,
„Wiederholung, Belebung und Ergänzung"
soll — kann man gleichfalls nur zutreffend
vor Diktaten, vor mechanischem Einlernen
(Regentenreihen, Geschichtszahlen, Einwohnerzahlen,
x.).
Und doch hat das neue Regulativ hier (in den Bestimmungen über
das Lehrverfahren und die Lehrbücher) auch eine recht schwache Stelle.
Die Leser, welche meine Aufsätze über den naturkundlichen Unterricht und
das Verhältnis des Sachunterrichts zum Sprachunterricht kennen, werden
bereits wissen, was ich meine; den andern mag vielleicht die hier folgende
kurze Bemerkung nicht ganz verständlich sein. — Als Lehrbücher werden
einerseits die sog. „Lesebücher" empfohlen, wo sie ausreichen, — und
andrerseits wird den mehrklassigen Schulen gestattet, daneben besondere
„Leitfäden" zu gebrauchen. Unleugbar hat diese Bestimmung dem
nächsten Bedürfnis genügt und auch die landläufige Ansicht vollkommen

welche mit dem herkömmlichen „Lesebuche"
und ebenso diejenigen, welche da-
wollen. Ob nun das neue Re-
beiden Lehrmittel herkömmlich auf-
t und keine darüber hinausgehenden
lich deshalb auf das Niveau der land-
den weiteren Fortschritt dem praktischen
eutlich zu ersehen. Wie dem auch sei, so
sein, daß ich die liberale Anbequemung an
n diesem Falle nur billigen kann. Wohl-
royieren wollen. Was ich vermisse und zwar
vermisse, ist dies, daß das neue Regulativ nicht
m deutlichen Fingerzeig darauf hinweist, daß die her-
der „Lesebücher" und „Leitfäden" für einen rechten,
lunterricht nicht ausreicht. Hier muß ein Fortschritt
n Fortschritt, der weit über den Realunterricht hinausgreift,
das Gebiet des Sprachunterrichts hinein. Die neue Lehr-
würde sich ein großes Verdienst erworben haben, wenn sie dem-
wenig die Thür geöffnet, d. h. ihn dem weiteren Streben als
vorgehalten hätte. Die Sache ist die. Weder die herkömmlichen
en „Lesebücher" — diese „Mädchen für alles", — noch die her-
mmlichen kompendiarischen „Leitfäden" bieten die rechte Hülfe für den
Realunterricht: sondern überall, in der einklassigen wie in der mehrklassigen
Schule, kann nur ein regelrecht angelegtes „Real-Lesebuch" mit den
und den bestimmten Eigenschaften — neben dem sprachlichen
(belletristischen) Lesebuche — das rechte Lehrmittel sein. (Diese wohl-
berechneten Real-Lesestoffe müssen für alle Stufen beschafft werden.) Daß
jenem Real-Lesebuche auf der Oberstufe auch ein gesondertes Frage- und
Aufgabenheft (Repetitorium) zur Seite zu treten hat, setze ich als
selbstverständlich voraus. Solange diese richtigen Lehr- und Lernbücher
nicht vorhanden sind und das dazu gehörige Lehrverfahren nicht beobachtet
wird, — so lange wird weder der Realunterricht auf einen grünen Zweig
kommen, noch der Sprachunterricht das naturgemäße Geleise finden. Um-
gekehrt — wenn der rechte Weg getroffen wäre, so würde nicht nur der
Realunterricht gedeihen und der Sprachunterricht aus seinen Nöten heraus-
kommen können, sondern man würde auch einsehen, daß ein selbständiger
Realunterricht in der Volksschule Raum genug hat, ohne daß dem Reli-
gionsunterricht seine gebührliche Stundenzahl beschränkt zu werden braucht.

Obwohl zu bedauern ist, daß das neue Regulativ auf diesen
wünschenswerten Fortschritt nicht ausdrücklich aufmerksam gemacht hat,

2. Die Realien, welche im alten Regulativ beim Sprachunterricht untergebracht waren, sind in der neuen Lehrordnung für selbständig erklärt, — d. h. es soll ihnen eine bestimmte Zeit zugewiesen und der Lehrstoff nach sorgfältiger Vorbereitung anschaulich und frei dargestellt werden. Diese Bestimmung halte ich, wie die Leser aus meinen Abhandlungen über den naturkundlichen Unterricht wissen, für durchaus vortrefflich, — namentlich auch deshalb, weil nun zu hoffen ist, daß auch der Sprachunterricht endlich aus seinem traditionellen Hohlwege herauskomme.

Daß den Realien in der Mittel- und Oberklasse sechs Stunden wöchentlich zugewiesen sind, scheint mir ebenfalls angemessen. Auf jeden der beiden Hauptzweige — auf die Naturkunde einerseits und auf das humanistische Gebiet andrerseits — kommen nun etwa drei Stunden. Bedenkt man, daß diese Zeit zum Teil auch auf das Einprägen und die (mündliche und schriftliche) Reproduktion verwandt werden muß, so wird man sie nicht zu hoch finden können. Der Religionsunterricht behält (auch ohne den pfarramtlichen Religionsunterricht) immer noch eine Stunde mehr als jedes der realistischen Gebiete. — Auf der Unterstufe sind, wie billig, Sach- und Sprachunterricht zusammengefaßt; nur hätte ich den Fingerzeig gewünscht, daß die hier auftretenden sog. „Sprachübungen" nicht bloß dem Lese- und Schreibunterricht dienen, sondern auch den geordneten Realunterricht vorbereiten sollen, und daß demgemäß der Stoff wesentlich auch mit Rücksicht auf diesen zweiten Zweck ausgewählt werden muß.

Die Vorschriften über das Lehrverfahren — wonach der Stoff zunächst durch das mündliche Lehrwort „anschaulich und frei" dargestellt, und dann das Lesebuch zur „Wiederholung, Belebung und Ergänzung" desselben benutzt werden soll — kann man gleichfalls nur zutreffend finden; ebenso die Warnungen vor Diktaten, vor mechanischem Einlernen isolierter Notizen (Regentenreihen, Geschichtszahlen, Einwohnerzahlen, Pflanzenmerkmalen 2c.).

Und doch hat das neue Regulativ hier (in den Bestimmungen über das Lehrverfahren und die Lehrbücher) auch eine recht schwache Stelle. Die Leser, welche meine Aufsätze über den naturkundlichen Unterricht und das Verhältnis des Sachunterrichts zum Sprachunterricht kennen, werden bereits wissen, was ich meine; den andern mag vielleicht die hier folgende kurze Bemerkung nicht ganz verständlich sein. — Als Lehrbücher werden einerseits die sog. „Lesebücher" empfohlen, wo sie ausreichen, — und andrerseits wird den mehrklassigen Schulen gestattet, daneben besondere „Leitfäden" zu gebrauchen. Unleugbar hat diese Bestimmung dem nächsten Bedürfnis genügt und auch die landläufige Ansicht vollkommen

zufriedengestellt; denn diejenigen, welche mit dem herkömmlichen „Lesebuche“ auszukommen glauben, haben freie Hand, und ebenso diejenigen, welche daneben einen sog. „Leitfaden“ gebrauchen wollen. Ob nun das neue Regulativ die Gestalt, in welcher diese beiden Lehrmittel herkömmlich auftreten, in der That für zutreffend hält und keine darüber hinausgehenden Wünsche hegt, oder ob es sich lediglich deshalb auf das Niveau der landläufigen Ansichten gestellt hat, um den weiteren Fortschritt dem praktischen Leben zu überlassen, ist nicht deutlich zu ersehen. Wie dem auch sei, so mag doch ausdrücklich erklärt sein, daß ich die liberale Anbequemung an die herrschenden Ansichten in diesem Falle nur billigen kann. Wohlthaten darf man nicht oktroyieren wollen. Was ich vermisse und zwar mit großem Bedauern vermisse, ist dies, daß das neue Regulativ nicht auch zugleich mit einem deutlichen Fingerzeig darauf hinweist, daß die hergebrachte Gestalt der „Lesebücher“ und „Leitfäden“ für einen rechten, bildenden Realunterricht nicht ausreicht. Hier muß ein Fortschritt geschehen — ein Fortschritt, der weit über den Realunterricht hinausgreift, namentlich in das Gebiet des Sprachunterrichts hinein. Die neue Lehrordnung würde sich ein großes Verdienst erworben haben, wenn sie demselben ein wenig die Thür geöffnet, d. h. ihn dem weiteren Streben als Ziel vorgehalten hätte. Die Sache ist die. Weder die herkömmlichen bunten „Lesebücher“ — diese „Mädchen für alles“, — noch die herkömmlichen kompendiarischen „Leitfäden“ bieten die rechte Hülfe für den Realunterricht: sondern überall, in der einklassigen wie in der mehrklassigen Schule, kann nur ein regelrecht angelegtes „Real-Lesebuch“ mit den und den bestimmten Eigenschaften — neben dem sprachlichen (belletristischen) Lesebuche — das rechte Lehrmittel sein. (Diese wohlberechneten Real-Lesestoffe müssen für alle Stufen beschafft werden.) Daß jenem Real-Lesebuche auf der Oberstufe auch ein gesondertes Frage- und Aufgabenheft (Repetitorium) zur Seite zu treten hat, setze ich als selbstverständlich voraus. Solange diese richtigen Lehr- und Lernbücher nicht vorhanden sind und das dazu gehörige Lehrverfahren nicht beobachtet wird, — so lange wird weder der Realunterricht auf einen grünen Zweig kommen, noch der Sprachunterricht das naturgemäße Geleise finden. Umgekehrt — wenn der rechte Weg getroffen wäre, so würde nicht nur der Realunterricht gedeihen und der Sprachunterricht aus seinen Nöten herauskommen können, sondern man würde auch einsehen, daß ein selbständiger Realunterricht in der Volksschule Raum genug hat, ohne daß dem Religionsunterricht seine gebührliche Stundenzahl beschränkt zu werden braucht.

Obwohl zu bedauern ist, daß das neue Regulativ auf diesen wünschenswerten Fortschritt nicht ausdrücklich aufmerksam gemacht hat,

so muß doch anerkannt werden, daß es den Weg dahin vollständig frei giebt.

3. Die Verordnung über die „Mittelschule“ bildet nach ihrem Kern unstreitig ein ganz besonderes Wertstück der neuen Regulative. Diese projektierte Schulanstalt kommt einem lange gefühlten Bedürfnis entgegen. Für den mittlern Gewerbestand sind die Volksschulen zu kurz, aber die höhern Knaben- und Mädchenschulen in noch größerem Maße zu lang. Gewöhnlich ließen die Familien dieser Art dennoch sich verleiten, ihre Kinder ein paar Jahre in eine höhere Schule zu schicken. Der Name lockte; Vorteile wurden jedoch selten erreicht. In der Regel würden diese Kinder sich besser gestanden haben, wenn sie in der Volksschule geblieben wären. War die Volksbildung auch nicht ganz ausreichend, so war sie dafür doch solider als jenes Bruchstück der höhern Schulbildung. In der That war hier eine empfindliche Lücke in der Reihe der Lehranstalten. Diese Lücke soll die „Mittelschule“ ausfüllen. Sie darf jedoch nicht zu den höhern Schulen zählen, noch weniger aber Fachschule sein wollen. Ihrem ganzen Charakter nach wird sie der Volksschule näher stehen müssen als den höhern Schulen; und je treuer sie diesen Charakter bewahrt, desto gesunder und verdienstlicher wird sie sein.

Ist in den vorstehenden eiligen Worten die Aufgabe und Stellung der „Mittelschule“ im ganzen richtig gezeichnet, dann hat der Einrichtungs- und Lehrplan des neuen Regulativs leider in mehreren wichtigen Punkten das Rechte nicht getroffen. Sage ich kurz, was ich meine. Der Lehrplan ist zu hochgeschraubt, zu großartig, zu „vornehm“. Da liegt der Grundfehler. Der hat zur Folge gehabt, daß auch die Einrichtung zu großartig geraten ist: die Mittelschule soll — heißt es — mindestens fünf aufsteigende Klassen haben. Damit ist dann auch der dritte Übelstand gegeben, daß die neue Anstalt in der Regel von der Volksschule getrennt sein soll. Eine fünf- bis sechsklassige separate Schule mit solchem Lehrplan (und einer obligatorischen fremden Sprache) tritt nach meinem Augenmaß völlig aus der Kategorie der Volksschulen heraus und stellt nichts anderes als eine neue Spezies der höhern Schulen dar. Auf diesem Wege wird (wenigstens in unsern westlichen Provinzen) dem wirklichen Bedürfnis nicht Genüge gethan. Dazu kommen noch Bedenken anderer Art.[1])

Meine Bedenken wider die im Regulativ projektierte Gestalt der Mittelschule sind — soweit sie sich hier in der Kürze sagen lassen — folgende.

[1]) Das Regulativ weist zwar auch auf eine einfachere Form der Mittelschule hin, die ausnahmsweise gestattet sein soll. Allein diese Ausnahme erweckt noch mehr Bedenken als die Regel, — wie sich unten genauer zeigen wird.

Erstlich: Wenn die dem Mittelstande zugedachte Wohlthat durch die großen Kosten einer gesonderten fünf- bis sechsklassigen Schulanstalt erkauft werden muß, so ist den meisten Orten, die ihrer bedürfen, der Weg dazu verschlossen. Wie viel leichter würde die Mittelschule sich herstellen lassen, wenn man sie an eine Volksschule anschließen wollte. Denken wir uns eine drei- oder vierklassige Volksschule. Die zwei oder drei unteren Klassen mögen den gemeinsamen (elementaren) Unterbau bilden; auf der Oberstufe (mit dem elften oder zwölften Jahre) gehen die Kinder der Volksschule und die der Mittelschule auseinander, so daß auf der einen Seite die Oberstufe der Volksschule steht, und auf der andern Seite die Mittelschule mit zwei Klassen, — die ganze Anstalt aber unter einem Dirigenten. Das ist nicht bloß für den Anfang der einfachste Weg, sondern diese einfachste Einrichtung ist überhaupt die natürlichste, dazu die zweckmäßigste und am wenigsten kostspielige. Zeigt sich später das Bedürfnis, den beiden Mittelschulklassen noch eine Selekta aufzusetzen, so kann das leicht geschehen; aber von vornherein dafür zu strapazieren, ist nicht not. Solange den Mittelschulen keine Privilegien anzubieten sind, liegt auch kein Grund vor, den Lehrplan und die ganze Einrichtung hinaufzuschrauben. Die hier empfohlene einfachste Form der Mittelschule stellt sich bei einer vierklassigen Volksschule übersichtlich so dar:

Die gemeinsamen Elementarklassen.

Kl. IV v. 6.—8. J. = 80 Schüler : 22 Stunden.
Kl. III v. 8.—10. J. = 80 „ : 26 „
Kl. II v. 10.—12. J. = 80 „ : 28 „

Oberklasse der Volksschule.	Mittelschule.
Kl. I v. 12.—14. J. = 30 St.	Kl. II (III) v. 11. od. 12.-13. J. = 32 St.
	Kl. I (II) v. 13.—14. J. = 32 St.
	Selekta (I) „ „ „ = 32 St.

Liegen irgendwo lokale Gründe vor, die Mittelschulklassen von der Volksschule zu trennen, so muß es eben geschehen. Unterrichtliche Vorteile bietet diese Trennung nicht; wohl aber ist sie kostspieliger, weil die separate Schule einen besonderen Dirigenten verlangt. Überdies entgeht ihr ein anderer Vorteil, der mit der Vereinigung verbunden ist, indem nämlich dort die Lehrer der untern Elementarklassen, weil sie eine geringere Stundenzahl haben, auch einige Stunden an der Mittelschule mit unterrichten können.

Hier haben wir also eine Form der mit der Volksschule verbundenen und eine Form der von der Volksschule getrennten

Mittelschule. Sie stimmen darin überein, daß die beiden Schülerarten in den Elementarklassen noch vereinigt bleiben und erst vom zwölften (oder elften) Jahre an auseinandergehen. Dort bleiben dann die Mittelschulklassen mit der Volksschule unter einer Direktion, während sie hier sich abzweigen und eine besondere Direktion erhalten. Unterrichtlich stehen beide Formen gleich. Weil aber jene — die mit der Volksschule vereinigte — Mittelschule die am wenigsten kostspielige ist und darum in einem viel größeren Umfange sich nützlich machen kann: so sollte diese Form als Regel gelten, am ersten empfohlen werden, — die andere Form (die separate Mittelschule) nur Ausnahme sein.

Leider hat das neue Regulativ diese beiden einfachsten und nützlichsten Formen der Mittelschule mit keinem Wort erwähnt.

Was das Regulativ als Regel und Ideal hinstellt, ist, wie bereits erwähnt, eine fünf- bis sechsklassige Anstalt — also diejenige Form der getrennten Mittelschule, wo selbst auf den Elementarstufen die beiden Schülerarten gesondert sind. Wenn die Mittelstufe ihre separaten Elementarklassen hat, so mag das einige unterrichtliche Vorteile bieten; aber diesen kleinen Vorteilen gegenüber steht der bedeutende Nachteil, daß, wenn diese großartige Gestalt der Mittelschule Regel sein soll, dann der größte Teil des Mittelstandes — der in den kleinern Städten und auf den Dörfern — von der so geregelten Wohlthat ausgeschlossen ist. Ohne Zweifel haben den Autoren des Mittelschul-Regulativs die in einigen norddeutschen Städten bestehenden sog. (höhern) „Bürgerschulen" als Muster vorgeschwebt. Wo diese separaten „Bürgerschulen" hergebracht sind, mögen sie gut sein; allein als Muster können sie sich nicht anbieten, und noch weniger als Regel — wenigstens nicht in unsern westlichen Provinzen.

Besehen wir jetzt, was das Regulativ den von der Regel Ausgeschlossenen als Ausnahme anbietet. Es ist eine Form der mit einer Volksschule verbundenen Mittelschule, — aber eine förmliche Unform. Die betreffende Bestimmung lautet: „Es kann jedoch gestattet werden, daß die Oberklassen einer sechsklassigen Volksschule nach dem Lehrplane der Mittelschule arbeiten." Das soll also der Ausweg sein, auf dem die kleinern Städte und die Dörfer zu einer Mittelschule gelangen können! Aber wie viele Orte giebt es denn, die eine sechsklassige Volksschule haben? Es giebt ihrer glücklicherweise sogar viele, die an der Volksschule eine so große Klassenzahl nicht haben mögen. So sieht sich also der größte Teil des Mittelstandes auch wiederum von der Ausnahmeform der Mittelschule ausgeschlossen. — Allein diese Ausnahme-Einrichtung erweckt auch noch Bedenken anderer Art. Diese Ein-

richtung heißt nichts anderes, als daß die Oberklassen jener sechsklassigen Schule Mittelschule und Volksschule zugleich sein sollen; denn in diesen Klassen stecken neben denjenigen Schülern, welche den gesteigerten Lehrplan willkommen heißen, auch die gewöhnlichen Volksschüler bis zu ihrem vierzehnten Jahre. Bis zum elften oder zwölften Jahre kann allerdings der Unterricht für beide Teile derselbe sein; soll er aber darüber hinaus auch noch derselbe sein, und zwar so, daß die Volksschüler bei den Mittelschülern zu Tische gehen, so werden jene schwer benachteiligt, viel schwerer als diese benachteiligt sind, wenn sie umgekehrt mit dem Lehrplane der Volksschule sich begnügen müssen. Man darf nicht übersehen, daß die Mittelschule nicht bloß deshalb notwendig ist, weil die ihr zugehörigen Kinder bis über das 14. Jahr hinaus die Schule besuchen können, sondern auch deshalb, weil die gewöhnlichen Volksschüler, zumal in den reiferen Jahren — häufig durch äußere Umstände (unregelmäßigen Schulbesuch, Mangel an häuslicher Freizeit ꝛc.) behindert sind, mit jenen Schritt zu halten. Die statuierte Ausnahme-Einrichtung ist somit auch an und für sich unzweckmäßig; sie begünstigt die eine Schülerart auf Kosten der andern; und die begünstigten Mittelschüler erlangen doch nicht den vollen Vorteil, weil sie durch die neben ihnen sitzenden Volksschüler aufgehalten werden.

Zum andern: Es muß bei der als Regel hingestellten Form der Mittelschule — wonach dieselbe samt den Elementarklassen von der Volksschule separiert sein soll — auch der Umstand Bedenken erwecken, daß dadurch die Entfremdung unter den Ständen, die Zersetzung der Gesellschaft — woran wir schon übergenug leiden — noch mehr begünstigt wird. Die Gymnasien, Realschulen und höhern Mädchenschulen sind allerdings auf diesem Wege bereits vorgegangen: fast überall haben diese Anstalten ihre eigenen Elementarklassen (sog. Vorschulen). Ihre Schüler sind also schon von Jugend auf von den Volksschulkindern geschieden, — schwerlich zum Vorteil des Friedens und des Zusammenhalts unter den Ständen. Darf man nun wohl dazu raten, daß auch obendrein die Mittelschulen sich ohne Not separate Elementarklassen anhängen, und dadurch auch die Kinder des Mittelstandes von Jugend auf von den Volksschulkindern gesondert werden? Ich will nicht prophezeien, — allein es ahnt mir schon lange, daß die socialen Unruhen, die bis jetzt vornehmlich um wirtschaftliche Interessen sich drehen, über kurz oder lang sich auch auf das Unterrichtsgebiet werfen werden. Daß auch dort Nährstoffe vorhanden sind, wird niemand leugnen können.

Zum dritten muß die Isolierung der Mittelschule, zumal die vollständige auch um der Volksschule und ihres Lehrerstandes willen

bedauert werden. Wenn die beiden Anstalten vereinigt blieben — in der Weise, wie sie oben vorgeschlagen ist, — und somit ihre Lehrer sich als Glieder eines Standes fühlten, so würde die Anregung, welche die für die Mittelschullehrer vorgeschriebene höhere Prüfung geben wird, allmählich dem ganzen Volksschullehrerstande zu gute kommen; denn jeder Stand kann nicht besser als durch strebsame Kräfte in seiner eigenen Mitte gehoben werden. Selbstverständlich würde dann diese Hebung des Lehrerstandes auch der Schule zu gute kommen. Umgekehrt aber — wenn die Mittelschulen gänzlich separiert und somit zu einer Art höherer Schulen werden, wenn vielleicht gar gesonderte höhere Seminarien sich hinzugesellen: so zieht diese Art von Mittelschulen die strebsamen Kräfte aus dem Volksschullehrerstande heraus. Von den vielen Übeln, die jenem Projekt anhaften, möchte ich dieses fast für das allerbedenklichste halten. Mag das Gesetz auch die separierten Mittelschulen für eine Species der Volksschulen erklären: die Personen werden nichtsdestoweniger auseinandergehen.

Summa: die völlig separierte Mittelschule, welche das neue Regulativ als Ideal und Regel hinstellt, ist in dieser Form in jedem Betracht unzweckmäßig: erstlich kann sie nur einem kleinen Teile des Mittelstandes zu gute kommen, sodann läßt sie schlimme sociale Folgen befürchten, und drittens wirkt sie der wünschenswerten Hebung der Volksschule und des Volksschullehrerstandes entgegen.

Die Ausnahme-Einrichtung, welche das Regulativ als eine mögliche Verbindung von Mittelschule und Volksschule statuiert, ist nicht minder übel gegriffen: sie kommt nicht nur wiederum bloß wenigen zu gut, sondern ist auch an und für sich unzweckmäßig.

Zum Schlusse liegt mir noch an zu bemerken, daß die den neuen Unterrichtsordnungen hier und da anklebenden Mängel den Lehrerstand nicht hindern dürfen und nicht hindern werden, der danebenstehenden zahlreichen und tiefgreifenden Verbesserungen sich dankbar zu freuen. Wo ein solch ernstliches und energisches Bestreben, der Volksschule Bestes zu schaffen, sich kundgiebt wie in den neuen Regulativen, — da darf man mit Zuversicht hoffen, daß auch die noch rückständigen Wünsche ein geneigtes Gehör finden werden, wenn sie als begründet sich ausweisen können.

---

3. Einige Bemerkungen über Bilder zur biblischen Geschichte.

(Mit Beziehung auf die vierzig biblischen Bilder in buntem Steindruck von H. J. van Lümmel, Hauptlehrer in Utrecht. Verlag von H. C. Buisonjé in Nieuediep. In Kommission bei Hugo Klein in Barmen.)

Es giebt Lehrer, welche beim biblischen Geschichtsunterricht keine Bilder gebraucht wissen wollen. Ich bin der entgegengesetzten Meinung, — unter der Voraussetzung, wie sich von selbst versteht, daß die Bilder gut, oder wenigstens brauchbar sind, — genauer gesagt, daß sie verdeutlichen, nicht entstellen.

Die Bilder sollen das erzählende Wort nicht ersetzen wollen, auch nicht zum geringsten Teile — weil sie es nicht können. Das freie mündliche Erzählwort muß da sein, seinem ganzen Umfange nach, gleichviel ob Bilder gebraucht werden oder nicht. Das gelte ein für allemal als ausgemacht.

Was man von den Bildern erwarten darf, ist somit nichts anders als eine Unterstützung des Wortes, eine Zuthat. Ist aber darum der Dienst des Bildes etwas Unbedeutendes, Gleichgültiges? Keineswegs, wie sich uns bald zu erkennen geben wird, wenn wir uns zuvor an ähnlichen Verhältnissen den Blick haben schärfen lassen. An einem Liede mag die dichtende Sprache alles geleistet haben, was sie kann; nichtsdestoweniger wird seine Schönheit und Eindringlichkeit wesentlich erhöht, wenn die Tonkunst das Wort auch noch mit Melodie und Harmonie bekleidet. Aber so ist es nicht bloß bei der Musik. Nehmen wir an ihrer Statt eine andere Kunst — eine, die sich an den Gesichtssinn wendet. An einem Drama mag die Sprache und was sonst zur dramatischen Poesie gehört, alles Mögliche geleistet haben, — so ist die lebendige Aufführung eines solchen Drama dennoch bedeutend verständlicher, anschaulicher und eindringlicher als das bloße Vorlesen. Nehmen wir ferner die sprachliche Beschreibung einer Landschaft, eines Bauwerkes, eines menschlichen Angesichts, — und halten wir daneben, wie die zeichnende oder die plastische Kunst diese Objekte für den Gesichtssinn darstellt, ist es da etwas Unbedeutendes, was die zweite Kunst zu der Wirkung der ersten hinzugethan hat? — In Summa: Zwei Künste vermögen mehr als eine. Die Sprachkunst mag die Königin unter den Künsten heißen, aber allgenugsam ist sie darum nicht. Jede andere Kunst, die sich helfend zu ihr gesellt — die Musik, die Schauspielkunst, die Darstellung sog. lebender Bilder, die Plastik, die Malerei — jede bringt etwas Neues hinzu, das durchaus eigentümlich, mithin un-

ersetzlich ist; denn jede hat vom Schöpfer ihre besondere Gabe und Aufgabe empfangen.

Was uns hier die gesuchte Reflexion über das Zusammenwirken der Künste sagt, das fühlt jeder auch ohne Schulung schon und übt es — von Natur, gleichsam instinktmäßig. Wenn der Text eines Liedes uns recht anspricht, so wünschen wir auch eine Melodie dazu zu haben. Wenn einer — jung oder alt — eine interessante Erzählung gehört hat, und es wird ihm dann ein Bild dazu dargeboten, so greift er mit verlangender Hast danach. Wie der Hunger sich meldet, wenn der Magen leer ist, so fühlt dort der Geist in seinem Erkennen noch eine Lücke, eine leere Stelle, die eben nur durch die Zuthat einer zweiten Kunst ausgefüllt werden kann.

Es giebt sogar Fälle, wo die sprachliche Darstellung für sich allein nur höchst Dürftiges, Unvollkommenes zu leisten vermag — z. B. bei der Beschreibung eines komplizierten Bauwerkes, bei geographischen Darstellungen, bei der Portraitierung rc. Wie will ein Baumeister seine Bauhandwerker anweisen ohne einen gezeichneten Bauplan? Wie ein Lehrer in der Geographie unterweisen ohne Landkarten? — Und wie schnell lehrt hier das Bild und wie langsam das beschreibende Wort!

Was ist es aber eigentlich, was die darstellenden Künste zu dem beschreibenden Worte hinzubringen? Eine sprachliche Darstellung (Erzählung und Beschreibung) wendet sich durchs Wort an die Phantasie des Hörers oder Lesers: vermöge seiner Phantasie muß dieser das Beschriebene sich selbst vor das geistige Auge zu malen suchen, so gut es geht. Wie weit das gelingt, hängt davon ab, einmal ob die sprachliche Darstellung anschaulich genug ist, und sodann wie weit die Phantasie geschult, selbstthätig und ausdauernd ist. Diesem innern Vorstellen kommen die darstellenden Künste zu Hülfe: was sonst nur vor dem geistigen Blick gestanden hätte, steht jetzt auch vor dem leiblichen Auge; — was dort vielleicht nur halbwegs ausgestattet worden und somit halb im Nebel geblieben wäre, stellt sich jetzt in ausgeprägten, deutlichen Formen dar; — was dort, bei dem innern Vorstellen, vielleicht aus Unkenntnis oder Ungeübtheit unrichtig oder in schülerhafter Gestalt gebildet worden wäre, wird jetzt von Künstlerhand richtig und meisterhaft ausgeführt. Das ergiebt augenfällige Unterschiede, worüber also nichts weiter gesagt zu werden braucht. — Zwischen den Leistungen der verschiedenen darstellenden Künste (Dramatik, Plastik, Malerei) bestehen allerdings auch Unterschiede. Bei der Vorführung historischer Vorgänge steht die Dramatik oben an: sie malt die ganze Geschichte; der Zuschauer erlebt gleichsam alles selber mit. Die sog. „lebenden Bilder" können dagegen nur eine einzelne Scene und

in dieser nur einen einzelnen Moment herausgreifen. Nicht anders die Malerei (und die Plastik). Im Vergleich zum Ganzen erscheint somit eine einzelne gemalte Scene als ein dürftiges Bruchstück. Im Vergleich zur leeren Stelle — wenn nämlich keinerlei äußere Darstellung vorhanden ist — bedeutet es auch wiederum viel. Einmal hilft diese einzelne Anschauung doch der innerlich bildenden Phantasie kräftig auf die Beine: denn von diesem einen erleuchteten Punkte aus fällt auch ein Licht auf die übrigen Scenen. Sodann wird alles das, was innerhalb der ganzen Geschichte unveränderlich, statistisch ist — z. B. Personengestalten, Trachten, landschaftliche Objekte, Werkzeuge ꝛc. — durch das eine Bild doch ein für allemal bestimmt veranschaulicht. Endlich kommt noch eins hinzu, worin das gezeichnete Bild sogar die dramatische Aufführung und die mündliche Erzählung übertrifft: die gezeichneten Objekte lassen sich ruhig und andauernd beschauen, und so kann die Betrachtung, indem sie ins einzelne sich versenkt, auch das Einzelne sich deutlich und sicher merken.

Doch das ist nur die eine Hälfte des Hülfsdienstes, den das gezeichnete Bild dem sprachlichen Darstellen leistet, — die, welche sich auf das Verständnis bezieht.

Die andere Hälfte wird sich im bessern Behalten der Geschichte zeigen. Denn was durch zwei Sinne, durch Hören und Sehen ins Gedenken eingeprägt ist, hält fester, als was bloß durch einen hindurchgegangen ist. Überdies besitzt der Gesichtssinn in der Regel mehr Gedächtnis als der Gehörsinn.

Die Vorteile, welche bildliche Darstellungen dem Unterricht leisten können — in allen Wissensfächern — sind somit augenscheinlich recht bedeutend. Es ist darum sehr schade, daß die Schulbücher aller Art vielfach noch so dürftig mit Illustrationen versehen und die Schulwände so kahl sind. Die Armut der Volksschule ist nicht allein schuld daran. Der Mangel an Veranschaulichungsmitteln ist in der That auch eine Klage wider die Pädagogik, die sich so laut des Prinzips der Anschaulichkeit rühmt: der Schade wird zur Schande. In meinen eigenen Schuljahren habe ich kein Schulbuch mit irgend einer Illustration in den Händen gehabt, und außer den Landkarten kein Bildwerk in der Schulstube gesehen. Aber man trieb fleißig „Anschauungs- und Denkübungen“ am Tintenkrug, Federmesser, Schulofen ꝛc. — auf der Unterstufe: von da an mußten das mündliche Wort und die gedruckten Buchstaben das Veranschaulichen besorgen. Es schien, als ob Amos Comenius und sein orbis pictus umsonst in der Welt gewesen wären. Seit dreißig Jahren sind wir weiter gekommen, aber am Ziele sind wir noch lange nicht. In England und Nordamerika ist man dem Mutterlande der Pädagogik vorausgeeilt. Wie

viel Statistisches in der Geschichte, Geographie und überhaupt aus dem humanistischen Gebiete — Trachten, Hausgeräte, Arbeits- und Kriegswerkzeuge, Musikinstrumente, Fahrzeuge zu Wasser und zu Lande, Bauten, Kultusgeräte ꝛc. — würde sich durch Bilderwerk leicht und schnell veranschaulichen lassen, während das beschreibende Wort sich lange damit abquält und doch keine deutlichen Vorstellungen zustande bringt! Die Kreide ist ja ebenfalls ein höchst wertvolles Lehrmittel in der Hand des Lehrers, aber sie bedarf einer kundigen und geschickten Hand, und kann überhaupt nur für solche Zeichnungen, die nicht viel Zeit erfordern, mit Vorteil angewendet werden.[1])

Es würde jetzt noch etwas darüber zu sagen sein, wie die Bilder benutzt werden müssen, besonders die biblischen, — ob während des Erzählens, oder nachher, — ob vorwiegend auf den unteren Stufen, oder auf allen Stufen ꝛc. Diese Frage mag jedoch für ein anderes Mal verspart bleiben. Nur auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen. — Es ist ein schwerer Irrtum, zu meinen, wenn man den Schülern das Bild vor die Augen gehalten habe, so sei die Arbeit gethan. Es fehlt viel daran, daß die Schüler sofort schon sehen, was zu sehen ist. Ein gewisses Quantum von Anschauung werden sie allerdings bald gewinnen, auch aus eigenem Vermögen; und solche Bilder, die bloß vereinzelte Gegenstände darstellen (Werkzeuge, Waffen ꝛc.) werden ohnehin nicht viel nachhelfendes Zeigen nötig machen, zumal bei größeren Kindern und bei solchen, die sich schon ein wenig auf das Zeichnen und das Bilderlesen verstehen. Anders ist es, wenn komplizierte Bilder vorliegen und die Kinder im Bilderlesen noch wenig geschult sind. Da gilt es, auf alle Einzelheiten ausdrücklich aufmerksam zu machen und so das Ganze in der Auffassung des Kindes gleichsam erstehen zu lassen. Doch das sagt sich jeder leicht von selbst. Ich wollte aber auf eine besondere Seite der Sache hinweisen. Wie das Zeichnen nicht bloß eine Schulung der Hand ist, sondern auch eine Schulung des Auges, des Auffassens: so hat das Bilderlesen nicht bloß den Zweck, in dem gegebenen einzelnen Falle eine deutlichere Anschauung zu vermitteln, sondern auch den, die Auffassungskraft des Gesichtssinnes und der Phantasie überhaupt zu schulen. Es liegt eine neue Art der Schulung neben der Schulung durch sprachliche Darstellung. In der bildlichen Darstellung liest der Zuschauer die Ge-

[1]) Daß im naturkundlichen Unterrichte die Bilder nur dazu benutzt werden dürfen, wo die Körper in natura nicht zu beschaffen sind, versteht sich von selbst — zumal wenn es sich um eine genauere Beschreibung handelt. Für das notizmäßige Lernen können dagegen auch hier die Bilder gute Dienste leisten, namentlich in der Zoologie.

schichte gleichsam in einer andern sprachlichen Einkleidung, in einem andern Dialekt, — man könnte fast sagen: in einer andern Sprache. Das Neue liegt darin. Einmal wird der Hörer oder Leser einer Erzählung sich niemals die einzelnen Scenen so bestimmt, so ausgeprägt vorstellen, wie der Künstler dies thun muß, der eine Scene zeichnen will. In der Vorstellung, die aus sprachlichen Darstellungen entsteht, befindet sich also in der Regel viel Verschwommenes, Unbestimmtes, Undeutliches. In dem gezeichneten Bilde ist für diese Scene alles Unbestimmte weggeschafft, daher leitet das Bilderlesen den Schüler an und gewöhnt ihn, seine Vorstellungen schärfer zu umgrenzen. Zum andern bleibt beim Vorstellen und Darstellen eines historischen Vorganges für die Individualität ein gewisser Spielraum, und so legt jeder zeichnende Künstler in sein Bild auch etwas Individuelles hinein. Aus jener schärferen Ausprägung der Vorstellungen und seiner individuellen Darstellung zusammen ergiebt sich dann, daß der Beschauer eines Bildes den historischen Vorgang von einer andern Seite zu sehen bekommt und somit das Bilderlesen ungefähr dem Lesen einer Geschichte in einer andern, eigenartigen Übersetzung gleich ist. Wer die Vorteile verschiedener Übersetzungen zu schätzen weiß, der wird auch einsehen, daß die Übung im Bilderlesen eine Schulung gewährt, die in ihrer Eigenart durch nichts anderes ersetzt werden kann. Es ist nur die Unkunde, welche nicht glauben will, daß in dem Zeichenunterricht und im Bilderlesen ein eigentümliches Stück Bildung steckt. Der Umgang mit Malern oder mit andern Personen, die sich auf das Bilderlesen verstehen, kann bald eines bessern belehren.[1])

---

[1]) Im Vorbeigehen sei hier an etwas erinnert, worauf ich weiter unten zurückkommen muß. Sehr selten wird jemand zum erstenmal ein historisches Bild betrachten, ohne daß ihm irgend etwas Fremdartiges darin begegnet, so daß er bei sich sagt: das habe ich mir so nicht gedacht. Die eine Ursache liegt darin, daß der zeichnende Künstler sowohl wie der Beschauer die Scene nach seiner Individualität aufgefaßt hat. Der andere, vielleicht noch wirksamere Grund liegt darin, daß der Beschauer höchst selten die Geschichte so bestimmt sich vorgestellt hat wie der Künstler, und noch weniger sie unter dem Gesichtspunkte durchdacht hat, wie sie sich wirkungsvoll zeichnen lasse. Das lückenhafte, unvollständige Vorstellungsbild des Beschauers will nun zu dem vollständigen Bilde des Künstlers nicht recht passen. Der Beschauer mag sich daher wohl besinnen, bevor er durch das Fremdartige in einem Bilde sich zum Kritisieren verleiten läßt. — Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß der Künstler immer recht und der Laie immer unrecht haben muß. Schon mancher tüchtige Musiker, der eine echte Volksmelodie geschaffen zu haben meinte, mußte nachher gewahren, daß der Volksgeschmack sich wider ihn aussprach und zwar — in letzter Instanz. Das werden sich auch die Maler manchmal gefallen lassen müssen.

Wenden wir uns jetzt zu den in der Überschrift angeführten biblischen Bildern.

Herr v. Lümmel, Vorsteher einer umfangreichen, verzweigten Schulanstalt in Utrecht, ist ein Schulmann, der vermöge seiner langjährigen gesegneten Wirksamkeit und seiner bewährten Einsicht unter den holländischen Lehrern mit Recht in großer Achtung steht. Auch durch litterarische Arbeiten hat er sich bekannt und verdient gemacht. Für deutsche Leser will ich nur an seine große Sammlung wohldurchdachter Bilder für den sog. „Anschauungsunterricht“ erinnern. Hier haben wir nun auch seine biblischen Bilder — zwanzig aus dem A. T. und zwanzig aus dem N. T. Sie sind in koloriertem Steindruck ausgeführt und kosten 6 Thlr.

Über die Grundsätze, welche ihn bei der Bearbeitung geleitet haben, spricht sich Herr van Lümmel in einem Begleitwort folgendermaßen aus:

„Die für den Schulgebrauch berechneten biblischen Bilder sind, was die Gewandung und viele sonstige Äußerlichkeiten betrifft, meistens unhistorisch — und für den Klassenunterricht in der Volksschule zu klein. Dies gilt namentlich von den in Holland vorhandenen Bildern.“

„Die vorliegenden sind koloriert — und zwar aus folgenden Gründen. 1. Die durch die Farben erreichte größere Natürlichkeit der Darstellung zieht das Kind mehr an als ein einfarbiges Bild. 2. Mit Hülfe des Kolorits ist man imstande, die betreffende Geschichte vollständiger darzustellen. 3. Die Verschiedenheit der Farben befördert die Deutlichkeit des Bildes auch bis auf eine gewisse Entfernung.“

„Was die Wahl des dargestellten Momentes betrifft, so ist so viel als möglich der Augenblick gewählt worden, in welchem sich das Wesen der Person oder des Vorganges im guten oder übeln Sinne am deutlichsten ausspricht, der also einen festen Punkt abgiebt, um den sich das Weitere gruppiert. — Bei Jakob, Joseph, Moses rc. springt dies sogleich in die Augen, während es bei andern Bildern umständlicher sein würde, dies deutlich zu zeigen.“

„Wie schon vorhin kurz berührt, besteht ein für die Schule besonders fühlbarer Mangel vieler biblischen Bilder (selbst von bedeutenden Meistern) in den Anachronismen, denen man in Bezug auf Gewandung, Häuser, Gerätschaften darin begegnet. Die Kinder bekommen dadurch falsche Vorstellungen, die auf die Dauer nachteilig sein müssen.“

„Ebenso ist es ein Fehler, wenn man Objekte darzustellen versucht, die überhaupt nicht abzubilden sind, — z. B. Gott den Vater rc.“

„Auch die Aureole muß für Schulkinder verworfen werden. Zwar wird dadurch an der betreffenden Stelle die mit dem Heiligenschein umstrahlte Person besonders hervorgehoben, allein es bleibt doch eine dadurch noch nicht motivierte Verkehrtheit, wodurch die Vorstellungen des Kindes irregeleitet werden.“

„Bei den neutestamentlichen Bildern scheint es wünschenswert, daß das Antlitz Jesu so selten, als nur eben möglich ist, dargestellt werde — und zwar 1. weil es unmöglich ist, diesem „schönsten Angesicht“ den rechten, wahren Ausdruck zu geben, und 2. weil das Kind leicht zwischen dem gezeichneten Antlitz des Heilandes und einer bekannten Person irgendwelche Ähnlichkeit herausfindet, die es zu allerlei nicht wünschenswerten Kombinationen veranlaßt.“

„Schließlich sei noch bemerkt, daß ich mich bemüht habe, den Bildern stets die knappste Form zu geben, damit nicht durch allerlei Nebensachen die Aufmerksamkeit der Kinder von dem dargestellten Hauptmomente zu sehr abgezogen werde. — Auch ist es sorgfältig vermieden, irgend etwas zu zeichnen, was in dem biblischen Texte nicht ausdrücklich steht. Ich habe mich viel eher entschließen können, manchen Bildern eine fast dürftig scheinende Einfachheit zu geben, als durch ein Zuviel undeutlich und unwahr zu werden.“

„Aber jegliches Menschenwerk ist unvollkommen, und so wird auch an meinen Bildern noch viel zu verbessern sein. Wenn mir die Mitarbeiter an der christlichen Erziehung in Deutschland hierzu behülflich sein würden, so würde ich dankbar sein.“ —

Gehen wir jetzt zur Prüfung der vorliegenden Bilder.

Wie mich dünkt, hat dieselbe sich auf den Standpunkt des praktischen Schulmannes zu stellen, der biblische Bilder wünscht und sucht, — nicht auf den des theoretischen Kunstkritikers. Der Praktiker muß sich damit begnügen, unter dem Vorhandenen das Beste auszusuchen; der Theoretiker dagegen darf fragen, ob das Vollkommene vorhanden sei. Wie ich meine, dürfen sich die vorliegenden Bilder, bis etwas Besseres geliefert ist, dem praktischen Schulbedarf getrost anbieten. Die berühmte Sammlung des Meisters Schnorr von Karolsfeld läßt sich in Absicht auf die Volksschule eigentlich gar nicht in Vergleich ziehen. Schon der hohe Preis steht im Wege: die ganze Sammlung kostet 10 Thlr. Sodann sind diese Bilder für den Volksschulgebrauch zu klein, also für die entfernt sitzenden Kinder nicht deutlich genug, — überdies durchweg zu kompliziert. Vor den bekannten Kaiserswerther Bildern haben die v. Lümmelschen wenigstens

den Vorzug, daß sie wegen der Kolorierung beträchtlich deutlicher sind. Freilich kosten sie auch mehr. Vom künstlerischen Standpunkte mag es fraglich sein, ob bei volkstümlichen biblischen Bildern der Buntdruck vor dem einfachen Holzschnitte den Vorzug verdiene; allein in unserm Falle, in der Volksschule, entscheidet das Bedürfnis — d. h. die Forderung, daß das Bild auch in der Entfernung noch deutlich sein müsse. Übrigens sei bemerkt, daß die Farben nur in gedämpften Tönen angewandt sind.

Bei einem Lehrmittel, wo der Volksschule so wenig Auswahl geboten ist, wie bei den Illustrationen zur biblischen Geschichte, hat die pädagogische Litteratur wie der Lehrerstand nicht bloß die Aufgabe, den Unternehmern durch eine sorgfältige Kritik zu Hülfe zu kommen, sondern auch die, sie in diesem Dienst zum Besten der Schule nach Kräften aufzumuntern. Denn wenn ein Verleger, der an ein solches Unternehmen große Kosten gewandt hat, trotz allem guten Willen schließlich nur Schaden davon trägt, so wird nicht leicht ein anderer wieder einen Versuch machen. Darunter leidet dann auch die Volksschule: sie ist und bleibt arm an solchen Lehrmitteln. Umgekehrt aber, wenn ein derartiges Unternehmen sich als lohnend erweist, so wird auch bald eine nützliche Konkurrenz sich einstellen, und diese Konkurrenz wird immer bessere und wohlfeilere Werke liefern. Es scheint mir geboten zu sein, auch in diesem Sinne die Kollegen auf die obigen Bilder aufmerksam zu machen. Ich will übrigens nicht geraten haben, dieselben ohne eigenes Besehen und Prüfen anzuschaffen. Auf einem Gebiete, das den individuellen Wünschen wie der individuellen Kritik so weiten Raum gestattet, muß jede Empfehlung vorsichtig sein. Aber ich will ja geraten haben, die Bilder zu besehen und zu prüfen.

Zum Schluß noch ein paar besondere Bemerkungen.

Die Grundsätze, welche der Herr Herausgeber dieser Bilder befolgt hat, scheinen mir durchaus richtig zu sein, — mit einer Ausnahme. Wenn er es für wünschenswert hält, daß das Antlitz Jesu so selten, als nur eben möglich ist, dargestellt werde — so kann ich seine Motive zwar verstehen und ehren, aber nicht als ausreichend anerkennen. Es ist ja schwer, das Angesicht des Heilandes würdig zu zeichnen; aber wer neutestamentliche Bilder herausgeben will, muß auch diese Aufgabe anzufassen wissen. Wenn der Heiland handelnd vorgeführt werden soll, so darf statt seiner Person nicht gleichsam ein bloßes Kleid gezeigt werden. Ein solches Bild kommt einem vor wie ein Tag, dem die Sonne fehlt.

Was die Ausführung betrifft, so kann ich den Herausgeber nur in seinem Vorsatze bestärken, bei einer neuen Auflage einen bewährten deutschen Künstler zu Rate zu ziehen, resp. diesem die Ausführung zu übertragen. Ich zweifle nicht, daß die Bilder in mehrfachem Betracht ge-

winnen werden. Sodann möchte ich auch die Lehrer, welche die Bilder genauer geprüft haben, bitten, demselben ihre kritischen Ausstellungen und Wünsche offen mitzuteilen. Sie werden dadurch ein gutes Werk fördern helfen und dürfen versichert sein, daß er ihre Gefälligkeit herzlich verdanken wird. — Man wolle bei der Kritik aber nie aus dem Auge verlieren, daß diese Bilder nicht für den Handgebrauch, sondern für das Beschauen aus einer gewissen Entfernung berechnet sind. Wer das nicht beachtet, der verfällt auf Ausstellungen und Ratschläge, die niemand gebrauchen kann.

Herr van Lümmel hat auch eine Anweisung zum Gebrauche dieser Bilder im biblischen Geschichtsunterricht herausgegeben. Es sind ausgeführte Lehrbeispiele der biblischen Geschichtserzählung. Vor der Hand liegt das Buch nur in holländischer Sprache vor. Im Auftrage des Verfassers ist jedoch der Hauptlehrer Rumscheidt an der deutschen Schule im Haag damit beschäftigt, dasselbe auch für deutsche Lehrer, die des Holländischen unkundig sind, zu bearbeiten. Dem Vernehmen nach wird diese deutsche Bearbeitung in kurzem erscheinen können. Ich glaube, die Leser des Evangelischen Schulblattes im voraus darauf aufmerksam machen zu sollen. Die holländischen Schulmänner haben eine besondere Gabe, die biblischen Geschichten plastisch anschaulich und kindlich erbaulich zu erzählen. Ob dies mit ihrer niederdeutschen Mundart, die überhaupt viel volkstümlicher sich erhalten hat als unsere hochdeutsche, zusammenhängt, oder noch andere Gründe hat, weiß ich nicht, genug, es ist so. Ich zweifle daher nicht, daß das genannte Buch den deutschen Lehrern, die sich im anschaulichen Erzählen zu üben wünschen, gute Dienste leisten wird.

---

4. Vorschläge und Ratschläge aus der Schularbeit.

Wie lassen sich die Vorteile des Abteilungsunterrichts mit denen des Einzelunterrichts verbinden — zunächst im Rechnen?

a) Vergleichung der Vorteile. Bei unsern Altvordern, wenigstens in hiesigen Landen, war der Abteilungs- oder Klassenunterricht nur in einigen Fächern üblich, in andern Fächern aber wurde der Einzel- oder Individualunterricht beharrlich fest gehalten. Unter „Altvordern“ meine ich hier die Zeit vor Errichtung der Seminarien. Referent hat ihrer noch mehrere gekannt, die sich die von den letzteren aufgebrachten Neue-

rungen in dem bezeichneten Stücke nicht nahe kommen ließen. Beim ersten Lesenunterricht z. B. wurde nicht die ganze Abteilung der ABC-Schützen vorgenommen, sondern jeder Schüler gesondert; ebenso beim Überhören des Gelernten aus dem Katechismus und der Bibel; vor allem aber auch im Rechnen, namentlich auf der Oberstufe. Wie weit ehedem der Individual-Unterricht in den übrigen Disciplinen herrschte, ist mir aus eigener Anschauung nicht bekannt. Ich möchte mir gern etwas darüber erzählen lassen, besonders auch darüber die Meinung eines Kundigen hören, welches der geschichtliche Grund ist, daß der Einzelunterricht eher als der Abteilungsunterricht üblich war, und ob auch die Alten schon aus bewußten pädagogischen Gründen jene Weise wählten und festhielten. Wer daher aus Erfahrung oder Geschichte hierüber etwas mitzuteilen weiß, wolle es nicht zurückhalten.

Später, als durch die Seminaristen die neue Weise des Abteilungsunterrichts vordrang, mußten sich die Alten mit ihnen auseinandersetzen. Bei diesen Verhandlungen war bald klargestellt, daß jeder dieser Wege eigentümliche Vorteile und eigentümliche Mängel hat. Der Einzelunterricht nimmt des Lehrers Zeit sehr in Anspruch: was im andern Falle einer ganzen Abteilung gezeigt oder erklärt wird, muß dort jedem Einzelnen gezeigt und erklärt werden; so weit ist also der Einzelunterricht zeitraubend, der Abteilungsunterricht zeitsparend. Weil nun dort häufig die Zeit nicht ausreicht und die Arbeit drängt, so ist weiter zu befürchten, daß das Zeigen und Erklären zu eilig und darum nicht gründlich genug geschehe. Ferner muß es nach jener Weise häufig vorkommen, daß ein Kind vor einer Aufgabe festsitzt, der Lehrer aber nicht sofort helfen kann: da ist das Kind auf Nichtsthun angewiesen und somit für allerlei Störungen die Thür geöffnet. Diese Nachteile weiß der Abteilungsunterricht zu vermeiden: er spart Zeit, kann gründlich verfahren und ist der Disciplin günstig.

Der Einzelunterricht bietet dagegen ebenfalls namhafte Vorteile (welche der Privatunterricht vor dem Schulunterricht voraushaben kann und noch einige mehr). In der Privatunterweisung — ich meine die, wo der Lehrer überhaupt nur einen Schüler oder etwa ihrer zwei bis drei von verschiedenen Altersstufen vor sich hat, kann er dem Einzelnen die Lektionen und Aufgaben genau zumessen, wie sie seiner Bildungsstufe in dem betreffenden Gegenstande angemessen sind; er vermag sofort zu erkennen, wo etwas nicht recht gefaßt oder nicht genug geübt ist, und kann nun sorgen, wie die Lücke ausgefüllt wird: kurz, bei diesem Wege ist ein regelrechtes und sicheres Fortschreiten möglich. Ähnlich, nur durch Zeitmangel beschränkt, steht es mit dem Einzelunterricht in

der öffentlichen Schule. Beim Abteilungsunterricht dagegen, wo der Lehrer neben den mittelmäßig begabten Köpfen auch schwache und sehr begabte vor sich sieht, wo ferner durch den verschiedenen Fleiß und unregelmäßigen Schulbesuch neue Verschiedenheiten hineinspielen, muß er sich hauptsächlich nach einer gewissen Mittelschicht richten, wobei die Bessern wie die Schwächern leichtlich zu kurz kommen: jene werden in ihrem Fortschreiten aufgehalten und daher im Streben gelähmt; diese lernen nur oberflächlich oder bleiben in Lücken stecken und erlahmen, weil ihr Können dem Sollen nicht gewachsen ist. Ferner läßt sich beim Einzelunterricht die Individualität des Schülers, auch hinsichtlich der besondern Begabung und Neigung für einzelne Lehrfächer, besser berücksichtigen, weil jeder Schüler in jedem Gegenstande gesondert fortschreiten, ja eilen und laufen kann, wie es ihm beliebt; und wenn er dabei z. B. im Schreiben oder im Zeichnen ein Stümper bleibt, weil dafür die Gabe fehlt, so hindert ihn das nicht, im Rechnen oder in einem andern Stücke alle seine Mitschüler zu überflügeln. Das läßt sich beim Abteilungsunterricht wohl ebenfalls in gewissem Maße erstreben, aber nicht in gleichem Maße erreichen; denn wenn auch die Abteilungen je nach den verschiedenen Fächern verschieden gebildet werden, so übt der Unterricht, welcher sich nach der Mittelschicht richten muß, doch auf die Fähigern und Eifrigen wie auf die Schwächern einen leicht spürbaren Druck aus. Kurz: der Einzelunterricht hat den Vorzug, der Individualität des Kindes in jedem Betracht mehr gerecht werden zu können, soweit der Zeitmangel nicht im Wege steht. Die bedeutendste individuelle Kraft ist aber die Lust und Liebe zur Sache, welcher in der Regel auch eine bevorzugte Befähigung zur Seite steht. Indem nun diese mächtige ethische Kraft nicht bloß frei gemacht, sondern gepflegt und bis zum Eifer angespornt wird, hat der Lehrer einen Helfer gewonnen, den keine didaktische Kunst und kein Lehrmittel zu ersetzen vermag, ja, der mächtig genug ist, mitunter alle entgegenstehenden Hindernisse z. B. die etwa mangelhafte Lehrgabe des Lehrers, mangelhafte oder beschränkte Unterrichtsmittel, unregelmäßigen Schulbesuch, oder was sonst im Wege stehen mag, vollständig zu überwinden. Die Schulgeschichte bietet dafür Beispiele in Fülle, und zwar nicht bloß bei begabten Schülern, sondern auch bei schwachen und sehr dürftig ausgerüsteten. In einem „Rettungshause", das etwa vierzig Kinder hat, und wo durch den unregelmäßigen Eintritt derselben ohnehin nur Einzelunterricht möglich ist, habe ich Schüler getroffen, die beim Eintritt in ihrem zwölften Jahre keinen Buchstaben kannten, überdies leiblich und geistig so verkommen waren, wie es nur möglich ist, aber mit vierzehn Jahren in jedem Gegenstande Leistungen zeigten, die sich mit den höchsten

der besten öffentlichen Volksschulen messen konnten. Eine gewisse Begabung war allerdings vorhanden, jedoch keine hervorragende. Ähnliches habe ich an solchen gesehen, die in den Schulen und im Konfirmandenunterricht als blödsinnig gegolten hatten; hier fielen natürlich die Leistungen als solche nicht so in die Augen, sondern in ihrem Verhältnis zum geringen Maß der Begabung und zu den geringen Erfolgen im öffentlichen Schulunterricht.

Es ist nicht meine Absicht, eine Vergleichung des Einzel- und des Abteilungsunterrichts in der öffentlichen Schule nach allen Seiten erschöpfend durchzuführen. Diese höchst nützliche Arbeit mag für eine Abhandlung verspart, oder einem andern überlassen bleiben. Hier kam es mir nur darauf an, die Sache so weit ins klare zu stellen, um erkennen zu lassen, daß der Individual-Unterricht nicht minder wie der Massen-Unterricht seine eigentümlichen Vorteile besitzt und darum auch ein Recht hat, neben diesem nach Möglichkeit berücksichtigt zu werden. Es fragt sich nur, wie dies thunlich ist, oder mit andern Worten: wie die besonderen Vorzüge des einen und des andern Verfahrens verbunden werden können.

Diese Frage erfordert neben einer allgemeinen Antwort auch eine Reihe besonderer für die einzelnen Fächer. Hier liegt also Stoff für ein Dutzend Aufsätze vor. Wir wählen einen Gegenstand heraus, das Rechnen, und zwar auf der Oberstufe. Möchten andere bald Vorschläge und Ratschläge für andere Fächer mitteilen. Meine Vorschläge folgen schlichtweg dem Verfahren, das ich selbst seit ca. 18 Jahren eingehalten habe und zwar früher in einer einklassigen Schule, später in einer mehrklassigen.

b) Der Abteilungsunterricht — neben dem Einzelunterricht. Angenommen, die Oberklasse oder Oberabteilung habe wöchentlich fünf Stunden Rechenunterricht. Von dieser Zeit werden etwa drei Stunden dem Abteilungsverfahren gewidmet, die andern dem Einzel-Rechnen. (Siehe die Übersicht der Rechenübungen am Schlusse dieses Artikels.)

Ferner soll angenommen sein, die Oberstufe, mit deren Abteilungen wir uns hier beschäftigen wollen, habe es stets nur mit eingekleideten Aufgaben zu thun, wo die Hauptschwierigkeit darin liegt, die sachlichen Verhältnisse zu verstehen. Auf den unteren Stufen, wo es sich hauptsächlich noch darum handelt, die Zahlenoperationen einzuüben, kann die hier zu beschreibende Manier nicht, oder wenigstens nicht so, befolgt werden. Dort dürfte auch aus andern Gründen noch vor-

wiegend oder ausschließlich der geschlossene Abteilungs-Unterricht am Platze sein.

Die ersten beiden Abteilungslektionen der Woche befassen sich, äußerlich angesehen, lediglich mit Kopfrechnen, aber jede Lektion hat einen besonderen Zweck. Die eine will eine Übung im schnellen und sichern Kopfrechnen sein, die andere dagegen soll in das Verständnis der sachlichen Verhältnisse einführen; dort sind die Zahlen das Hauptarbeitsmaterial, hier die Sachen. Dort kommen ebenfalls eingekleidete Aufgaben vor, allein die Zahlen spielen doch die Hauptrolle, weil der Zweck eben die Zahlenübersicht ist. Hier dagegen, wo gelernt werden soll, eingekleidete Aufgaben zu verstehen oder Einsicht in die sachlichen Verhältnisse zu gewinnen, bilden diese Verhältnisse das eigentliche Arbeitsmaterial, natürlich so, daß sie mit Zahlen verbunden werden, daß eben an ihnen gerechnet wird.

In der dritten Rechenstunde, welche noch für den Abteilungsunterricht verwendet werden soll, tritt eine Übung mit auf, die meines Wissens in nicht vielen Schulen üblich ist: die Übung im Lesen der eingekleideten Rechenaufgaben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Lesen, weil es an einem besonderen Stoffe geschieht, auch seine eigentümlichen Schwierigkeiten hat, besonders bei komplizierten Aufgaben, indem ja jeder weiß, daß in einem Buche (z. B. in der biblischen Geschichte) von den Kindern geläufig gelesen wird, während in einem andern, wo der Stoff und die Redeformen ihnen weniger bekannt sind, das Lesen sehr schwerfällig und ungelenk von statten geht. Eine Leseübung, deren eigentliches Ziel das Lesenlernen ist, würde freilich nicht in eine Rechenstunde gehören, indessen tritt hier das Lesen auch nur als Mittel auf, während der Zweck das Verständnis der Aufgaben ist. Wem wäre es entgangen, daß ein Schüler häufig bei einer Aufgabe, deren sachliche Verhältnisse ihm wohl bekannt sind, dennoch festsitzt und zwar deshalb, weil er ihre Einkleidung nicht völlig versteht, — dieses Verständnis aber wiederum deshalb fehlt, weil er zu eilig, zu oberflächlich gelesen hat? Überhaupt verfahren die Kinder auch da, wo sie eine Aufgabe richtig lösen und das Lösungsverfahren überdies erklären können, dennoch vielfach nur oberflächlich, sowohl beim Lesen der Aufgabe wie beim zergliedernden Nachdenken darüber. Einmal darum, weil dies so Kindes Art und Natur ist, aber auch noch aus einer besondern Ursache. Innerhalb eines Abschnittes bilden die Rechenexempel eine lange Reihe sachlich gleichartiger Aufgaben. Während das Kind nun mit diesem Abschnitte sich beschäftigt, bewegt sich sein rechnendes Denken stets in einem Kreise von wesentlich gleichen Vorstellungen. Im Verfolg der Arbeit an dieser Aufgabenreihe

der besten öffentlichen Volksschulen messen konnten. Eine gewisse Begabung war allerdings vorhanden, jedoch keine hervorragende. Ähnliches habe ich an solchen gesehen, die in den Schulen und im Konfirmandenunterricht als blödsinnig gegolten hatten; hier fielen natürlich die Leistungen als solche nicht so in die Augen, sondern in ihrem Verhältnis zum geringen Maß der Begabung und zu den geringen Erfolgen im öffentlichen Schulunterricht.

Es ist nicht meine Absicht, eine Vergleichung des Einzel- und des Abteilungsunterrichts in der öffentlichen Schule nach allen Seiten erschöpfend durchzuführen. Diese höchst nützliche Arbeit mag für eine Abhandlung verspart, oder einem andern überlassen bleiben. Hier kam es mir nur darauf an, die Sache so weit ins klare zu stellen, um erkennen zu lassen, daß der Individual-Unterricht nicht minder wie der Massen-Unterricht seine eigentümlichen Vorteile besitzt und darum auch ein Recht hat, neben diesem nach Möglichkeit berücksichtigt zu werden. Es fragt sich nur, wie dies thunlich ist, oder mit andern Worten: wie die besonderen Vorzüge des einen und des andern Verfahrens verbunden werden können.

Diese Frage erfordert neben einer allgemeinen Antwort auch eine Reihe besonderer für die einzelnen Fächer. Hier liegt also Stoff für ein Dutzend Aufsätze vor. Wir wählen einen Gegenstand heraus, das Rechnen, und zwar auf der Oberstufe. Möchten andere bald Vorschläge und Ratschläge für andere Fächer mitteilen. Meine Vorschläge folgen schlichtweg dem Verfahren, das ich selbst seit [illegible] 15 Jahren eingehalten habe und zwar früher in einer [illegible] Schule, später in einer mehrklassigen.

b) Der Abteilungsunterricht — neben dem Einzelunterricht. Angenommen, die Oberklasse oder Oberabteilung habe wöchentlich vier Stunden Rechenunterricht. Von diesen vier [illegible] werden [illegible] Stunden dem Abteilungsverfahren gewidmet, die andere dem Einzel-[illegible] (Siehe die Übersicht der [illegible] am Schlusse dieses [illegible].)

[illegible] angenommen [illegible] die Oberklasse [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zahlenoperationen [illegible]

wiegend oder ausschließlich der geschlossene Abteilungs=Unterricht am Platze sein.

Die ersten beiden Abteilungslektionen der Woche befassen sich, äußerlich angesehen, lediglich mit Kopfrechnen, aber jede Lektion hat einen besonderen Zweck. Die eine will eine Übung im schnellen und sichern Kopfrechnen sein, die andere dagegen soll in das Verständnis der sachlichen Verhältnisse einführen; dort sind die Zahlen das Hauptarbeitsmaterial, hier die Sachen. Dort kommen ebenfalls eingekleidete Aufgaben vor, allein die Zahlen spielen doch die Hauptrolle, weil der Zweck eben die Zahlenübersicht ist. Hier dagegen, wo gelernt werden soll, eingekleidete Aufgaben zu verstehen oder Einsicht in die sachlichen Verhältnisse zu gewinnen, bilden diese Verhältnisse das eigentliche Arbeitsmaterial, natürlich so, daß sie mit Zahlen verbunden werden, daß eben an ihnen gerechnet wird.

In der dritten Rechenstunde, welche noch für den Abteilungsunterricht verwendet werden soll, tritt eine Übung mit auf, die meines Wissens in nicht vielen Schulen üblich ist: die Übung im Lesen der eingekleideten Rechenaufgaben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Lesen, weil es an einem besonderen Stoffe geschieht, auch seine eigentümlichen Schwierigkeiten hat, besonders bei komplizierten Aufgaben, indem ja jeder weiß, daß in einem Buche (z. B. in der biblischen Geschichte) von den Kindern geläufig gelesen wird, während in einem andern, wo der Stoff und die Redeformen ihnen weniger bekannt sind, das Lesen sehr schwerfällig und ungelenk von statten geht. Eine Leseübung, deren eigentliches Ziel das Lesenlernen ist, würde freilich nicht in eine Rechenstunde gehören, indessen tritt hier das Lesen auch nur als Mittel auf, während der Zweck das Verständnis der Aufgaben ist. Wem wäre es entgangen, daß ein Schüler häufig bei einer Aufgabe, deren sachliche Verhältnisse ihm wohl bekannt sind, dennoch festsitzt und zwar deshalb, weil er ihre Einkleidung nicht völlig versteht, — dieses Verständnis aber wiederum deshalb fehlt, weil er zu eilig, zu oberflächlich gelesen hat? Überhaupt verfahren die Kinder auch da, wo sie eine Aufgabe richtig lösen und das Lösungsverfahren überdies erklären können, dennoch vielfach nur oberflächlich, sowohl beim Lesen der Aufgabe wie beim zergliedernden Nachdenken darüber. Einmal darum, weil dies so Kindes Art und Natur ist, aber auch noch aus einer besondern Ursache. Innerhalb eines Abschnittes bilden die Rechenexempel eine lange Reihe sachlich gleichartiger Aufgaben. Während das Kind nun mit diesem Abschnitte sich beschäftigt, bewegt sich sein rechnendes Denken stets in einem Kreise von wesentlich gleichen Vorstellungen. Im Verfolg der Arbeit an dieser Aufgabenreihe

bildet sich daher bei ihm eine Art von geistigem Tastsinn aus, wodurch es bei einem Exempel auch ohne sorgfältige Zergliederung des Gegebenen und Gefragten und ohne klares, deutliches Vorstellen dieser Glieder herausfindet, wo und wie beim Ausrechnen anzugreifen und welcher Weg einzuschlagen ist. Dieses dunkele Tasten muß aber an dieser Stelle ein Übel heißen; denn wenn das rechnende Überlegen bei jeder Aufgabe im Zergliedern und Auffassen nicht sorgsam verfährt, so bildet sich eben kein Rechenverstand aus. Das Kind braucht dann nur auf eine etwas kompliziertе oder der Einkleidung nach schwierigere Aufgabe zu stoßen, um sofort den Beweis zu liefern, daß die Kunst des tastenden Gefühls nicht ausreichen will. Irre ich nicht, so haben viele Lehrer es sich nicht klar gemacht, eine wie große Rolle das gefühlsmäßig tastende Überlegen gerade auch im Rechnen spielen kann, wo doch der gemeinen Meinung nach ohne deutliches Denken kein Vorwärtskommen möglich ist, selbst dann noch spielen kann, wenn der Schüler in seinem Buche rasch und leicht vorrückt, und um so mehr spielen muß, wenn ihm ein großer Spielraum gelassen wird. Daher muß einerseits dieser Spielraum möglichst eingeengt und andererseits mit allen Mitteln auf ein sorgsames Zergliedern der Aufgaben und auf ein Rechnen mit deutlichen Vorstellungen hingearbeitet werden.

Zu dem ersteren, dem Einengen des Spielraums für das gefühlsartige Überlegen, muß namentlich die Einrichtung des Rechenbuches mitwirken, nämlich so, daß in einem Abschnitte nicht ausschließlich gleichartige Aufgaben vorkommen, sondern Schritt für Schritt auch Wiederholungsexempel aus früheren Abschnitten. Sodann aber kann die vorgenannte Lektion zum Verstehen der sachlichen Rechenverhältnisse dazu helfen. Hier muß nämlich der Lehrer in den mündlich gestellten Kopfrechen-Aufgaben die sachlichen Verhältnisse recht durcheinanderwürfeln, so daß bald eine Aufgabe aus der Zinsrechnung, bald aus der Geometrie, bald aus der Haushaltung, bald aus der Landwirtschaft u. s. w. vorkommt, weil nun jedesmal das Kind sich erst die sachlichen Verhältnisse deutlich vergegenwärtigen muß, bevor es ans Ausrechnen gehen kann. Wie sehr dies nötig ist, fällt manchmal auch den Eltern in die Augen. Es trifft sich z. B. nicht selten, daß der Vater oder die Mutter etwas gerade im Haushalt Vorkommendes dem Kinde zum ausrechnen vorlegt, was dieses in der Schule längst durchgemacht hat und daher sofort sollte ausführen können: dennoch stutzt das Kind, weiß sich im Augenblick und vielleicht auch später nicht zurechtzufinden, so daß die Eltern glauben müssen, beim Rechenunterricht sei es nicht mit rechten Dingen zugegangen. Vielleicht liegt aber der Grund des Nichtkönnens lediglich in dem augenblick-

lichen Stutzigwerden und dieses gewiß darin, daß das Kind in der Schule zu viel durch bloßes Raten und Meinen, anstatt mit deutlichem Vorstellen gerechnet hat; vielleicht ist vom Lehrer selbst nichts versäumt worden, aber die Einrichtung des Rechenbuches hat das ratende Rechnen gepflegt.

Das zweite Gegenmittel, das sorgfältige Zergliedern der Aufgabe, hatten wir namentlich bei der erwähnten Leseübung im Rechenbuch im Sinne. Lesen und Zergliedern muß Hand in Hand gehen. Es werden dazu solche Aufgaben gewählt, deren sachliche Verhältnisse bekannt, d. h. in den Wochen-Lektionen, welche vorzugsweise diesen Verhältnissen gewidmet waren, vorgekommen sind, und die andrerseits wegen des sprachlichen Ausdrucks oder wegen ihrer Kompliziertheit dem Lesen und Zergliedern einige Schwierigkeiten bieten. Mein Verfahren ist dabei so. Zuerst wird die Aufgabe von zwei bis drei lese- und rechenfertigen Schülern vorgelesen, dann im Chor einmal nachgelesen. Nun beginnt das Zergliedern: es werden die Einzel-Aufgaben aufgesucht, aus denen die ganze Aufgabe sich zusammensetzt, und sodann ist bei jenen festzustellen, welche Stücke gegeben sind und was noch gesucht werden soll. Jetzt würde die Aufgabe gemeinsam gerechnet werden müssen, damit die Kinder sich überzeugen, daß das Zergliedern richtig gewesen ist, und damit sie die Gliederung noch klarer durchschauen lernen. Leider sind wieder die meisten Rechenbücher auf die Übung des Lesens und Zergliederns nicht eingerichtet: denn wären sie das, so müßte sich die erforderliche Zahl von Aufgaben finden, welche in allen Stücken für jene Übung passen, Aufgaben, die neben den genannten Eigenschaften auch die haben, daß nur kleine Zahlen vorkommen, damit sie schnell im Kopfe gerechnet werden können. Schwierigere Zahlen, die ein sicheres Tafelrechnen üben sollen, sind an ihrer Stelle ja gut; hier aber sind sie so hinderlich wie möglich. Hier handelt es sich darum, durch Lesen und Zergliedern dem Schüler den Schlüssel zum Verstehen der Aufgaben in die Hand zu geben. Wenn da nun das Ausrechnen viele Zeit erfordert, so wird jener Übung die nötige Zeit geraubt, jede Übung aber, welcher nicht die erforderliche Zeit vollaus gewidmet werden kann, bleibt wirkungslos. Nehmen wir also an, die geeigneten Aufgaben seien vorhanden; eine derselben ist gelesen und zergliedert worden und soll nun schnell ausgerechnet werden. Ist dies geschehen, so wird sie nochmals gelesen und zwar jetzt von zwei bis drei schwächeren Schülern, dann im Chor. Setzt man diese Übung mit Konsequenz eine Zeitlang regelmäßig fort — wöchentlich eine Stunde, — so kann es nicht fehlen, daß nach und nach eine merkliche Fertigkeit im Lesen wie im Zergliedern der Aufgaben und somit auch eine größere

Befähigung zum Verstehen und Anfassen gewonnen wird; aber nicht bloß das, sondern, was ebensoviel gilt, auch das Bedürfnis und die Neigung, erst dann zum rechnenden Handeln zu schreiten, wenn vorher die Sachlage klar durchschaut ist.

Zu dem letzten der oben genannten Stücke, welche dem tastenden, ratenden Rechnen entgegenarbeiten sollen, zu dem Operieren mit deutlichen Vorstellungen, hilft namentlich das mündliche und schriftliche Erklärenlassen der gefertigten Lösungen, wovon weiter unten genauer geredet werden wird. In unserm Abteilungsunterricht fällt diese Übung in die (zweite) Stunde, welche dem Verstehen der sachlichen Verhältnisse gewidmet ist.

So weit hat unsere Auseinandersetzung diejenigen Momente des Rechenunterrichts verfolgt, welche der Lehrer abteilungs- oder klassenweise vornehmen kann. Wir haben dieser Übungen drei gefunden, erstlich die im Kopfrechnen behufs der Zahlenübersicht und des schnellen und sicheren Operierens; zweitens die, um Verständnis aller sachlichen Verhältnisse zu gewinnen und das Erklären der gefertigten Lösungen zu lernen; und drittens die im Lesen und Zergliedern der Aufgaben, um die Befähigung und Neigung zu einem klaren Verstehen und Behandeln derselben anzubilden. Wir sagten vorhin, der Lehrer „kann" diese Übungen abteilungs- oder klassenweise vornehmen; man darf aber hinzufügen, von Rechts wegen soll hier der gemeinsame oder Abteilungsunterricht eintreten. Einmal und vor allem deshalb, weil dabei der Lehrer selbst mit thätig sein muß, sei es durch Erklären und Vormachen, oder durch Korrigieren und Zurechthelfen. Diese Übungen mit jedem einzelnen Schüler besonders vorzunehmen, wäre Zeitverschwendung und Unverstand. Zum andern deshalb, weil hier, wo es sich vorwiegend um ein klares Auffassen und richtiges Sprechen handelt, der Lehrer mit einer aufmerksamen Kontrolle bei der Hand sein und ja acht geben muß, daß die Lektion im Denken und Reden auch wirklich gelernt, d. h. genug geübt werde. Auch dazu würde beim Einzelunterricht in der Schule die Zeit fehlen. Die Kopfrechenstunde gehört deshalb und insoweit hierher, weil gewisse Vorteile zur Abkürzung der Operationen erklärt und eingeübt werden müssen, und weil der Lehrer zu kontrollieren hat, daß die Schüler auch wirklich nur den Kopf gebrauchen. Wären diese beiden Umstände nicht vorhanden, so würden die reinen Kopfrechen-Exercitien, weil sie eben nur eine Übung sind, füglich dem Einzel-Unterricht überlassen bleiben können. In gewissem Maße ist dies auch immerhin möglich. Wenn nämlich das, was hierbei zu begreifen ist, wirklich begriffen und derart eingeübt ist, daß die Schüler die vorliegenden

Aufgaben leichter und schneller im Kopfe als auf der Tafel zu lösen vermögen, so kann der Lehrer das weitere Einüben in diesem Bereiche dem stillen (schriftlichen) Arbeiten des Einzelnen überweisen, und zwar nicht bloß in der Schule, sondern auch als häusliches Pensum. Dabei werden dann bloß die Resultate auf die Tafel geschrieben. Dann ist freilich auch ein besonderes Rechenheftchen oder eine besondere Abteilung im Rechenbuche für diese Exercitien erforderlich oder wenigstens rätlich, weil es beim Einzelunterricht namentlich gilt, den Wetteifer anzuspornen, und der Freiwilligkeit wie der größeren Kraft Raum zu schaffen, sich durch größere Leistungen ausweisen zu können. In der That kann innerhalb der bezeichneten Schranken der Privatfleiß auch für das Kopfrechnen erfolgreich benutzt werden. Kommt es dabei doch vor, daß einzelne schwächere Schüler sich verleiten lassen, den Kopf zu schonen und den Griffel zu Hülfe zu nehmen, so muß man diese Fälle einstweilen passieren lassen oder doch nicht zu scharf rügen, weil, wenn die Kontrolle nicht möglich ist, auch die Versuchung groß wird.[1])

c) Der Einzelunterricht — neben dem Abteilungsunterricht. Um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, wollen wir vorher eine logische Reflexion vornehmen.

Bei genauerm Besehen dessen, was „einsame" und was „gemeinsame" Arbeit ist, könnte jemand auf den Gedanken geraten, daß beim Unterrichte nicht ein zweifaches, sondern ein dreifaches Arbeiten zu unter-

---

[1]) Man kann dem auch entgegenwirken. Einmal dadurch, daß die geringeren Leistungen der Schwächeren ebenfalls etwas gelten dürfen; dann dadurch, daß der Lehrer im gesamten Schulleben auf Ehrlichkeit dringt, sie zu einem Ehrenpunkt macht, erst bei sich und dann bei den Schülern, wobei er jeweilig auch beim Rechnen daran mahnen kann, daß recht rechnen und recht thun zusammengehören, und jenes höchstens eine Ehre bei den Menschen, dieses aber eine Ehre bei Gott und Menschen ist. Ein ehrlicher Schulverkehr läßt sich aber nicht durch ängstliches und strenges Verfolgen der Unehrlichkeit erzwingen, vielmehr muß bei diesem Verkehr das entgegengesetzte Prinzip gelten von dem, welches der vulgäre Liberalismus in das Staatsleben einzuführen sucht, wonach nämlich das Volk seine Regierung mit möglichstem Mißtrauen und mit Argusaugen überwachen soll, was notwendig nicht eine Klärung, sondern eine Trübung des öffentlichen Lebens, keine Festigung, sondern eine Auflösung der Verhältnisse zur Folge hat, namentlich auch die Folge, daß die Regierung und der vulgäre Konservatismus dasselbe Prinzip wider den Liberalismus kehren, d. h. auch ihn mit Mißtrauen behandeln. Wehe der Schule, deren Leben nach solcher liberalen Doktrin geregelt werden soll. Nicht solche liberale Doktrin, sondern die liberale Gesinnung ist das Rechte, die Gesinnung, welche nicht vor allem Freiheit fordert, sondern gönnt und gewährt, kurz, die Vertrauen säet und darum auch Vertrauen erntet.

scheiden wäre. Unter dem Ausdrucke „gemeinsam“ ließe sich sowohl ein gemeinsames Thun des Lehrers und der Schüler verstehen, als auch ein gemeinsames Thun der Schüler allein, sofern diese alle mit derselben Übung beschäftigt sind, aber für sich, ohne den Lehrer. (Da, wo nur Abteilungsunterricht vorkommt, sind die sog. stillen Arbeiten der Schüler von dieser letzteren Art.) Auf eine ähnliche Unterscheidung könnte ein näheres Besehen der Einzelübungen führen. Bei diesem Ausdrucke ließe sich nämlich sowohl an ein solches Arbeiten denken, wo jeder Schüler etwas Besonderes thut, als auch an die vorgenannte „stille“ Beschäftigung, wo zwar die Gesamtheit der Schüler allein, d. h. ohne den Lehrer, arbeitet, aber an ein und derselben (gemeinsamen) Übung.

Der Sinn jener Ausdrücke will daher genau fixiert sein. Wenn wir hier von Abteilungs- (oder gemeinsamem) und Einzel- (oder „einsamem“) Unterricht reden, so ist bei dieser Einteilung lediglich gefragt worden, ob die Schüler einer Abteilung mit demselben Arbeitspensum beschäftigt sind, oder nicht. Von der Arbeit der Schüler ist der Einteilungsgrund hergenommen, nicht von der Beteiligung des Lehrers dabei. Der Lehrer kann und muß in beiden Fällen durch Erklären, Kontrollieren 2c. mit Hand anlegen; und in beiden Fällen kommen Arbeiten vor, wo die Schüler stille für sich beschäftigt sind. Diesen letzteren, den selbstthätigen Übungen, wird ebensowohl beim Abteilungs- als beim Einzelunterricht die meiste Zeit gegönnt werden müssen, wenn wirklich gelernt werden soll, was dociert worden ist.

Von den (beispielsweise angenommenen) fünf wöchentlichen Rechenstunden haben wir oben drei für den Abteilungsunterricht beansprucht und gezeigt, welche besonderen Übungen in jeder dieser Stunden vorzunehmen sind. Für den Einzelunterricht bleiben also noch zwei Stunden übrig. Es fragt sich nun, welche Übungen dafür passen, und wie dabei zu verfahren ist.

Beim vorgeschriebenen Abteilungsunterricht sind indes alle Übungen, welche im Rechnen nötig sind, schon vorgekommen; mithin kann beim Einzelunterricht, der neben jenem auftreten soll, von einer besondern Art von Rechenexercitien nicht mehr die Rede sein. Was bleibt denn nun für diesen noch übrig?

Hält man fest, daß der eigentümliche Zweck des Einzelunterrichts darin besteht, die Selbstthätigkeit des Schülers zu wecken und dem Privatfleiße Raum und Sporn zu geben, so wird man im allgemeinen annehmen müssen, daß er es ebenfalls mit allen Arten der Rechenübungen zu thun habe, also mit den (reinen) Kopfrechenexercitien,

mit dem Lesen und Zergliedern der eingekleideten Aufgaben, mit dem Lösen derselben und dem mündlichen wie schriftlichen Erklären dieser Lösungen.

Da der gemeinsame (Abteilungs-) Unterricht nicht bloß auf den mündlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler sich beschränkt, sondern auch stille schriftliche Beschäftigungen der Schüler vorkommen, so wird der Privatfleiß des Einzelnen sich zunächst bei diesen letzteren, gemeinsamen schriftlichen Arbeiten bethätigen können und müssen, nämlich in der Art, daß die Eifrigeren und Fähigeren qualitativ und quantitativ mehr leisten als die anderen. Wie dies bei den Kopfrechen-Exercitien möglich ist, wurde oben schon erwähnt. Beim Lesen und Zergliedern der eingekleideten Aufgaben ist das Verfahren ebenso einfach, — nur braucht hier das Lesen als Leseübung nicht mit in die stillen und häuslichen Arbeiten aufgenommen zu werden. Sind nämlich in der betreffenden Lesestunde mehrere sorgfältig ausgewählte Aufgaben mündlich zergliedert, und dann die einzelnen gegebenen und gesuchten Positionen gliederweise in irgend einer Form an der Wandtafel aufgezeichnet worden: so kann nun der Lehrer eine Anzahl Aufgaben bezeichnen, die von den Kindern (sei es zu Hause oder in der Schule) auf dieselbe Weise selbständig schriftlich zergliedert werden sollen, und kann dabei den Privatfleiß in der Art in Anspruch nehmen, daß den Schwächeren und der Mittelschicht ein Minimum aufgegeben wird, während es bei den Geförderten und Eifrigen heißt, man wolle sehen, wie weit jeder je nach Zeit, Kraft und Fleiß darüber hingehen werde. In der Stunde, welche vornehmlich dem Verständnis der sachlichen Verhältnisse gewidmet ist und wo zugleich gezeigt wird, wie die Aufgaben auf der Tafel gelöst und diese Lösungen erklärt werden, verfährt der Lehrer hinsichtlich der stillen oder häuslichen Übungen wie des Anspornens zum Privatfleiß ganz in deselben Weise, worüber also hier insonderheit nichts mehr gesagt zu werden braucht.

Es liegt auf der Hand, daß in dem Maße, wie bei allen diesen stillen Beschäftigungen — im Kopfrechnen, Zergliedern, Ausrechnen und Erklären — der Privatfleiß der Schüler angespornt wird und sich bethätigt, auch in demselben Maße die Mühe des Lehrers im Kontrollieren sich mehrt. Er muß eben sehen, wie er die Arbeit bewältigt und welche Erleichterungsmittel möglich sind; oder aber auf den Einzelunterricht in dieser Form, d. h. auf die Anspornung des Privatfleißes in dieser Form verzichten.

Ist aber eine andere Form noch übrig? Allerdings, nämlich eben die Weise, welche die alten Lehrer befolgten, indem sie jeden Schüler

für sich im Rechenbuch weiter arbeiten ließen, so weit er konnte oder wollte, — nur mit dem Unterschiede, daß Ref. dazu nicht sämtliche Rechenstunden verwendet, sondern die zwei, welche der Abteilungsunterricht übrig gelassen hat. Hier, beim exakten Einzelunterricht, hält also jedes Kind den Lehrgang ein, welchen das Rechenbuch vorschreibt, wofern der Lehrer nicht in einzelnen Fällen einzelne Aufgaben überschlagen lassen will. Bei der andern Hälfte, dem gemeinsamen Unterricht, hat der Lehrer sich einen besonderen Lehrgang zu bilden, indem er einerseits sich vornehmlich nach der Mittelschicht richten und andrerseits solche Aufgaben auswählen muß, die zum Lesen und Zergliedern oder zum Lösen und Erklären geeignet sind.

Nun entsteht aber bei diesem exakten Einzelunterricht die Frage, wie der Lehrer die Zeit finden soll, um sowohl den „einsam" vorschreitenden Schülern aller Schichten nachzuhelfen, wenn sie einmal festsitzen, als auch die gefertigten Arbeiten zu kontrollieren.

Irre ich nicht, so ist es hauptsächlich diese Schwierigkeit gewesen, welche den Einzelunterricht im Rechnen aus den meisten öffentlichen Schulen verbannt hat; denn die Vorteile, welche er bieten würde, können nicht wohl einem nachdenksamen Lehrer entgangen sein. „Zeit! Zeit!" — wird man daher sagen: schaffe uns die erforderliche Zeit zum Nachhelfen und Nachsehen, dann stehen wir sofort auf deiner Seite.

Wohlan, so will ich einen Weg vorschlagen, der zum Ziele führen kann, zu dem Ziele nämlich, auch alle Vorteile des Einzelunterrichts zu erreichen. Das bezeichnete Hindernis des Zeitmangels wird auf diesem Wege zwar nicht beseitigt, sondern bloß umgangen, aber das ist ja in der Praxis gleich; hier handelt es sich lediglich darum, daß man leicht und sicher zum Ziele kommt. Vorhin wurden zwei Bedingnisse namhaft gemacht: das Kontrollieren der gefertigten Arbeiten und das Nachhelfen, wenn ein Schüler festsitzt. Mein Vorschlag hat nun das Seltsame an sich, daß er die eine Bedingung durch die andere erfüllt, und überdies dem Lehrer wenig Mühe kostet. „Da wäre ja der Stein der Weisen gefunden," möchte jemand denken, „ein viereckiger Kreis, ein perpetuum mobile!" So hoch brauchen wir uns indes mit unsern didaktischen Künsten nicht zu versteigen; was ich vorhin sagte, ist aber doch richtig, wie wunderlich es klingen mag. Das Mittel ist höchst einfach und hat daher viele Ähnlichkeit mit dem bekannten Geheimnis, ein Ei auf die Spitze zu stellen. „Es sei, — nur rücke endlich damit heraus!" Gut, es soll geschehen.

Nehmen wir an, man habe den Einzelunterricht in den genannten zwei Stunden eingeführt, jeder Schüler rechne frisch für sich weiter und

es stehe etwa jeder auf einer besonderen Stufe, so daß die ganze Reihe der Schüler vom Gefördertsten bis zum Schwächsten gleichsam eine ebenso lange Reihe von Abteilungen bilde. Da könnte es freilich passieren, daß jeder einzelne plötzlich festsitzt und daher allen 40 oder 80 Schülern geholfen werden müßte. Diese Hülfe, die der Lehrer beim gemeinsamen Unterricht etwa in fünf Minuten geleistet hätte, würde ihm jetzt anscheinend 40, resp. 80 mal 5 Minuten kosten. Mit der Kontrolle wäre es dem Anscheine nach ebenso. Wie aber, wenn der Lehrer sich nun darauf beschränken dürfte, die genannten fünf Minuten lediglich dem obersten Vordermann zu widmen, so daß er diesen immer im Schritt und Zuge hielte, dann demselben übertrüge, es ebenso mit seinem Neben- oder Hintermann zu machen, und weiter dieser zweite den dritten nachzöge und kontrollierte; kurz, wenn jeder Obere zum Vorspann und zur Kontrollierung der Unteren diente: würde so die ganze Reihe nicht vorrücken und am Vorrücken bleiben können, ohne daß es dem Lehrer mehr Zeit und Mühe kostete, als auch beim Abteilungsunterricht? „Dachte ich's doch“ — höre ich einen Leser ausrufen — „dachte ich's doch, daß der Schalk wieder so ein Schneiderknoten-Geheimnis in petto hätte! Ja, wenn das so lustig und leicht ginge, wie es sich schreiben läßt! Aber, wer bürgt mir dafür, daß einer dem andern wirklich helfen kann und wirklich kontrolliert, — daß nicht etliche oder viele sich verabreden, den Lehrer zu täuschen, beim Kontrollieren ein Auge zuzudrücken, „fünf gerade sein zu lassen,“ ja ganze Reihen von Aufgaben zu überschlagen, um auf einmal mit Siebenmeilenstiefeln fortzuschreiten?“ — Geduld, lieber Freund, ich habe nur gesagt: wenn man so verfahren könnte, dann würden die und die Vorteile erreichbar sein. Ich behaupte nicht, daß man's just so machen sollte. Meine Meinung ging lediglich dahin, die Richtung des Weges, die Hauptidee des Mittels zu zeigen. Vielleicht brauchen wir bloß ein paar Verbesserungen anzubringen, um die mit Recht gefürchteten Übelstände zu vermeiden, und können dann das Verfahren in der Hauptsache festhalten. Überlegen wir einmal! Daß dabei das Hindernis des Zeitmangels für den Lehrer beseitigt, resp. umgangen wird, ist klar. Zum andern steht erfahrungsmäßig nicht zu besorgen, daß sämtliche Schüler auf einmal der Nachhülfe bedürfen werden; dies mag höchstens in einer Stunde etwa ein Dutzend Mal, also durchschnittlich alle fünf Minuten einmal vorkommen. Es handelt sich daher bloß darum, sicher zu stellen, daß die Nachhülfe, welche ein Schüler dem andern zu leisten hat, wirklich und gut geleistet werde, und dann, daß alles ehrlich, ohne Täuscherei zugehe. Wie läßt sich nun diese Bürgschaft erreichen?

Setzen wir den Fall, der Schüler D — der vierte in der Reihe — könne die Aufgabe, an der er jetzt steht, nicht lösen. Nach der Ordnung, die ich handhabe, darf er jetzt nicht selbst seinen Vormann in Anspruch nehmen, sondern muß sich dem Lehrer melden, was einfach dadurch geschieht, daß er an seinem Platze still aufsteht. Auf meinen Wink nennt er dann den Abschnitt und die Aufgabe, um welche es sich handelt. Ich winke nun dem Schüler C, dem nächsten Vordermann von D in der Rechenreihe, zum Aufmerken, notiere ihm die Nummer der betreffenden Aufgabe an die Wandtafel oder lasse sie durch den andern Schüler nennen. Der Helfer weiß jetzt Bescheid und schickt sich an, still für sich die Aufgabe zu bedenken und, so weit es ihm nötig dünkt, auf seiner Tafel auszurechnen. Der andere mag mittlerweile an einer der nächstfolgenden Aufgaben sich versuchen. Sobald jener mit seinem Überlegen und Rechnen zu Ende ist, giebt auch er dies durch Aufstehen zu erkennen. Auf einen Wink von meiner Seite beginnt er dann, dem ratlosen Kameraden die fragliche Aufgabe laut zu erklären. Ich höre ebenfalls zu, um zu kontrollieren, ob er seine Sache gut macht; denn die zu leistende Hülfe ist bei ihm zugleich eine Prüfung für sein privates Einzelrechnen, eine Probe nämlich, ob er die Aufgaben bis zu diesem Punkte wirklich mit Verstand gerechnet hat. Zeigt es sich, daß seine Erklärung unzureichend und mangelhaft ist, oder gesteht er selbst ein, daß er die Aufgabe nicht lösen oder nicht erklären könne, so ist ihm selbst damit das Urteil gesprochen: sein fortgeschrittenes Einzelrechnen muß wieder zurückschreiten und an der ungelösten Aufgabe von neuem beginnen. Nun wird der folgende Vordermann B zur Hülfe aufgefordert, für den dann die Hülfeleistung ebenfalls eine Prüfung ist. Hat dagegen C die geforderte Erklärung gut ausgeführt, so wird der hülfsbedürftige D in der Regel sich befriedigt erklären, vielleicht erklärt er sogar schon nach den ersten Sätzen, daß er jetzt selbst den Weg wisse. Wäre ihm die Aufgabe noch nicht klar geworden, so würde der andere die Erklärung wiederholen müssen, wobei dann auch der Lehrer, falls es ihm rätlich scheint, durch ein paar Fragen mit eingreifen könnte. Durchschnittlich wird die Hülfeleistung für den einen — oder was dasselbe ist: die Prüfung für den andern — leicht und still von statten gehen, so daß nach ein paar Minuten jeder wieder an seiner privaten Arbeit ist.

In dieser Weise, die ohne Zweifel dem Leser sofort verständlich sein wird, geht das Verfahren seinen geregelten Gang: wo irgendeiner in der langen Rechenreihe der Nachhülfe bedarf, da muß der nächste Vordermann (oder einer der nächsten) diese Hülfe leisten und damit zugleich ein Examen bestehen, d. h. über die Solidität seines vorgeschrittenen Privat-

fleißes Rechenschaft geben. So kann jedem geholfen und jeder kontrolliert werden, ohne daß Zeit und Kraft des Lehrers zu belästigend in Anspruch genommen sind. Die Vorteile liegen demnach auf der Hand.

Es könnte nun jemand noch einreden wollen, diese Prüfungen der Einzelnen seien doch nur Prüfungen der Rechen-Fähigkeit, nicht aber eine Kontrolle der gesamten Rechen-Thätigkeit; wenn diese letztere, d. h. das Nachsehen aller von den Schülern privatim gerechneten Aufgaben, nicht stattfinde, oder vielleicht sogar niemals davon die Rede sei, so würden diese dadurch in Sicherheit eingewiegt werden und in Versuchung geraten, entweder Aufgaben geradezu zu überschlagen, oder mit halben und versuchsweisen Lösungen sich zufrieden zu geben, kurz, durch allerlei Täuschungen recht weit vorzurücken suchen. Ein anderer möchte fragen wollen, ob der Lehrer, der ja auf die Erklärungen stets achten müsse, nicht dennoch mehr Zeit darauf verwenden müsse, als ihm zu Gebote stehe.

Auf das erste Bedenken ist folgendes zu erwidern. Beim Rechnen gilt ja als Ziel die Rechen-Fähigkeit; die Rechen-Thätigkeit, die Übung, ist nur Mittel. Kann nun die Kontrolle so geschehen, daß das Rechnenkönnen Schritt vor Schritt, nicht erst nach langen Zwischenräumen, über sich Rechenschaft zu geben hat, was beim beschriebenen Verfahren in der That der Fall ist, indem jeder jeden Augenblick gewärtig sein muß, sich für einen Hintermann zur Hülfe herangezogen zu sehen; leistet ferner jene Weise der Prüfung das, was sie leisten soll, d. h. wird die Rechenfähigkeit wirklich ausreichend geprüft: so reicht dieses Kontrollverfahren einstweilen auch vollkommen aus, denn die Möglichkeit, durch Täuscherei vorwärts zu kommen und unentdeckt bleiben zu können, ist sowohl für das Bewußtsein der Schüler wie in Wirklichkeit dergestalt eingeschränkt, daß dieser kleine Spielraum keine Sorge mehr zu machen braucht. Im weiteren wird er noch dadurch beschränkt werden, wenn, wie oben empfohlen, in der ganzen Schule ein Geist der Ehrlichkeit herrscht und der gesamte Verkehr auf gegenseitigen Kredit gegründet ist. Soweit dann noch eine Kontrolle der laufenden Rechenarbeiten nötig oder rätlich bleibt — sei es bei einzelnen und in einzelnen Fällen, oder überhaupt — so kann der Lehrer einige zuverlässige Schüler in jeder Abteilung damit betrauen, indem er ihnen je zuweilen eine aus dem Haufen herausgenommene Tafel zur Durchsicht übergiebt — etwa vor Beginn des Unterrichts, oder nach der Schule, oder wie es sonst gelegen ist. Rechnet man nun alles zusammen, was bei unserm Verfahren zur Kontrollierung der Rechenarbeiten und der Rechenfähigkeit geschieht, so wird sich ergeben, daß die Schule in der That damit auskommt.

Auf das obige zweite Bedenken ist zu sagen: Des Lehrers Zeit wird allerdings durch diesen Einzelunterricht noch in einem gewissen Maße in Anspruch genommen, allein nicht so sehr, daß er z. B. in derselben Stunde, wo eine Abteilung privatim auf der Tafel rechnet, nicht die andere Abteilung zugleich mündlich im Kopfrechnen beschäftigen oder lesen lassen könnte. Seit achtzehn Jahren habe ich sowohl in einer einklassigen wie in einer mehrklassigen Schule auf die beschriebene Weise den Rechenunterricht erteilt und kann daher aus Erfahrung sagen, daß sie unschwer auszuführen und mir von Jahr zu Jahr lieber geworden ist. Wer es probieren will und die dabei zu beobachtende Ordnung mit einigem Geschick regelt und handhabt, wird dieselbe Erfahrung machen können.

Übersicht der Rechenübungen.

Abteilungsunterricht		
1. Stunde:	reine Kopfrechen-Exerzitien.	Neben dem mündlichen Unterrichte gehen stille schriftliche Übungen des Gelernten her.
2. Stunde:	Lesen u. Zergliedern eingekleideter Aufgaben	
3. Stunde:	a) Kennen u. Verstehenlernen der sachlichen Verhältnisse. b) Lösen der Aufgaben und Erklären des Lösungsverfahrens.	
Einzelunterricht.		
4. Stunde: 5. Stunde:	Jeder einzelne rechnet für sich weiter — in der Schule und zu Hause.	Der Geförderte muß stets bereit sein, dem Schwächeren die nötige Hülfe zu leisten, — und dadurch über die Solidität seines Fortschritts Rechenschaft geben.

Bemerkung. Die Zahl der wöchentlichen Rechenstunden ist nur beispielsweise auf fünf gesetzt; ebenso wolle man die Reihenfolge der Übungen (innerhalb einer Woche) verstehen.

Die zweite oder dritte Stunde kann den Geförderten zuweilen zum Einzelrechnen überlassen werden.

5. Selbstanzeigen.

I.

Grundlinien einer Theorie des Lehrplans. Von Fr. W. Dörpfeld. Gütersloh 1873, bei C. Bertelsmann. — Motto: Eine gute Theorie ist das Praktischste, was es giebt.

Dieses Schriftchen wurde bereits kurz angesagt. Da der Titel aber in der pädagogischen Litteratur ein Novum ist, und verständige Leute nicht eher ein Buch kaufen, bis sie wissen, was hinter dem Titel zu erwarten ist, so wird es rätlich sein, ihm einige erläuternde Bemerkungen beizufügen.

1. In der Didaktik oder in der Lehre vom Unterricht handelt es sich um zwei Hauptstücke: erstlich um den Lehrstoff samt dem Lehrgange, mit einem Wort: um den Lehrplan, — und sodann um die Lehrweise samt den Lehrmitteln, mit einem Wort: um die Methode.

Die Methode (innerhalb jedes einzelnen Lehrfaches) ist abhängig — einerseits von der Natur des Objektes (des Lehrstoffes), andrerseits von der Natur des lernenden Subjektes (oder des menschlichen Geistes), worüber die Psychologie Auskunft geben muß.

In der Theorie des Unterrichts, wie ihn eine allgemeine Bildungsanstalt (z. B. die Volksschule) bedarf, ist demnach festzustellen:

a) welche Lehrgegenstände vorkommen sollen;

b) was von der Natur dieser Lehrgegenstände zu sagen ist, und was daraus für das Lehrverfahren folgt;

c) was die Psychologie über die Natur des Geistes und seine Entwicklung lehrt und was daraus für die Lehrweise folgt.

Die ersten beiden Fragen (a und b) sind es, womit das vorliegende Schriftchen sich beschäftigt.

Wie man sieht, muß die Untersuchung der Frage b auch in die Methodik hinübergreifen. Sie greift in der That tief ein — tiefer, als

die meisten Leser nur wenig sich vorstellen werden. Es beruht dies auf einem Umstande, der bisher in der Didaktik noch wenig und in seinem vollen Umfange noch gar nicht zur Sprache gekommen ist. Bei jener Frage handelt es sich nämlich nicht bloß um die Natur des einzelnen Lehrgegenstandes, wie er für sich besteht, sondern auch um den *innern Zusammenhang* der sämtlichen Lehrfächer. Diesen organischen Zusammenhang aufzudecken, ist eine der Hauptaufgaben meiner Schrift. Wo derselbe begriffen wird, da sieht man ein, daß der Lehrplan einer Bildungsanstalt nicht ein bloßer Haufen von Lehrfächern ist, sondern ein *Gebäude, welches in der Zahl und Ordnung seiner Teile eine geschlossene Einheit bildet*, aus der auch kein einziger Stein verrückt oder herausgenommen werden kann. Daraus ist dann klar, daß die Methodik, welche auf eine naturgemäße und allseitige Bildung zielt, nicht bloß die Natur des Geistes und die Natur des einzelnen Lehrfaches, sondern auch den innern Zusammenhang sämtlicher Fächer kennen und berücksichtigen muß. Es folgt aber auch ferner daraus, daß die Durcharbeitung des Lehrstoffes oder das, was man „formale“ Bildung nennt, noch andere Bestandteile hat als die, welche man gewöhnlich ihr zuschreibt.

2. Abgesehen von dem, was Tradition und Einzelerfahrung beigesteuert haben, zehrt die Didaktik der modernen Volksschule vornehmlich von den Errungenschaften und Anregungen *Pestalozzis* und seiner Jüngerschaft. Der didaktische Ertrag der Pestalozzischen Schule liegt jedoch vorzugsweise auf der methodischen Seite des Unterrichts; ihre Leistungen auf der materiellen Seite, d. h. für die Theorie des Lehrplans, haben nicht gleichen Schritt gehalten. Damit soll natürlich kein Vorwurf ausgesprochen sein, sondern nur eine Thatsache konstatiert werden. Pestalozzi selbst nahm zwar einen Anlauf, auch auf der materialen Seite des Unterrichts ordnend und reformierend einzugreifen; allein seine Trias „Wort, Zahl und Form“ lebt nur noch in den pädagogischen Geschichtsbüchern fort. Nach ihm ist es auf dem Volksschulgebiet vornehmlich *Graser* gewesen, der das Problem ernstlich aufnahm. Seine Leistungen sind in ihrer Art höchst dankenswert, und man darf vielleicht sagen, daß die Nachgeborenen sich noch lange nicht alles zu nutze gemacht haben, was er erarbeitet hat. Das eigentliche Problem, eine Theorie des Lehrplans zu finden, blieb freilich ungelöst.

Seitdem sind wir im wesentlichen nicht weiter gekommen. Zum Zeugnis dafür brauche ich nur zu erinnern an das Hin- und Her-Experimentieren im deutschen Sprachunterricht, — oder an den unsterblichen Streit zwischen „Humanismus“ und „Realismus“, der unter allerlei Formen und Fragen immer wieder auftaucht, — oder an die Mängel,

